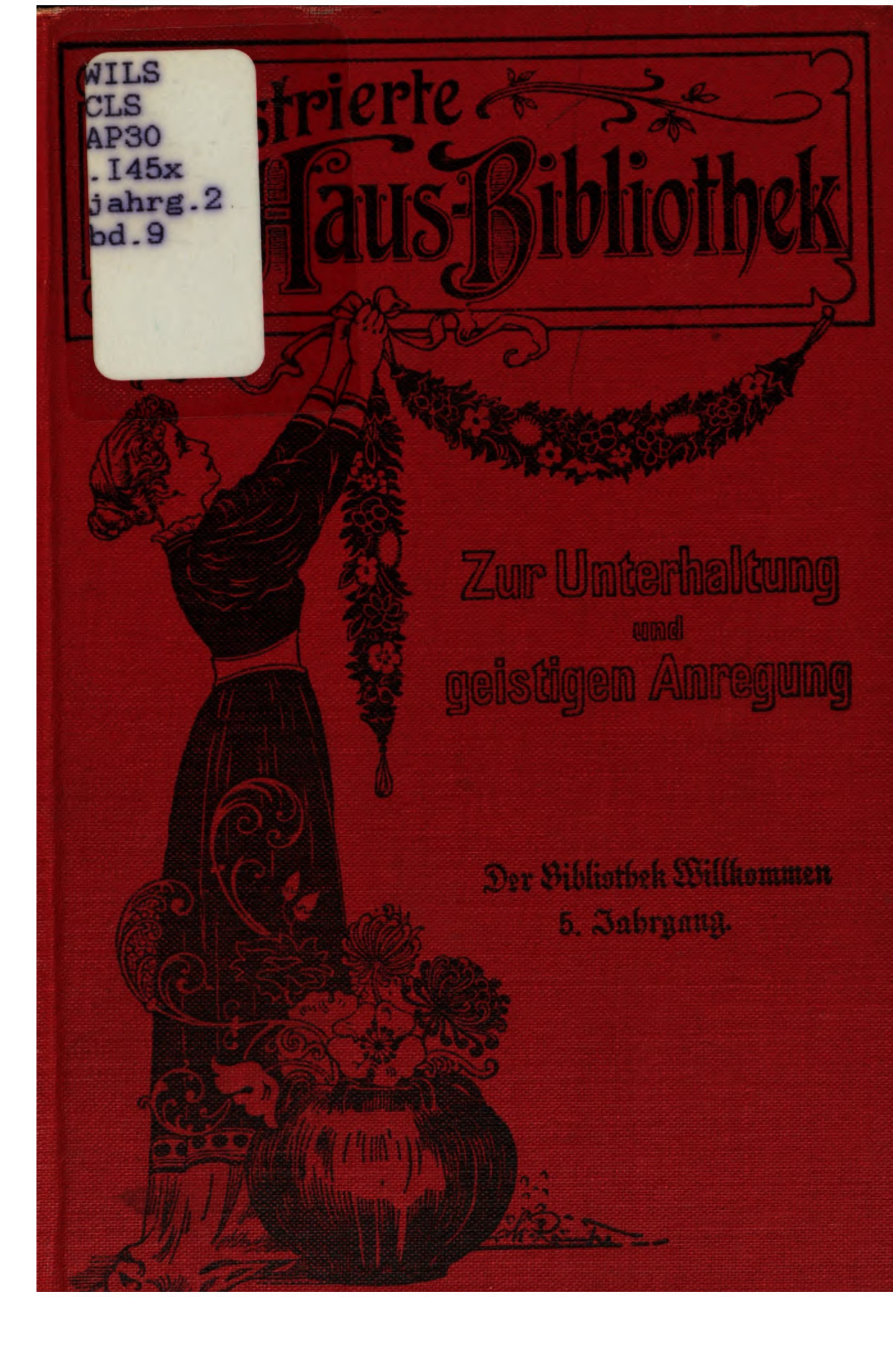


WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.9
...strierte
...aus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

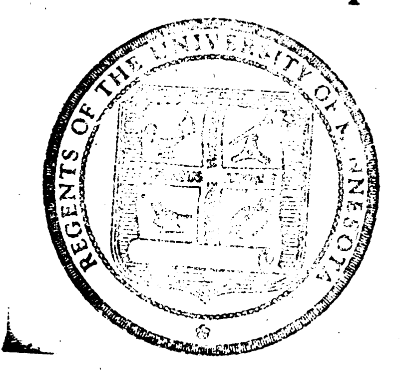
Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

Aus der Bibliothek von:



Twin Cities Campus



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Schlaf' Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du!

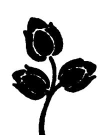
Nach dem Gemälde von E. Anders.

Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band IX

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung



Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original-Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XXVII.

olle zwei Tage blieb Dittmar in seiner Stube. Als er dann, Barbas flehentlichen Bitten nachgebend, wieder zum Vorschein kam, war er verschlossener, denn je zuvor. Seine Bewegungen waren langsam, fast schwerfällig; oft mechanisch, wie einem fremden, außer ihm stehenden Willen gehorchend. Seine Augen blickten kalt, teilnahmslos gegen die Dinge der Außenwelt. Es war, als ob sie nach innen schauten, auf ein geheimes Leben dort, dem alle seine Aufmerksamkeit und Kraft galt; aus dem sich ein Entschluß emporgerungen hatte, fest, unbeugsam, ehern. Unter diesem Entschlusse erstarrten seine Züge; niemals mehr kam jenes stille Lächeln um seine Lippen, das ihn Barba und das Kind gelehrt hatten; niemals sprach er ein Wort über das Notwendige hinaus.

Barba schrieb sein seltsames Wesen dem Schmerz über ihren Verlust zu, der Eifersucht auf Henne, die ihn verzehrte. Sie suchte ihn zu trösten, ihn durch erhöhte Hingabe milder zu stimmen. Mit heißen Bitten drang sie in ihn, sie nicht allein mit Henne und dem Knaben in die weite, unbekannte Ferne ziehen zu lassen, aus der es vielleicht kein Wiedersehen gab. Sie strömte über von Schilderungen des Lebens, das

sie dort draußen in der neuen Welt miteinander führen wollten. Dort, wo niemand sie kannte. Dort, wo niemand ihnen im Wege war. Dort, wo sie einander lieben konnten, ohne den Haß und die Verfolgung durch die Anderen. Und Henne stimmte in leidenschaftlichen Worten mit ein.

Und es schien ihnen zu gelingen. Es gab einen Augenblick, wo in die starren Augen etwas wie Milde zu kommen schien, als wolle sich etwas wie eine Last von diesem stummen Herzen lösen. Da war's, daß Dittmar einwilligte, mit fortzugehen.

Gleich darauf aber war er wieder so kalt und abweisend, wie zuvor. Als ob er die weiche Regung bereits bereue. Dennoch that er nichts, was auf eine Zurücknahme seiner Zustimmung hindeutete. Er widersprach nicht, wenn Barba bei den Zurüstungen für die lange Reise und das unbekannte Leben, das ihrer wartete, auch ihn und seine Bedürfnisse in Anschlag brachte; er unterstützte sie vielmehr. In seiner stillen, geräuschlosen Art, die das laute Wort nicht liebte und den alten Mann wie einen Schatten inmitten des warmen Lichtes einherwandeln ließ, das nun den Weg in die Waldhammerschmiede gefunden hatte. Trotzdem wich die Sorge um den Vater von Barba nicht. Der starre, finstere Ernst seiner Stirn, der kalte, wie von einem unbekannten Entschluß gehärtete Ausdruck seines Gesichtes erschreckte und quälte sie.

Er aber schien nichts von alledem zu merken. Einem längeren Alleinsein mit ihr ging er geflissentlich aus dem Wege. Drohte einmal ein solches, so holte er eiligst Henne herbei, um mit diesem die Vorbereitungen für den Auszug zu besprechen.

Hier gab es viel zu beratschlagen, zu thun. Für Henne mußte Straflosigkeit wegen des Wildfrevels erwirkt, der Wulffshof mußte verkauft werden. Ebenso die Waldhammerschmiede, ein schwieriges Unternehmen in dieser armen Zeit. Auch galt es, die Papiere herbeizuschaffen, die es Barba ermöglichten, eine neue Ehe einzugehen: die amtliche Bescheinigung von Bertrands Tode.

Alles das übernahm Dittmar selbst. Alle Einwendungen Hennes schnitt er kurz, entschieden, fast rauh ab. Dies war sein Wille; es war vergebens, dagegen anzukämpfen. Und

Henne fügte sich. Durch den Wald rings um das düstere Haus strahlte der Sonnenschein, und Sonnenlicht leuchtete auch in Barbas Augen, von Barbas Stirn. Beide umfing das junge, jauchzende Glück.

Sie achteten kaum darauf, wie der Alte sich eines Tages zum Gange ins Thal rüstete. Feste, freudige Zuversicht erfüllte sie, sichere Hoffnung. Sie hatten sich; was konnte nun noch kommen?

Und sie lächelten einander zu. Sie zogen in den wogenden Wald, lagerten im frischen Grase der Lichtungen und schauten träumend und genießend in den hohen, tiefen Himmel hinein, Hand in Hand; zwischen ihnen das Kind.

Da war's, daß Johannes lachen lernte. —

* * *

Amtmann Dreßler empfing den Waldhammerschmied sofort. Neben dem Schreibtisch stehend, auf den er seine Rechte stützte, blickte er dem Eintretenden mit einem fast höhnischen Lächeln entgegen. Seit jenem Tage, da Hilde Karl von Nottorps Frau geworden, fühlte er sich sicher. Wenn Karl von Nottorp nun auch wirklich den wahren Zusammenhang der Dinge erfuhr — unangenehm und peinlich würde es ja für den Amtmann sein, aber nicht mehr gefährlich. Hildes Gatte würde nicht gegen den Vater seines Weibes auftreten. Und was konnte er denn schließlich auch verlangen? — Die Rückgabe des Gutes. Aber war das als Hildes Mitgift nicht schon in seinen Händen? Oder wenigstens hatte er den Nießbrauch davon; später, nach des Amtmanns Tode, würde es ihm ganz gehören.

Und der Tod des alten Freiherrn — konnte man ihn dem Amtmann zur Last legen? Er hatte den Mord nicht bestellt. Aus freien Stücken, aus eigenem, unmittelbarem Willensdrang hatte Dittmar, der Waldhammerschmied, ihn begangen. Der da eben eintrat, die Stirn finster gefaltet, einen düster glühenden Blick in den Augen.

„Ihr seid's, Dittmar?“ rief der Amtmann mit seinem lauten Lachen, hinter dem er seine Befangenheit verbarg. „Was führt Euch zu mir, Mann? Kann ich etwas für Euch thun? Dann schnell, ich hab' nicht viel Zeit übrig!“

In Dittmars hartem Gesicht bewegte sich kein Zug.

„Nicht? Früher hattet Ihr immer Zeit für mich, Amtmann?“

Wieder lachte jener.

„Früher — ja! Aber jetzt — die Dinge haben sich ein wenig verändert seitdem, mein Bester! Oder wißt Ihr noch nicht, daß seit vier Wochen Hilde Dreßler Freifrau von Rottorp genannt wird?“

Der Hammerschmied nickte kalt.

„Ich weiß es. Ihr habt das schlau gemacht, Amtmann!“

Amtmann Dreßler that verwundert.

„Schlau? Kann ich just nicht sagen. Hab's überhaupt gar nicht gemacht. Ist ganz von selbst gekommen. Wie das so geht bei jungen Leuten. Hatte sich da der Junge schon vor langer Zeit in das Mädel vergafft. Konnte nicht von ihr lassen. Na, und was wollte ich da thun? Sie war ja auch rein weg nach ihm. Hab' also Ja und Amen dazu gesagt. — Nur schade, daß ich's nicht schon früher wußte, wie's mit den beiden stand. Dann wäre die ganze Geschichte von damals nicht nötig gewesen. Haus Rottorp wäre dann ja auch so zu den Dreßlers gekommen!“

Dittmar sah ihm mit einem seltsamen, starren Blicke in die Augen.

„Wirklich? Wär's das, Amtmann?“

Jener sah fort.

„Ihr glaubt mir nicht? Na, Ihr solltet nur sehen, wie die beiden miteinander leben! Wie die Turteltauben! — Aber 's ist ja schließlich auch gleichgültig, was Ihr glaubt und was nicht. Jedenfalls ist die alte Geschichte für mich nun gründlich ad acta gelegt!“

„Weiß er's?“

„Warum nicht gar! Ich werd's ihm doch nicht auf die Nase binden! Und Ihr — Ihr schweigt natürlich, wie zuvor. Ist ja Euer eigener Vorteil. Ich bin ja nicht mehr beteiligt. Wenn er nun wirklich auch erfährt, wie ich die Gelegenheit nutzte — na, er wird ein paar Wochen schmollen und dann ist's wieder gut!“

Er lachte laut und ging ein paarmal lebhaft hin und her, mit festen, schnellen Schritten. Die Krankheit schien aus seinen Füßen gewichen. Seine riesige Gestalt trug sich straff aufgereckt und verriet in nichts die vierundfünfzig Jahre des Mannes. Seit Hildes Hochzeit schien etwas wie eine neue Jugend über ihn gekommen.

Ein langes Schweigen herrschte nach seinen letzten Worten. Dittmar stand noch immer neben der Thür, bleich, gesenkten Hauptes, die Lippen fest aufeinander gepreßt. Als befürchte er, daß ihnen ein unbedachtes Wort entfliehe, das die geheimen Pläne seines Herzens verraten könne.

Nun richtete er sich langsam auf und trat etwas näher. Seine Stimme klang gedämpft, sein Atem ging schwer.

„Ist's Euch wirklich so leicht ums Herz, Amtmann?" fragte er mit verschleiertem Blick. „Wenn der Nottorp alles erführe, glaubt Ihr, er würde Euch's so hingehen lassen?"

Amtmann Dreßler blieb stehen. Noch lachte er.

„Hab' ich den Mord bestellt?"

Dieselbe Frage hatte er dem Schmiede am Tage der Heimkehr der Sieger ins Gesicht geschleudert. Damals hatte das Wort Dittmar wie ein Schlag getroffen. Nun aber schien es ihn kaum zu berühren, ob einer es Mord oder Notrecht nannte, was er gethan.

Er nickte nur, leise, kaum merklich; als habe auch für ihn die Frage längst ihre Bedeutung verloren, jene ewig bohrende Frage der langen, schlaflosen Nächte, die Frage nach dem Recht.

„Nein, Ihr bestelltet den Mord nicht!" sagte er dumpf, langsam, jedes einzelne Wort schwer betonend. „Aber Ihr schufet ihn!"

Noch immer lachte Amtmann Dreßler.

„Ich schuf ihn? Seid Ihr närrisch, Mann?"

„Ihr kamt zu mir und sagtet mir, daß es der Nottorp gewesen war, der mich ehrlos gemacht. Ihr kanntet mich. Ihr wußtet, daß ich's ihm nicht so hingehen lassen würde. Und aus Euren Worten über die geplante Flucht ersah ich die Gelegenheit. So that ich's. — Gewiß, der Mann war mir

immer verhaßt. Aber nur als der Herr über Knechte, nicht als Mensch. Ein ehrlicher Kampf war zwischen uns gewesen um das alte und das neue Recht. Ein Kampf mit Worten und Gründen, nicht mit tötender Waffe. Die kam erst in meine Hand, als ich auch den Menschen in ihm hassen gelernt hatte. Und durch wen hatt' ich's gelernt? Durch Euch, Amtmann, durch Euch! Darum — Ihr schufet den Mord! Nie hätte meine Hand nach der Waffe gegen den Nottorp gegriffen, hättet Ihr sie mir nicht hineingedrückt!"

Der Amtmann hatte sich abgewandt. Sein Gesicht war blaß geworden und seine Augen fuhren unruhig umher.

„Und warum sagt Ihr mir das alles?" stieß er endlich hervor. „Soll ich denn nie Ruhe haben vor Euch? So geht doch hin und sagt's dem Jungen! Sagt's ihm, packt es vor ihm aus, alles, wie Ihr es Euch zurecht gelegt habt. Wir werden ja sehen, ob er mehr Euch oder mir glaubt!"

Dittmar stand regungslos, unverwandt vor sich hin ins Leere starrend.

„Ja, das würden wir sehen! Ihr würdet's sehen, Amtmann, daß er mir glaubt, nicht Euch! Euer Fall ist der Betrug, die List, die Lüge; alles habt Ihr durch die Lüge gemacht. Aber ich — wohl, ich tötete! Aber, Amtmann, ich log nicht! Nie habe ich gelogen, nie! Und darum — ich werde nicht zu ihm gehen, wenn Ihr es hindern wollt. Und Ihr könnt es hindern. Ob ich spreche oder nicht — beides liegt in Eurer Hand! Denn, Amtmann, Ihr sollt mir helfen. Deshalb bin ich zu Euch gekommen. Helfen, daß ich von hier fortgehen kann!"

Der Amtmann fuhr jäh herum und sah jenen erstaunt an.

„Fortgehen — Ihr wollt fortgehen? Wohin?"

Ein seltsames Licht erschien plötzlich in Dittmars Augen. Langsam wandte er sie dem Fragenden zu, mit einem wie messenden Blicke, der dessen ganze Gestalt umfaßte. Als prüfe er des Gegners Kräfte für einen zukünftigen Kampf, für den Kampf, der beiden das Ende bringen mußte.

„Fortgehen — ja, fortgehen! . . . Wohin — weiß ich's?" Ein rätselhafter, verschleierter Ton war's, in dem er die Worte gesprochen. Aber dann, wie um den befremdenden Eindruck

wieder zu verwischen, setzte er einfach, schlicht hinzu: „Wir wollen auswandern, Barba, der Knabe und ich. Nach Amerika. Auch Henne Wulff geht mit. Er heiratet Barba. Wir wollen der Sache hier ein Ende machen, und da's nicht anders geht, so gehen wir!“

Strahlende Freude war währenddessen im Gesichte des Amtmannes aufgestiegen. Er machte gar keinen Versuch, das Aufatmen der Erleichterung zu verbergen, das seine Brust hob und senkte. Mit einem Blicke überschaute er die gewaltige Tragweite des Gehörten. Eine Befreiung war's für ihn, eine Erlösung von dem jahrelangen Drucke, den der Gedanke an Dittmars Nähe, an die stumme Drohung seiner Augen auf seine Seele gewälzt hatte. Nun endlich sollte er für immer aufatmen dürfen, nun endlich sollte dieser düstere Schatten aus seinem Leben weichen!

Alles löste sich aufs beste. Als Sieger gingen die Dreßlers aus dem furchtbaren Kampfe hervor um das Land unter dem Bilstein, Sieger überall.

„Und dazu soll ich Euch helfen?“ fragte er hastig, bereit, alles zuzugestehen. „Was kann ich für Euch thun?“

„Zuerst gilt es, für Barba die Heiratserlaubnis beschaffen!“

Der Amtmann nickte lebhaft.

„Ihr meint, den Totenschein für den ersten Mann, den französischen Kapitän? Aber das ist leicht! Hab' ich seinerzeit nicht selbst die amtliche Nachricht erhalten, daß er beim Uebergang über die Beresina ertrunken ist?“ Er öffnete den großen Schrank, der die eine Wand des Zimmers bedeckte. „Bertrand hieß er, also B!“ Er zog das Aktenstück hervor und schlug die Seite auf. „Da steht's! Ertrunken in der Beresina. Ich will Euch den Schein sofort ausstellen. In vierzehn Tagen kann dann die Hochzeit sein!“

„In vierzehn Tagen!“ wiederholte der Schmied langsam und sah zu, wie der Amtmann schrieb. In seinen Augen war wieder jener seltsame, messende Blick.

„Und gleich nach der Hochzeit werdet Ihr fortgehen?“

„Gleich nach der Hochzeit. Ja, dann wird's geschehen!“

Amtmann Dreßler lachte.

„Ihr sagt das so — fast schwermütig! Aber, Mann, es muß Euch doch leicht werden, das Fortgehen. Ihr habt hier doch nicht gerade viel Angenehmes erlebt. Ihr solltet froh sein, daß das alles nun ein Ende haben wird!"

Dittmar lächelte fast; ein schwaches, schattenhaftes, furchtbares Lächeln, das in seine Augen keinen Schimmer von Freude brachte.

„Ein Ende. Alles wird ein Ende haben. Ja."

Unbewegt nahm er den Schein, der Barba und Henne Wulff vereinen sollte. Dieses Eine wenigstens hatte sich zum Guten gewendet, nicht mehr würde das Kind unter der Schuld des Vaters leiden. Und das, was noch kam, würde sie nicht mehr berühren. Vielleicht, daß Barba es kaum erfuhr, wenn sie fort war. Wenn sich zwischen ihr und der Heimat die große Flut dehnte, zwischen ihr und dem Vater; die Flut des Vergessens.

„Auch muß Henne Wulff ohne Strafe ausgehen!"

„Ihr meint wegen des Wilderns? — Zugestanden, Dittmar! Wir wären ja froh, wenn wir alle Wilddiebe auf diese Weise los würden!"

„Und den Wulffshof — den müßt Ihr kaufen, Amtmann! Ebenso meinen Waldhammer. Beide sind den Rottorps und Euch ja immer im Wege gewesen. So wird's für Euch ein Vorteil sein, zuzugreifen. Wenn Ihr wollt, können wir gleich rechnen!"

Der Amtmann zögerte.

„Gegen Eueren Waldhammer hab' ich nichts!" sagte er lauernd. „Das lohnt sich immerhin. Da wird der Wald ganz mein. Aber der Wulffshof — es sollen viel Schulden darauf stehen!"

Dittmar nickte und sah ihn an, mit jenem starren, kalten Blick.

„Die sind vom Schlüter, dem Kaufmann in der Stadt. Gewiß, wenn der es will, gehört der Wulffshof morgen ihm, ohne daß es ihn noch einen Heller weiter kostet. Aber Henne Wulff muß was mit in die Ehe bringen, wie seine Frau das Geld für den Hammer hineinbringt. Er darf nicht der Mann seiner Frau werden. Gleiches Recht und gleiche Pflicht für

beide. Und zudem ist der Johannes da, der Johannes Bertrand, der ihn nichts angeht, den er aber mit ernähren muß: Drüben in dem fremden Lande, wo ihn keiner kennt und wo keiner ihm hilft. Darum müßt Ihr den Wulffshof kaufen, Amtmann, damit noch ein Stück Geld für ihn dabei herauskommt, mit dem er weitersehen kann. Ihr müßt ihn bezahlen nach dem Werte, den er hatte, ehe das Feuer in die Ställe kam!"

Eine dunkle Röte stieg dem Amtmann ins Gesicht. Scheu blickte er zur Seite.

„Das Feuer ... ich weiß nichts von dem Feuer!"

Dittmar beugte sich ein wenig zu ihm herab.

„War der Pole, der Garzewski, nicht Knecht bei Euch, ehe er auf den Wulffshof kam?"

Jener fuhr auf.

„Was soll das? Was fragt Ihr? Glaubt Ihr ... Gewiß, war der Pole Knecht bei mir! Aber was beweist das? Ist ja noch nicht einmal klar, ob er das Feuer anlegte, er, oder der Landstreicher, den man auf dem Hofe fand, bewußtlos, blutend! Der soll's gewesen sein!"

„Und Ihr habt ihn verfolgt, diesen Landstreicher!" fiel Dittmar spöttisch ein. „Wie's Eure Pflicht als Amtmann ist. Nicht wahr, Ihr habt ihn gegriffen?"

Verlegen zuckte jener die Achseln.

„Versucht ist's. Nicht meine Schuld, wenn's nicht gelang. Der Kerl ist spurlos verschwunden!"

Der Schmied richtete sich auf.

„Spurlos — gewiß! Alles verschwindet spurlos, Amtmann, was Euch in Euere Pläne nicht paßt!"

„Aber wenn ich Euch versichere ..."

Mit einer eisigen Handbewegung schnitt Dittmar das Weitere ab.

„Wollt Ihr also den Wulffshof oder nicht?"

„Und wenn ich ihn nicht will?"

Die Stimme des Schmiedes klang hart, schneidend, ehern.

„Dann — Ihr wißt, die Kassette des alten Nottorp enthielt ein Papier. Dieses Papier gegen den Wulffshof, Amtmann!"

Amtmann Dreßler überlegte. Immerhin schien's ihm passend, auch dieses Zeugnis des Vergangenen zu vernichten.

„Also wenn ich den Wulffshof kaufe?"

„Erhaltet Ihr das Papier!"

„Sofort?"

„Am Tage, da wir fortgehen!"

„Warum nicht gleich?"

Dittmar antwortete nicht sofort. Er hatte sich abgewandt, wie um die seltsame, tödliche Blässe zu verbergen, die sein Gesicht plötzlich bedeckte. Seine Lippen hatten sich krampfhaft zusammengepreßt, als ob er fürchte, daß ihnen ein schnelles Wort entschlüpfen, daß sie jene Gedanken herausschreien könnten, den Gedanken, der ihn unaufhörlich, rastlos durchwühlte, den Gedanken an das Kommende.

„Barba und die anderen gehen früher von hier fort, als ich!" stieß er endlich heraus.

„Ich fahre erst mit dem folgenden Schiffe. Darum — ich muß sicher sein in der Zwischenzeit, sicher vor Euch ..."

„Aber wenn Ihr geht, werdet Ihr mir das Papier bringen?"

„Bringen? — Der Waldhammer ist dann Euer. Wer wird es wunderbar finden, wenn Ihr dann zu ihm heraufkommt, am hellen Tage, vor allen Leuten? Mögt Ihr es Euch selbst holen!"

Seine Stimme war nun wieder ruhig und kalt, wie zuvor. Er wandte sich dem Sitzenden wieder zu, mit einem fragenden, Antwort heischenden Blick.

Amtmann Dreßler überlegte nun nicht mehr. Alles vor ihm und hinter ihm tauchte sich in das strahlende Licht des errungenen Sieges.

„Gut also; ich hole es mir! Und nun wollen wir rechnen!"

Er zog einen Stoß Papiere zu sich heran und ergriff eine Feder. Und sie rechneten. Dann setzte er die Verträge auf.

Dittmar stand hinter ihm und sah zu. Und er sah die steilen, plumpen Schriftzeichen des Amtmanns, wie sie allmählich das Papier anfüllten. Wie die Hand aussah, grob, hart, massig, so schrieb sie, schrieb, wie der Mann dachte.

Und dem Waldhammerschmied fiel ein anderes Schriftstück ein, bedeckt mit Worten von derselben Hand.

Henne Wulff hatte es gerettet aus der Zerstörung seines väterlichen Erbes. Nun lag es mit jenem Papier zusammen in der Kassette des alten Nottorp. Ueber im gluckste und murmelte das Wasser des Bergsees, über dem dunklen Felsengange, in dem die Kassette stand. Murmelte in dunklen, fernen Tönen, wie von einer alten, langvergessenen Geschichte, von Schuld und vergossenem Blute ...

Nacht für Nacht stieg Dittmar in den Gang herab, seitdem das neue Papier zu dem alten gekommen; las es immer und immer wieder bei dem trüben Schein des Lichtes, ohne Furcht vor der Vernichtung, die aus den Fässern mit den schwarzen, metallisch glänzenden Körnern drohte.

Ein Glaube war in ihm, ein neuer Glaube. Nicht weil das Recht gegen den Nottorp für Dittmar gewesen war, hatte Gott damals das Furchtbare verhütet. Weil Gott das Unrecht kannte. Weil er die beiden Schuldigen kannte: den, der die That begangen und den, der sie geschaffen durch das lügnerische Wort. Weil Gott die Vernichtung über beide wälzen wollte, das Urteil, das Gericht. Ueber beide zusammen.

Das hatten die Wasser gemurmelt. —

Und Dittmar beugte sich über die Schrift vor ihm und betrachtete die Hand, die schrieb, und den Schreiber, dem diese Hand gehörte, mit jenem seltsamen, messenden Blicke.

In seinen Ohren war ein Brausen, es murmelten die Wasser ...

* * *

Um die alte Dorfkirche blühten die Linden. Der süße Duft zog über die Gräber zu ihren Füßen hin, sich mit dem strengen Atem des Epheus, dem Modergeruch vergilbter Blätter mischend. Durch das dichte Laubdach der Bäume fiel hier und da ein Sonnenstrahl, spielte um weiße Grabsteine und zerbrochene Kreuze, ließ hier das tiefe Blau und satte Rot blühender Blumen noch leuchtender hervortreten und machte dort in den Winkeln die Schatten noch dunkler und schwerer.

Ununterbrochenes Summen von Bienen war in den Bäumen und auf der Erde. Vom Hause des Schullehrers

kamen sie her, aus den Blumen der Gräber süßen Honig zu sammeln. Auf der Spitze des hölzernen Glockenturmes aber, der sich neben der Kirche erhob, saß eine Taube. Ihr reines, weißes Gefieder leuchtete blendend in der vollen Sonne. Regungslos saß sie, den Kopf unter dem Flug geborgen, wie träumend. Unbekümmert um das Gerede der Menschen, die den Eingang zur Kirche füllten.

Plötzlich aber flatterte sie erschreckt empor. Unter ihr tönte die Glocke.

Der alte Schullehrer hatte sie angeschlagen. Ihr heller Klang drang über die Wipfel der Bäume hinweg zu den nahen Bergen hinüber, ein leises Echo in den hochstrebenden Tannen des Forsts weckend. So klang's, als riefen rings umher durch das ganze Thal zarte, weiche Glockenstimmen.

Die Menge vor der Kirchenthür schwieg. Eine heiße, schwüle Stille lag über den Wartenden. Blasse Gesichter starrten hervor, die noch die Spuren der überstandenen Not trugen, der Krankheit, der Entbehrung. Aber auch Zeichen des Hasses, Schadenfreude und Hohn. Dennoch unterbrach kein Wort, kein Ruf die Stille. Schweigend warteten sie.

Die Glocke verklang. Mit scheuem Blick schlich der Schullehrer um die Kirche herum zur Sakristei, in der der alte Pfarrer des Dorfes der Ankommenden harrte.

„Es ist nicht gut mit den Leuten, Herr Pfarrer," sagte der Lehrer bekümmert. „Wenn's nur kein Unglück giebt. Warum bestand Henne Wulff aber auch auf der Trauung in der Kirche!"

Der Pfarrer hob ein wenig den weißen Kopf.

„Sollte er sich verstecken wie ein Uebelthäter?" fragte er sanft verweisend. „Die Kurzsichtigen! Sie begreifen noch nicht, daß es besser ist, zu lieben als zu hassen. Wohl, strecke den Feind deiner Heimat zu Boden, aber dann reiche dem Wunden die Hand, daß Ihr Euch versöhnt und lieben lernet. Auch verstehen sie das Große nicht, aber vielleicht ... einst ..."

Sinnend neigte er das Haupt auf die Brust, wie müde. Ein alter Mann war er, der seit den Tagen des großen Friedrich viel Leid und Mühsal durchkostet hatte.

Die Menge draußen drängte sich zusammen und spähte die Dorfstraße hinunter. Eine Gestalt war hinter den äußersten Häusern hervorgekommen.

Aber es war nicht der Erwartete, nicht Henne Wulff, sondern ein Fremder. Ein Mann mit langem, schwarzem Barte. Unbedeckten Hauptes kam er langsam heran, unsicheren, schwankenden Schrittes, in Lumpen gehüllt, eine dunkelrote, furchtbare Narbe auf der Stirn. Zuweilen blieb er stehen, den Kopf emporgereckt, wie lauschend, sich das Wundmal reibend, als ob es ihn hindere am Denken. Dann ließ er mit verzweifelter Geberde die Hand sinken und kam näher. Unverständliche Worte murmelte er. Wie „Henne Wulff“ klangs.

Hatte er von Henne Wulffs Hochzeit gehört und kam er, der Feier zuzuschauen? Er ging geradenwegs auf die Menge zu. Sie trat vor ihm auseinander und ließ ihn durch. Man kannte ihn. Nicht lange her war's, da war er hier im Dorfe umhergezogen, Haus für Haus, ein Buch in der Hand, das er wortlos den Leuten hinhielt. Gaben hatte er gesammelt für die Kranken des Thales.

Nun sammelte er nicht mehr. Buch und Geld hatte man eines Tages im Flur des Krankenhauses der Stadt gefunden, unbeschädigt, ungemindert. Der Mann selbst aber war verschwunden.

Man hatte ihn weit fortgeglaubt. Auf der Flucht vor der Behörde, die ihn wegen des Brandes auf dem Wulffshof verfolgte. Nun aber tauchte er wieder auf. Zu Henne Wulffs Hochzeit kam er. Und die Leute machten ihm Platz. Sie hatten Mitleid mit ihm. Ein armer Blödsinniger war er, dem man die That nicht anrechnen durfte. Auch war's eine That, wohlgefällig in den Augen der Wartenden. Traf sie doch Henne Wulff und durch ihn Dittmar, den Verhaßten, Verachteten. Alle diese Menschen würden den Landstreicher vor Verfolgung geschützt haben, während sie Dittmar verfolgten und alles, was zu Dittmar gehörte. Alle hatte Dittmar gekränkt, beleidigt, verachtet. Höher hatte er sich gedünkt als die Leute des Thales, höher und klüger. Hatte die alten Sitten umstoßen und neue an ihre Stellen setzen wollen.

Das verziehen sie ihm nicht. Sie haßten ihn. Und ihr Haß fiel auch auf Barba, sein Kind, und auf Henne Wulff, der zu Barba hielt, der dadurch, daß er Barba zum Weibe nahm, allen ins Gesicht schlug.

Und so nickten sie dem Fremden lachend zu und machten ihm Platz. Er achtete nicht auf sie. Er ging zu der alten, ausgetretenen Sandsteintreppe vor der Kirche und setzte sich dort auf die unterste Stufe. Schwer fiel ihm das Haupt auf die Brust. Seine Hände entstrafften sich in dem Schatten der Linden und sanken schlaff herab. Seine Augen schlossen sich; er schlief.

Der Lehrer öffnete die Kirchenthür weit. Aber niemand trat ein. Draußen vor der Thür im Holzzaun drängten sie sich, der den Kirchhof umgab. Totenstille herrschte. Alle sahen nun wieder die Dorfstraße hinab.

Und um dieselbe Biegung des Weges herum, die eben der Fremde gekommen, kamen nun auch Barba und Henne Wulff.

Sie gingen Hand in Hand. Niemand sonst war bei ihnen, weder Dittmar, noch das Kind. Die hatte wohl die Furcht im sicheren Hause zurückgehalten. Aber Henne Wulff und seine Braut schienen keine Furcht zu hegen. Ruhig kamen sie die Straße herauf in sonntäglichen Kleidern. Beider Antlitz strahlte. Sie schwebten mehr als sie gingen. Doch sahen sie nicht auf den Weg, sie sahen nur einer in des anderen Gesicht. Hin und wieder sprachen sie ein Wort.

„Barba!“

„Henne!“

Leise sprachen sie es, zitternd, weich, voll unendlichen Glückes, wie aus dem Feiertage ihrer Herzen heraus. Ueber ihnen, in der sonnengefüllten Luft schwebte etwas Weißes, Glänzendes. Die Taube, die ihnen entgegengeflogen war und nun mit ihnen zurückkehrte, inmitten des dumpfen, drückenden Schweigens der Menge, das den Nahenden entgegendrohte.

Aber als Henne Wulff die Wartenden erblickte, als er ihre finsteren, zurückweisenden Mienen gewahrte, ließ er Barbas Hand nicht los. Nur noch fester zog er sie an sich heran, als wollte er offen erweisen, daß sie zu einander gehörten.

Eine Bewegung kam in die Menge. Wie auf Verabredung drängten sie alle in die enge Oeffnung im Holzzaun, mit ihren Leibern eine gewaltige Mauer bildend, mit der sie den Eingang versperrten.

In der ersten Reihe stand ein alter Mann, der Schulze des Dorfes. Henne Wulffs Vater war er einst Freund gewesen, Freischöffe gleich jenem. An ihn wandte sich Henne Wulff.

„Warum laßt Ihr uns nicht durch? Der Pfarrer wartet auf uns!"

Mit einem Schimmer von Teilnahme ruhten die Augen des Alten auf dem Fragenden. Aber er erwiderte nichts. Niemand sprach ein Wort. Lautlos standen sie und unbewegt, eine starre Mauer, die nicht wich.

In Henne Wulffs Gesicht stieg langsam eine dunkle Röte, seine Augen flammten.

„Was hindert Ihr mich? Was habt Ihr gegen mich? Hab' ich nicht gekämpft, so gut wie einer? Hab' ich nicht gelitten, wie Ihr, und alles verloren, wie Ihr? Und nun seid Ihr mir Feind geworden?"

Wieder das finstere Schweigen. Doch nun unterbrach eine Stimme die Stille, die Stimme des alten Mannes.

„Laß ab von der Verfluchten," sagte er dumpf, „und wir werden dir wieder Freunde sein!"

Mit ausgestreckter Hand deutete er auf Barba. Unwillkürlich wich sie zurück, erblassend, den Kopf senkend, wie erdrückt von der Last ihrer Schmach.

Auch Henne Wulff war bleich geworden. Aber die leuchtende Flamme wich nicht aus seinen Augen. Mit starkem Griff zog er Barba an sich und schlang wie schützend den Arm um sie.

„Dies meine Antwort! Und nun thut, was Ihr wollt!"

Er erwartete nun den Ausbruch des Hasses. In ihren Händen glaubte er Steine zu sehen, wie er schon einmal Steine in ihnen gesehen hatte. Und sie würden sich gegen ihn und Barba erheben, diese Hände, und die Steine auf sie werfen. Und sie würden sterben unter den Steinen. —

Aber keine Hand erhob sich. Unbewegt und schweigend stand die lebende Mauer wie zuvor.

In der Kirchenthür erschien der Pfarrer. Sein Blick überflog die Menge. Unschwer erriet er die Absicht der Leute. Ein mildes, erbarmendes Lächeln zog über sein greises Gesicht.

„Laßt sie herein!“ sagte er sanft. „Das Gotteshaus ist für alle.“

Die Köpfe wandten sich ihm zu, aber die Füße wichen nicht von ihrer Stelle. Jener Alte antwortete:

„Henne Wulff brach die Acht, da er um Barba Dittmar freite. Wer sich zu dem Ehrlosen gesellt, wird selbst ehrlos. Es sei denn, daß er sich löse!“

„Und was muß er thun, daß er sich löse?“

„Er lasse von der Ehrlosen!“

„Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!“

Ohne Besinnen kam die Antwort.

„Wir trennen sie nicht. Wir wollen nur nicht, daß sie das Haus Gottes entweihen. Ein uraltes Haus ist's, erbaut von unserer Väter Vätern. Keines Ehrlosen Hand hat je daran gerührt, kein Ehrloser je seinen Fuß in den heiligen Raum gesetzt, es sei denn, er habe sich zuvor gelöst!“

Wieder erklang die milde, traurige Stimme des Pfarrers.

„Und was muß Dittmar thun, daß er sich löse?“

Darauf die harte, markige des Bauern:

„Er thue, was er will. Nie aber wird der gelöst, der Vaterland und Heimat verriet!“

„Aber sein Kind! Ist es nicht schuldlos?“

„Barba Dittmar — schuldlos! Das Franzosenliebchen!“

Der alte Bauer hatte es herausgestoßen mit einem furchtbaren Lachen des Hohnes.

Und alle die Männer um ihn her fielen ein. Von aller Lippen brach dieses schreckliche, vernichtende Lachen.

Unter ihm sank Barba in sich zusammen. Aber Henne Wulff hielt sie aufrecht.

An seiner Brust hielt er sie und strich ihr mit der Hand leise, liebkosend über das Haar. Ein Schluchzen drang aus seiner Brust. Nicht wegen des eigenen Leides, nur um sie, die litt.

Der Pfarrer sah es. Ernste Entschlossenheit kam in seine Augen. Mit einer Stille heischenden Geberde wandte er sich an die Menge.

„Ihr weigert ihnen den Eintritt!" rief er laut. „Weigert Ihr ihn auch, wenn ich Euch im Namen des Gottes, dem ich diene, befehle, sie zu mir zu lassen?"

Er stand hochaufgerichtet, das weiße Haupt zurückgeworfen. In seinen Augen brannte ein heißes Licht des Zornes.

Auch in den harten Augen des Bauern flammte es auf. Auch seine Stimme tönte:

„Wir weigern es nicht!" stieß er stark, mit schwerem Atem heraus. „Aber niemand von uns würde hinfort mehr zum Altar des Herrn kommen, niemand mehr das Haus Gottes betreten, das entheiligt!"

Er blickte im Kreise umher. Und plötzlich, wie einem ungesprochenem Befehl gehorchend hoben sich alle die rauhen Bauernhände um ihn empor, wie zu einem Schwur.

„Niemand! Niemand! Niemand!"

Der Pfarrer erblich. Ratlos irrte sein Auge über die Männer seiner Gemeinde. Er kannte sie alle. Mit ihnen hatte er gelitten, gedarbt, gebetet. Alle die Fehler und Leidenschaften kannte er, die in diesen harten Herzen lebten, aber auch alle die starren Tugenden. Durch diese heißen Leidenschaften, durch diese starren Tugenden hatte sich das Vaterland siegreich über die Vernichtung erhoben. Daß sie an den alten, strengen Bräuchen hingen, hatte sie der Verführung der Fremden unzugänglich gemacht. Und nun — durfte er den Stab über ihnen brechen darum, daß sie jene Bräuche auch gegen die eigenen Landsgenossen kehrten?

Nachsinnend stand er eine Weile inmitten des erwartungsvollen Schweigens. Dann kam das milde, erbarmende Lächeln wieder in seine Augen. Langsam stieg er die Treppe hinab, vorüber an dem teilnahmlos auf der untersten Stufe sitzenden Fremden, und kam zu den Männern. Sein leuchtender, verzeihender Blick überflog ihre wilden Gesichter.

„Aber mich werdet Ihr doch zu ihnen hinaus lassen?" fragte er sanft. „Denn auch sie dienen Gott, und wenn

Ihr sie nicht zu ihrem Gotte lassen wollt, so muß ihr Gott zu ihnen kommen!"

Willig öffneten sich ihm ihre Reihen. Ruhig schritt er hindurch, eine hohe Gestalt, das weiße Haupt über den Andern emporragend. So kam er zu Henne Wulff und Barba.

Mit ein paar geflüsterten Worten verständigte er sie. Hinter ihm stand der Lehrer, der ihm gefolgt war, der Zeuge. Und Henne Wulff und Barba sanken nebeneinander auf die Kniee in den Staub der Straße. Ihre Häupter umfloß das goldene Licht der Sonne. Und ein tiefes Schweigen war rings umher. Nur das leise, auf- und absteigende Summen der Honig tragenden Bienen. Wie ferner Orgelton klang's.

Der Pfarrer erhob die Stimme.

„Und so frage ich dich denn, Henne Wulff, willst du diese Barba Bertrand zum Weibe?"

Etwas wie ein dumpfer, wirrer Ausruf kam von der Kirchentreppe her. Von dort, wo sich jäh die Gestalt des Fremden erhob. Sein verwildertes Gesicht mit der blutroten Narbe und den weit geöffneten Augen erschien weit vorgereckt, wie einem zu ihm dringenden Rufe lauschend über den Köpfen der Menge.

„Ja!" antwortete Henne Wulff laut.

„Und du, Barba Bertrand, willst du diesen Henne Wulff zum Manne?"

„Ja!" antwortete Barba Bertrand.

Der Pfarrer wechselte die Ringe, einfache, silberne Reifen nach der Väter Weise.

Dann breitet er die Hände segnend über die Häupter der Neuvermählten.

„Bertrand!" schrie der Mann auf der Kirchentreppe gellend auf. „Bertrand!"

Noch immer stand er weit vorgebeugt. Aber seine Augen blickten nun nicht mehr fremd und wie verloren. Weit drangen sie aus ihren Höhlen hervor, wie ein Licht in sich aufnehmend, das plötzlich vor ihnen aus tiefer Nacht emporflammte.

Der Ruf brachte eine wilde Bewegung in die Menge. Wie eine Frage hatte er geklungen. Und jeder einzelne antwortete, voll Haß und Verachtung.

„Bertrand! Bertrand! Die Witwe des Franzosen! Das Franzosenliebchen! Das Franzosenliebchen!“

Der Mann auf der Treppe wankte zurück. Wie auf der Flucht vor etwas Gespenstigem, unwiderstehlich auf ihn Einstürmendem, wandte er sich zu der offenen Thür hinter ihm und verschwand im Dunkel der Kirche.

Dort fiel er in den ersten Kirchenstuhl, niedergeworfen von der Wucht der Erkenntnis. Seine Hände rieben die Narbe.

„Bertrand?“ flüsterte er vor sich hin. „Bertrand?“

Auf jenen allgemeinen Ruf hatte sich der Pfarrer aufgerichtet. Zornrot hatte er sein Gesicht den Störern der heiligen Handlung zugewandt. Nun aber, da sie, wie erschreckt über das eigene Beginnen, wieder verstummten, wich die Erregung von ihm. Ein großes, die ganze Welt umfassendes Mitleid kam über ihn, jenes Mitleid, das auch in Henne Wulffs und Barbas Herzen war.

Wann würde allen die Erlösung kommen, die Erlösung vom Hasse?

Und der greise Pfarrer neigte sich zu denen, die von seiner Gemeinde ausgestoßen waren, zu den Geächteten, Entehrten, Verfolgten. Und warf sich gleich ihnen auf die Kniee nieder, in den Staub der Straße und hob die Hände und betete laut:

„Vater unser, der du bist im Himmel ...“

Henne Wulff zog Barba an sich. Und wieder strich seine Hand leise, zärtlich über ihr gesenktes Haupt. Denn Barba weinte. Und auch sie betete in ihrem Herzen, für die, so nicht vergessen konnten, daß sie vergessen lernten.

Das heilige Gebet des Pfarrers tönte zu jenen hinüber. Aber es drang nicht in ihre Seelen. Schweigend standen sie und keiner entblößte das Haupt.

Als wäre es nicht auch ihr Gott, zu dem das Gebet aufstieg ...

XXVIII.

Um Barba und Henne sang der hohe Wald. Aus leisem Blätterrauschen, Quellenrieseln, Vogelschlag und Käfergesumme fügte er ihnen das Lied, das frohe Lied ihres jungen Glückes.

Wie sie langsam, fest aneinander geschmiegt, bergan stiegen, blieb das Leid hinter ihnen. An der Schwelle des großen

Gottes hatte es Halt gemacht, es wich vor seinem ruhigen Lichte, es starb in der reinen, das Unreine verwehenden Luft. Ein gewaltiger Tempel des Ewigen, umfing die Wandelnden der singende Waldesdom, erhabener und freier als ein vergänglich Gerüst, von schwachen Menschenhänden gezimmert. Da stand niemand wehrend an der Schwelle.

Und Barba und Henne traten ein.

Sie gingen am Waldhammer vorüber, am Ufer des blauschimmernden Bergsees entlang, und stiegen empor, auf schmalem Laubpfade, zur felsgekrönten Kuppe des Helleberges, der weithin schauend Bilstein und Thal und das ganze Land überragte. Den hatten einst, der Sage nach, jene feurigen Erdgeister aus tiefem, geheimnisvollem Erdschacht emporgetrieben, die damals die Wasser des Bergsees ins Thal unter dem Bilstein hinabgejagt, Tod und Verderben bringend dem wimmelnden Ameisenvolke der Menschlein. Als Wahr- und Mahnzeichen ragte seitdem der Helleberg, der König unter den Genossen. Sieben Felsen sprangen steil, fast senkrecht aus seinem Haupte hervor, gleich den Zacken einer gewaltigen Krone, gebaut aus unvergänglichem Granit, dem starken unter den Steinen, während das Gestein der anderen Faulschiefer, Schwerspat und Wacke war.

Zur Krone des Helleberges führte Barba und Henne der Weg. Das endlich errungene Glück machte sie scheu, die Augen der anderen meidend. War's auch nur ein alter Mann und ein kleiner Knabe, die für die Glücklichen die übrige Welt bedeuteten, so erschien ihnen auch das schon zu viel. In ihnen war ein Verlangen nach der keuschen Stille der Natur. Denn sie waren nun wie die Natur rings um sie her, die dem spähenden Auge der Neugier beides verbarg, das höchste Glück und den höchsten Schmerz, Liebe und Tod.

Beides war in Barba und Henne, Liebe und Tod. Liebe machte ihre Herzen jauchzen, verklärte ihre Stirnen, beschwingte ihren Schritt. Dennoch — unter all dem verschwiegenen Jubel war's ihnen, als sterbe etwas in ihnen an diesem Tage dahin.

Sie wußten es beide: die Heimat war's, die ihnen starb. Morgen würde der Abschied sein, der Auszug.

Der Vater hatte alles gerüstet. Die Kinder gehörten nun einander zu eigen. Verfolgung wegen des Wildfrevels

drohte Henne nicht mehr. Der Wulffshof war an Amtmann Dreßler verkauft, der Ueberschuß machte zusammen mit dem, was Dittmar der Tochter aus Eigenem gegeben, eine ansehnliche Summe aus, hinreichend, um über dem Ocean ein neues, zukunftsreiches Leben zu beginnen. Auch die Papiere zur Ausreise waren geordnet und Plätze auf dem Segelschiff gemietet, das, die Ueberfahrt vorbereitend, im Weserhafen lag. Ein alter, erfahrener Kapitän führte das Schiff; er würde Barba, Henne und das Kind sicher hinüberbringen.

Barba, Henne und das Kind! Denn Dittmar machte die Fahrt nicht mit. Mit dem nächsten Schiffe erst wollte er nachkommen. Der Verkauf der Hammerschmiede hielt ihn, wie er sagte, noch zurück. Es wollte damit nicht recht vorwärtsgehen, obwohl er bereits mit einem Käufer, dessen Namen er nicht nannte, in Unterhandlung stand. Aber wenn die Jungen ihm nicht mehr im Wege standen, wenn er freie Hand haben würde, dann würde die Angelegenheit sich rasch regeln. Mit dem nächsten Schiffe hoffte er bestimmt, folgen zu können.

In einem seltsamen, alle Weiterungen abschneidenden Tone hatte er die Worte wiederholt herausgestoßen. Als ob ihm jede eingehendere Besprechung zuwider sei. So hatte er auch den Vorschlag schroff zurückgewiesen, mit der Abreise zu warten, bis er sich anschließen könne. Ob sie denn noch nicht genug hätten von der Verachtung und dem Hohne, der ihnen auf Schritt und Tritt begegne? Ob sie sich und das Kind nicht je eher, je lieber aus dieser Umgebung voll Haß und Verfolgung retten möchten? Vor allem das Kind, dessen Seele sich daran vergiften werde?

Der Hinweis auf den Knaben hatte Barba bestimmt, jeden weiteren Widerstand aufzugeben. Und so würden sie morgen fortgehen aus der alten Heimat.

Darum — als sie zur Krone des Helleberges emporstiegen, war's ihnen, als sterbe in ihnen etwas dahin. Die Heimat war's, die starb. — Noch einmal wollten sie sie sehen, ehe sie gingen: in ihrer ganzen herben, keuschen, strengen Schönheit. In dem Zauber ihrer raunenden Wälder, in dem geheimnisvollen Gemurmel ihrer rieselnden Bäche, in dem stillen, blauverschleierten Leben ihrer tiefen Thäler.

Das alles starb ihnen. Fast unter ihren Augen starb es, während sie dahinschritten. Nahmen Sie nicht Abschied? Morgen würden sie es nicht mehr sehen, morgen würde es tot sein.

Aber eines nahmen sie mit sich fort aus der sterbenden Heimat, eines, das ihnen lebendig blieb, das bei ihnen blieb, solange sie atmeten, das ihnen auch in der Fremde treu bleiben, das ihnen den fernen Jugendzauber stets aufs neue vor den Augen und im Herzen erstehen lassen würde: das Wort. Auch am Herdfeuer der Fremde würde ihnen der deutsche Laut von der Lippe klingen. Und wo das Wort war, war auch die Heimat.

Auf dem Gipfel des Helleberges standen Henne Wulff und Barba und schauten ... schauten ... bis ihnen Thränen aus den Augen fielen.

Heimat! Heimat!

* * *

Der weiße Kopf des Pfarrers beugte sich über den schwarzen des Mannes im Kirchenstuhle.

„Seid Ihr krank, Fremder? Kann ich etwas für Euch thun?“

Jener fuhr erschreckt empor. Seine Augen zuckten unruhig durch die kühle Dämmerung der Kirche, seine Hände griffen mit fahriger Bewegung nach der Narbe auf seiner Stirn. Langsam schien er zur Besinnung zu kommen.

„Wer war's?“ fragte er plötzlich, heiser, mit fremd klingendem Ton und Ausdruck. „Wer war's, die Ihr eben draußen zusammengabt?“

Der Pfarrer sah ihn erstaunt an.

„Warum fragt Ihr?“ Und da der Fremde nichts erwiderte, sondern wieder jene peinvolle Bewegung nach der Stirn machte, gab er, unangenehm berührt, die Antwort: „Henne Wulff und Barba Dittmar!“

„Dittmar? Dittmar? — Vorhin nanntet Ihr einen anderen Namen!“

Der Pfarrer nickte.

„Ja, Dittmar ist der Mädchenname der Braut. Wir alle nennen sie nur so, weil der andere Name ...“

Er stockte, leicht errötend. Eben noch hatte er für andere gebetet, daß sie ablassen möchten vom Hasse. Und nun wollte ihm selbst der französische Name nicht über die Zunge.

Der Fremde wartete voll heißer Spannung.

„Der Name ... der andere Name!“ rief er ungestüm, rauh. „Nennt ihn; ich will ihn wissen!“

Der Pfarrer richtete sich auf. Seine Augen blickten streng.

„Waret Ihr es nicht, der diesen Namen während der heiligen Handlung von der Kirchentreppe herab unter das Volk schrie? Der es zur Schmähung anstiftete?“

Jener schaute wirr auf.

„War ich's! Was weiß ich davon! Den Namen, Herr, den Namen!“

„Bertrand, Barba Bertrand! Barba Dittmar war in erster Ehe mit einem französischen Kapitän dieses Namens verheiratet!“

„Bertrand? Kapitän Bertrand?“

„So war's! Aber nochmals — warum fragt Ihr? Habt Ihr einen Grund?“

Der Fremde lachte heiser auf. Ein unstätes, sprunghaftes Wesen schien ihm eigen. Seine Augen, die eben noch voll flammender Ungeduld gewesen waren, blickten nun listig, verschmitzt, fast spöttisch. Und seine große, starke Gestalt hatte sich aufgerichtet, wie emporgezogen von einer stolzen Erinnerung. Trotz der Lumpen des Landstreichers, in die sie gehüllt war, hatte sie nun etwas Herrisches, Gebietendes.

„Grund?“ wiederholte er in wegwerfendem Tone. „Ich frage, weil's mir so beliebt. Nehmt an, das Geschrei der Leute habe mich neugierig gemacht. Sie mochten wohl den Namen nicht, den französischen Namen, den Namen des ersten Mannes. Sie hassen ihn noch über das Grab hinaus. Denn, nicht wahr, dieser Kapitän Bertrand ist tot. Er muß doch tot sein, da seine Witwe einen anderen heiratet!“

Das Unbehagen des Pfarrers wuchs. Forschend spähten seine Augen im Gesichte des Fragenden. Ein peinliches Gefühl, über das er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, beengte ihm die Brust.

„Er ist tot!“ erwiderte er langsam. „In Rußland gestorben!“

Jener nickte, fast höhnisch. Aber auch in seinen Augen war ein lauerndes Spähen und Forschen. Als suche er in den greisen Zügen des Pfarrers nach einer Wahrheit, die noch fern dämmerte, aber langsam feste Umrisse annahm.

„In Rußland? Wohl bei dem großen Brande? Nicht wahr, es war ein großes Feuer, in dem Kapitän Bertrand umkam?“

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

„Nicht im Brande von Moskau! Nach den amtlichen Schriftstücken, die Amtmann Dreßler besitzt, ist Kapitän Bertrand beim Uebergang über die Beresina ertrunken!“

„Ist er? — Wie hieß der Mann mit den amtlichen Schriftstücken? Ah, ich erinnere mich! Dreßler, Amtmann Dreßler! Ja, wenn der es sagt, muß Kapitän Bertrand wohl tot sein, ertrunken in der Beresina!“ Er lachte, laut, gellend. Unheimlich klang's in der stillen, dunklen Kirche. „Und deshalb konnte die trauernde Witwe einen anderen heiraten! Ja, so geht's in der schönen, lustigen Welt! Tot und begraben! Oder ist der Kapitän nicht begraben?“

Er beugte sich nahe zu dem Pfarrer vor. Seine finsteren Augen glühten ihn an. Den alten Pfarrer durchfröstelte es. Aus diesen flackernden Augen schien etwas zu ihm hinüberzugreifen, etwas Schreckhaftes, Drohendes, Unfaßbares.

„Wißt Ihr etwas von ihm?“ fragte er atemlos zurück. „Habt Ihr ihn gekannt?“

Wieder lachte der Fremde.

„Gekannt — vielleicht! Ich weiß es nicht genau. Vielleicht war's dieser Kapitän Bertrand, den ich gekannt habe; vielleicht war's ein anderer. Ich erinnere mich nicht mehr. Denn ich — ich bin nicht in der Beresina ertrunken! Hören Sie es? Nicht ertrunken, nein! Ich bin nur beim Brande von Moskau umgekommen. Ja, da, im Feuer, da bin ich verbrannt. Vielleicht war's auch der Bertrand — was weiß ich! Ich weiß ja nicht einmal, ob ich ihn überhaupt gekannt habe. Aber Ihr — Ihr, nicht wahr, Ihr habt ihn gekannt? Denn damals, als er hier die Barba Dittmar zu seiner Frau machte — war's nicht hier in dieser Kirche, daß es geschah? War's nich! Euere Hand, die sie zusammengab?“

Der Pfarrer erblich jäh. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf.

„Ihr ... Ihr wäret ...“ stammelte er zurückweichend, die Hände wie abwehrend erhoben. „Um Gotteswillen, sagt, daß es nicht wahr ist! Daß Ihr es nicht seid, der ...“

Das Schreckliche wollte ihm nicht über die Lippen. Angstvoll fuhren seine Augen über das Gesicht vor ihm, über die ganze, zerlumpte Gestalt, nach Spuren suchend, die das Geahnte offenbarten.

Der Fremde zuckte scheinbar gleichmütig die starken Schultern. Er war nun plötzlich ganz ruhig geworden. Als sei feste Gewißheit über ihn gekommen.

„Ihr meint, daß ich der Kapitän Bertrand sein könnte? Glaub's nicht, Herr, glaub's nicht! Denn so weit ich mich erinnere, besaß jener ein glattes, bartloses Gesicht. Und eine Narbe, wie die meine da,“ er deutete höhnisch auf das Mal an seiner Stirn, „hatte ihm ein Kosakensäbel damals wohl noch nicht geschlagen! Aber allerdings — wer in den Krieg zieht, kann leicht zu Narben kommen, und wer groß wird und ein Landstreicher, dem wächst wohl auch ein Bart. Wegen des Bartes und der Narbe könnte ich also wohl der Ertrunkene aus der Beresina sein. Nur kann's niemand beweisen. Oder doch, vielleicht einer, eine. Man müßte die Witwe fragen. Kapitän Bertrand hatte ja wohl ein Kind, wenn ich mich recht erinnere, einen Knaben. Wenn man die Mutter des Knaben fragte — sie wird's ja wohl wissen, wer der Vater ihres Kindes ist! Glaubt Ihr's nicht?“

Er nickte dem Pfarrer zu und wandte sich langsam zum Ausgang der Kirche. Seine zerrissenen Schuhe schleiften über die Steinfliesen des Ganges. Dröhnend fiel die schwere Kirchenthür hinter ihm zu.

Der Pfarrer stand in dumpfer Erstarrung. Seine Hände krampften sich zitternd um die Lehne des Kirchenstuhles vor ihm. Furchtbare Gewißheit war's nun für ihn. Schuldlos war er, aber dennoch —

Da er draußen im Staube der Straße Hennes und Barbas Hände ineinander gelegt hatte, da seine Lippen das heiße Gebet um Segen über ihren geneigten Häuptern gesprochen hatte,

da er wider den Willen der Gemeinde den Gott zu ihnen herausgetragen hatte — was war dieses ganze, heilige, inbrünstige Thun gewesen?

Er wagte den Gedanken nicht auszudenken. Mit einem tiefen Aufstöhnen seiner ganzen, gequälten Seele brach er inmitten der stillen Kirche in die Kniee. Sein weißes Haupt schlug hart auf die Steinfliesen nieder. Aus seinem Herzen aber rang sich ein Gebet empor, dieses selbe Gebet, mit dem er jene draußen gesegnet hatte.

Vater unser, der du bist im Himmel ....

* * *

Ja, es war so. Er war es. Nun, da er durch das Dorf dahinschritt, denselben Weg, den kurz vor ihm Barba und Henne gegangen, stieg die Erinnerung an das Vergangene klarer und klarer in ihm herauf. Die Kirche, die Bauernhäuser, die Straße — er erkannte sie nun wieder. Die Berge ringsum, die grünenden Wiesen des Thales, den Springbach, der hindurcheilte — alles das hatte er bereits einmal gesehen. War das alte Gebäude dort auf dem steilen Felsen, der das Thal beherrschte, nicht Haus Nottorp, wo jener Amtmann Dreßler wohnte, dessen Sohn die Tochter des Gouverneurs heimgeführt hatte? Und der Felsen selbst — hieß er nicht der Bilstein? Da hatte sich einst ein Drama abgespielt, das Drama vom Untergange des alten Freiherrn von Nottorp. Der war von diesen Deutschen im Kampfe gegen den Eroberer, den Erbfeind, einer der ersten, gewaltigsten Führer gewesen. Und war elend zu Grunde gegangen. Glaubten es die Leute noch immer, daß er gefallen war von der Kugel des französischen Kapitäns? Haha, einer wußte es besser; einer! Jener Kapitän selbst! War's nicht von jeher so gewesen, daß von diesen Deutschen einer aufstand gegen den anderen? So auch war Freiherr Heinrich von Nottorp gefallen von der Kugel des eigenen Volksgenossen. Reicher Lohn aber war dem Franzosen geworden dafür, daß er die That auf sich genommen.

Reicher Lohn — wo war er jetzt, dieser Lohn?

Er kannte auch den Weg, den er nun emporstieg, bergan, unter dem schattigen Laubdach des Waldes. Ihm entgegen

plätscherte geschwätzig jener Springbach, der dem Moor unten im Thal — „Feuerbruch“ hieß es — die kühle Flut des Bergsees zuführte. Den Windungen des Baches entlang zog sich der Weg.

Diesen Weg war er damals oft gegangen. Oben, da, wo der Pfad auf den künstlichen Steindamm des Bergsees stieß, hatte ein altes Haus gestanden, eine Waldhammerschmiede, deren Rad der Springbach wirbelnd drehte. In der Schmiede wohnten ein alter, finsterer Mann und ein junges, blühendes Mädchen. Nicht um den Mann war er damals hinaufgestiegen ...

Sie hatten etwas in ihrem Wesen, diese deutschen Mädchen, das den Kindern seiner französischen Heimat fehlte. Klein, zierlich waren diese, geschmeidig, schillernd, anmutig wie glatte, gleitende Eidechsen; jene schlank, aufrechten Leibes, scheu, still, wie das Reh ihrer Wälder. Groß und dunkel blickten ihre Augen, wie die Wasser ihrer stillen Seen; heiße Sehnsucht nach der Tiefe ergriff denjenigen, welcher da hineinsah.

Barba Dittmar hatte solche Augen gehabt. Und für jenen Schuß des Vaters war Barba Dittmar Kapitän Bertrands Lohn geworden, Bertrands Beute.

Sie waren auch treu, diese deutschen Mädchen. Treu selbst dem aufgezwungenen Eide. Was sie versprachen, das hielten sie, erstanden ihnen daraus auch Leid und Verderben. Als der Imperator seine Heere nach Osten abmarschieren ließ, war Barba Bertrand dem Gatten gefolgt in die endlosen Eisfelder Rußlands. Dort hatte sie ihm den Knaben geboren.

Erst jene Riesenflamme hatte sie von ihm getrennt, der Brand von Moskau. An der Kopfwunde, die ihn auf einem Aufklärungsritt ein Kosakensäbel geschlagen, hatte er in einem der schnell errichteten Spitäler der alten Zarenstadt darniedergelegen; Barba war mit dem neugeborenen Kinde bei den Weibern des Trosses zurückgeblieben. Hatte sie nichts von seiner Verwundung erfahren, oder ihn vergeblich gesucht, krank und schwach, wie sie wohl noch war — er hatte sie nicht wiedergesehen. Die Flamme war zwischen sie getreten!

Das letzte Mal hatte er Barba gesehen kurz nach der Geburt des Kindes. Ja, nun stieg es wieder vor ihm herauf, das seltsame Bild, das ihm seitdem entschwunden gewesen war, das die Flamme aus seinem Gedächtnisse getilgt hatte.

Inmitten der weiten, schweigenden Steppen ein nächtliches Feldlager ... flackernde Feuer, die rotgelbe Glut in das düstere Dunkel ringsum hinaussprühten ... ein wolkenbedeckter, eintönig grauer Himmel, mit bleierner Schwere auf der Erde lastend ... auf der Heerstraße nebenan endlose, schwarze Reihen marschierender Soldaten ...

In einer solchen Nacht wurde der Knabe geboren.

Bleich hatte Barba sich das Kind reichen lassen, hatte ihm lange in das kleine, runzelige, ahnungslose Gesichtchen gesehen und es dann zurückgegeben, schweigend, mit zusammengepreßten Lippen, ohne einen Laut der Freude. Auf der Stirn eine düstere Wolke.

Er aber, der Vater, hatte den Knaben jauchzend in seine Arme gerissen, fast sinnlos vor dem wilden Jubel, der ihn durchbrauste. Gelebt hatte er bis dahin, was er leben genannt, ein Leben der Schlachten. Den halben Erdkreis hatte er durchstürmt in brennendem, nimmer gelöschtem Durst nach Thaten, nach Leben. Hatte sich triumphierend über die Bräuche der Unterworfenen hinweggesetzt, hatte ihre Hütten zerstört, ihre Götter zerschlagen — der breiten, roten Spur folgend, die der Riesenfuß des neuen Heros über die Erde gezogen.

Nun aber — ein neues, noch berauschenderes Gefühl hatte ihn durchtost, da er den Knaben in den Armen hielt, seinen Knaben. Jenes Leben — ärmlich und nichtssagend war's ihm plötzlich erschienen gegenüber dem neuen Leben, das ihn erwartete, das er in dem Knaben bereits an seine Brust zu zwingen glaubte. Der Knabe hatte ihn zum Vater gemacht, zum Schöpfer, ihn, der bisher nur ein Vertilger gewesen. Und Schöpfer wollte er nun bleiben, wollte für dieses Kind eine Zukunft erschaffen, voll schimmernden Glanzes, voll strahlenden Lichtes.

War's denn Unmögliches, was er begehrte? Hatte diese neue Zeit nicht alles umgeworfen, was bisher als heilig und unverletzlich gegolten? Hatte sie nicht ein neues, herrschgewaltiges Geschlecht aus dem Nichts geschaffen? Ehemalige Schreiber, Bauern, Handwerker waren Generale, Fürsten, Herzöge geworden, ein simpler Leutnant Kaiser von Frankreich und Herr über die Erde. Warum sollte es ihm allein

nicht glücken? War er, der frühere elsässische Bauernsohn nicht jetzt schon Kapitän? Ruhten die Augen seiner Oberen nicht voll Vertrauen, voll hoher Schätzung seiner Kraft auf ihm?

Nun aber wollte er erst leben!

Das Gefühl einer unbezwingbaren Kraft hatte ihn da durchrieselt, als er den Knaben in die Arme drückte.

Plötzlich war aus der Ferne ein Ruf an sein Ohr gedrungen, sich mit reißender Schnelligkeit nähernd, wie eine gewaltige, brausende Woge, die über das Meer der Menschenleiber heranspülte:

„Vive l'empereur!"

Und das Meer hatte sich gespalten und aus seinem donnernden Schoße etwas hervorgespieen ... ein jagendes Pferdegespann, das einen Schlitten über die schneebedeckte Steppe dahinführte, der alten Krönungsstadt der weißen Zaren entgegen, in ihm eine kleine Gestalt mit bleichem, harten Gesicht, in dem lodernde Feueraugen brannten.

„Vive l'empereur!"

An Bertrand's Feuer hatte der Schlitten gehalten. Und die Männer hatten sich hinzugedrängt, den Heros zu grüßen, allen voran Bertrand, den Knaben auf dem Arm.

Der Imperator hatte ihn sofort erkannt, wie er nie einen Namen, ein Gesicht vergaß.

„Sieh, Bertrand!" hatte er gesagt. Und mit einem Blick auf die seltsame Last des Kriegers. „Was bringen Sie mir da, Kapitän?"

Bertrand hatte ihm den Knaben entgegengestreckt.

„Ein Kind, Sire! Mein Kind! Eben ist es hier geboren!"

Die Augen des Gewaltigen hatten aufgeblitzt.

„Hier? Was ist's? Ein Knabe?"

„Ein Knabe, Sire!"

„Also ein Soldat, Kapitän!"

„Ein Soldat, Sire! Für meinen Kaiser!"

„Und die Mutter?"

„Dort am Feuer!"

„Weß Landes?"

„Eine Deutsche!"

Der Imperator hatte gelacht. Und mit seiner bekannten Handbewegung hatte er sich über den Knaben gebeugt und dessen Ohrläppchen gezaust. Dann hatte er sich aufgerichtet und einen seiner sprühenden Blicke rundum geworfen, über die Gesichter der ihn umdrängenden Krieger.

„Habt Ihr's gehört, Soldaten? Ein Zeichen ist's des Sternes, der uns vorangeht. Der Vater ein Franzose, die Mutter eine Deutsche, des Kindes Heimat das heilige Rußland — wer zweifelt noch an Frankreichs Mission, die Völker des Erdballes zusammenzuschweißen zu einem einzigen Geschlechte von Herrschern? Und dieses heilige Rußland, vor dem in manches Herz Bangen und Zagen war, was thut es? Knaben bringt es mir dar, Männer, Soldaten!" Und mit einem Lächeln zu Bertrand: „Wenn wir in Moskau sind, bringt mir den Knaben, Kapitän. Wir wollen ihn taufen! Im heiligen Kreml der weißen Zaren!"

Er hatte noch einmal mit der Hand gewinkt und sich dann in den Schlitten zurückgelehnt. Hell aufwiehernd waren die Rosse angesprungen . . .

Hinter ihm aber aus tausend und abertausend Männerkehlen das donnernde, betäubende, jauchzende, drohende: „Vive l'empereur!"

Dann wieder das Bild der weiten, schweigenden Steppen, über die in endlosen Reihen der Heerbann zog . . .

Bertrand hatte Barba das Kind zurückgebracht. Und zum ersten Male, seit sie den ersten Schrei des Knaben gehört, war die bleiche, düstere Erstarrung von ihr gewichen. Mit einem Aufstöhnen ihrer keuchenden Brust hatte sie das Kind an sich gerissen und es mit ihren beiden, zitternden Händen bedeckt, wie um es zu schützen gegen etwas Dunkles, Schreckhaftes, das herannahte. Ein Blick wilden Hasses aber war zu dem Gatten hinübergesprüht, dem Vater des Kindes.

Er hatte damals gelacht, in seiner stolzen Sicherheit. Was kümmerte ihn dieses ohnmächtige Aufbäumen gegen das auferlegte Joch! War's nicht von je Sitte gewesen, daß die Töchter der Besiegten Sklavinnen der Sieger wurden? Schlachtenlohn, Kriegsbeute! —

Nun aber — wo war er, dieser Lohn? Wo war sie, diese Beute?

Jener Blick Barbas war der letzte gewesen, der ihn aus ihren Augen getroffen; jener erste Schrei des Kindes der letzte Laut, den er von ihm gehört; jenes Lächeln des Kaisers das letzte, das er von ihm gesehen. Dann war Moskau gekommen und der Säbelhieb des fliehenden Kosaken und die Flamme . . .

Alles hatte sie in ihm verzehrt, Kraft und Blut, Gedanken und Erinnern; alles, was Mensch in ihm war. Sie hatte ihn geblendet in die Nacht hinausgejagt, in diese furchtbare Nacht des Schweigens, aus der es kein Entrinnen zu geben schien, die das Vergangene für ihn bedeckt hatte mit dem schwarzen, undurchdringlichen Fittich des Vergessens.

Wer ihn aus dem zusammenstürzenden Spital gerettet, aus dem Brande, der ihm das Hirn versengt hatte — er wußte es nicht. Wie er den Weg durch die russischen Eiswüsten zurückgefunden, wer ihn gekleidet, genährt, beherbergt, wer ihn in diese jammervolle Gestalt eines landfahrenden Bettlers hineingezwängt — er hatte es vergessen. Vergessen hatte er auch alles, was vorhergegangen: das wilde Leben der Schlachten, den brennenden Ehrgeiz des eigenen Herzens, den errungenen, jungen Ruhm, den aufsteigenden Glanz der Laufbahn, den jähen Sturz. Ausgelöscht in ihm war die Erinnerung an das leidenschaftliche Begehren nach dem Weibe, an das ränkevolle Werben, an den erzwungenen Sieg. Nicht einmal die leeren Namen hafteten in ihm, der Name des Landes, das ihn geboren, des Kaisers, der ihn geführt, des Weibes, das er genommen. Selbst der eigene Name war seinem Gedächtnis entschwunden. Durch diese lichtlose Nacht war er geirrt: heimatlos, führerlos, liebelos, namenlos.

Nun aber war die Nacht von ihm gewichen. Nun wußte er wieder, wer er war und was ihm gehörte . . .

Gehörte es ihm? Wo war der Schlachtenlohn, die Siegesbeute?

Eine Stimme gellte ihm in den Ohren — diese milde, sanfte, erbarmende Stimme des greisen Pfarrers — wie sie wuchs und lauter wurde und schrie und gellte!

„Und so frage ich dich denn, Barba Bertrand, willst du diesen Henne Wulff zum Manne?“

„Ja!“ antwortete Barbas Stimme.

Ja! — Ja! —

„Nein!“ schrie eine dritte, furchtbare Stimme. „Nein, und tausendmal nein!“

Zusammenschreckend blieb Bertrand stehen. Seine drohend emporgeballten Hände sanken herab, seine Augen zuckten wirr umher. Seine eigene Stimme war's, die dieses knirschende „Nein!“ hinausgeschrien hatte in den stillen Wald.

Fernher kam es zurück, ein leises, schwingendes Echo.

Und nun erkannte er den Ort, wo er stand. Das einsame Haus dort über ihm auf der Höhe war der Waldhammer.

* * *

Draußen vor dem Hause im Sonnenschein spielte Johannes mit bunten Steinchen, bewacht von dem Hunde. Johannes und der Hund waren gute Freunde geworden. Immer waren sie bei einander: Johannes, das starke Fell des Hundes zausend; der Hund, die kleinen Kinderhände leckend. Sie sprachen auch miteinander. Johannes fragte den Hund nach den zwitschernden Vögeln, den flatternden Schmetterlingen, den kriechenden Käfern. Und der Hund antwortete, bald mit leisem, behaglichem Knurren, bald mit kurz auflachendem Freudengebell. Dittmar hörte die beiden Stimmen zu sich hereintönen in das kahle, ausgeräumte Zimmer, in dem er die letzte Hand an die Vorbereitungen zur Reise legte.

Nichts sollte zurückbleiben, als sein einfaches Bett und ein Stuhl. Wenn die anderen fort waren, brauchte er nichts mehr. Dann würde auch er bald gehen.

Aber der Uhr bedurfte er noch dazu. Sie mußte ihm anzeigen, wann die Zeit gekommen war. Auch war sie nicht so wertvoll, daß die Kinder sie nicht hätten entbehren können. Er ließ sie an ihrem Platze. Eines jener Lichter mit den Sechsstundenstrichen steckte er in den Strohsack seines Bettes. Es würde ihm leuchten auf dem letzten Wege, ihm und dem anderen.

Mit dem Beil schlug Dittmar die letzte Kiste zu. Die Kiste schleppte er zu den übrigen auf der Herdtenne. In der

Frühe des nächsten Morgens würde ein Fuhrmann aus der Stadt kommen, sie zu holen.

Sie und die Kinder. Ohne noch einmal das Dorf zu berühren, würden sie ins Land hineinfahren, den weiten Weg nach dem Hafen, in dem das Schiff lag. Dann würde Dittmar allein sein.

Er kehrte in seine Stube zurück, lehnte das Beil an die Wand und setzte sich auf den Rand seines Bettes. Ein weicher Schmerz war in ihm, der seine Hände schlaff machte und ihm den Kopf auf die Brust senkte.

Morgen würde er Barba zum letzten Male sehen, Barba und das Kind . . .

Aber noch größer, als der Schmerz, war sein freudiger Dank. Vorhin, als der Ton der Glocke aus dem Thale zum zweiten Male zu ihm heraufgedrungen war, hatte er unwillkürlich das Haupt entblößt und gedankt. Nun waren Barba und Henne eins geworden, nun war die Last von seinem Kinde genommen, der Fluch der ungerechten That. Nun lag sie nur noch auf ihm, der sie gethan, und jenem, der sie geschaffen. Und die Sühne war in seiner Hand. Niemand sonst würde sie treffen, als die beiden Schuldigen allein.

Der Kinder harrend, hatte er, nachdem die Glocke verklungen war, eine Zeitlang bei dem spielenden Knaben vor dem Hause gestanden. Und sein scharfes Auge hatte sie den Waldpfad heraufkommen gesehen. Langsam waren sie emporgestiegen, eng aneinander geschmiegt, einer des anderen Blick trinkend. Von ihren Stirnen hatte es gestrahlt, wie junges Sonnenlicht.

Aber sie waren nicht zum Hause gekommen. Weiter waren sie geschritten, am See entlang, dem Helleberge zu. Sie zog wohl das Glück ihrer Herzen in die stille Waldeinsamkeit. Wohin sie auch gingen, sie würden nicht mehr einsam sein. Einer des andern Stütze und Trost.

Aber er, der Vater, war einsam. So saß er nun auf seinem Bette und sann.

Und das Herz schmerzte ihm und er freute sich zugleich. Morgen würde Barba von ihm gehen und niemals mehr würde er den treuen Blick ihrer Augen sehen, niemals mehr den weichen Wohllaut ihrer Stimme hören, niemals mehr den zarten Druck ihrer Hand verspüren.

Einsam würde er den letzten Gang gehen, aber von ihr war die Last genommen . . .

Dittmar hatte früher nicht an Gott geglaubt. Jetzt glaubte er an ihn. Aber weil er an ihn glaubte, wagte er nicht zu danken, zu beten. Immer, wenn er gebetet hatte, war ein Blitz der Strafe auf ihn herniedergezuckt. Weil er in seinem Gebete mit Gott gerechnet und gemarktet hatte, weil das Gebet aus unreinem Herzen gekommen war.

Und nun mißtraute er sich selbst. Er war so niedrig, so rechtlos, so beschmutzt, daß das Gebet aus seinem Munde keine Kraft hatte. Er war so einsam, daß er nicht einmal mehr zu beten vermochte.

Aber von Barba war die Last genommen . . .

Er dachte nur noch das Eine. Ein Wunder war's ihm, ein unfaßbares, herrliches Wunder.

Etwas wie ein Lächeln wollte in ihm heraufsteigen. Er unterdrückte es mit aller Kraft. Er wagte nicht zu lächeln. Vor dem Lächeln dieses Menschen würde selbst das Wunder zerrinnen in ein leeres Nichts.

Wenn sie nur erst fort wären —

Vor dem Hause draußen schlug der Hund an. Sein lautes, zorniges Bellen schreckte Dittmar auf. Und der Knabe schrie. War's ein Weinen oder ein Lachen?

Aber jäh, wie es gekommen, schwieg das Bellen des Hundes wieder. Es ging in ein unterdrücktes Winseln über, wie der Furcht.

Dittmar eilte nach vorn, zu der angelehnten Thür der Herdtenne. Durch den schmalen Spalt konnte er den Platz vor dem Hause überblicken. Und er sah, wie ein Mensch in zerrissenen Kleidern und langem, schwarzem Barte den Knaben an der Hand festhielt. Leise sprach er auf das Kind ein, das weinend von ihm fortstrebte. Aus seinen großen, auf den Fremden gerichteten Augen sprach Furcht, und Furcht sprach auch aus den Augen des Hundes, der mit eingekniffenem Schweif vor dem Fremden auf der Erde kroch, ohne das Kind gegen diesen zu schützen.

Hastig stieß Dittmar die Thür auf und eilte hinaus.

„Was wollt Ihr von dem Kinde?“ schrie er den Fremden an. „Laßt es los, oder . . .“

Er brach plötzlich ab. Der Fremde hatte sich aufgerichtet, mit einem sicheren, selbstbewußten Wesen und schaute dem Nahenden entgegen. Auf seinem verwüsteten Gesichte lag es wie Hohn.

„Oder?“ fragte er herausfordernd zurück. „Und wenn ich es nicht loslasse, was geschieht dann, Meister Dittmar? Fliegt mir dann auch eine Kugel zu, wie jene, die den alten Nottorp traf draußen bei der Waldhütte am Bühl?“ Er nickte dem Erstarrten spöttisch zu und wandte sich dann wieder zu Johannes. „Nun, willst du mir nun sagen, wie du heißest?“

Der Knabe suchte sich vergebens von der haltenden Hand zu befreien, aus dem zwingenden Banne dieser brennenden Augen.

„Johannes!“ schluchzte er endlich.

„Und weiter? Wie heißest du weiter? ... Du weißt es nicht? Heißest du Johannes Dittmar? Oder Johannes Wulff?“

Der bekannte Name entlockte dem Kinde einen schnellen Ausruf.

„Ja, Wulff! Johannes Wulff!“

Ueber das Gesicht des Fremden lief eine flammende Röte, seine Zähne fuhren knirschend aufeinander. Rauh preßte er die Hand des Kindes in der seinen.

„Nicht Wulff!“ stieß er wild heraus. „Nicht Johannes Wulff! Soll ich dir sagen, wer dein Vater ist? Bertrand heißt er, Kapitän Bertrand, der Mann deiner Mutter!“ Und Johannes Hand hinwegschleudernd, kam er mit höhnischem Auflachen zu Dittmar und stellte sich breit vor ihn hin. „Erkennt Ihr mich nun, Vater Dittmar? Bertrand bin ich, Kapitän Bertrand, der Mann Eurer Tochter!“

Dittmar taumelte bleich gegen die Wand des Hauses zurück. Abwehrend streckten sich seine beiden Hände gegen Bertrand aus. Ein furchtbarer Blick der Verzweiflung kam aus seinen Augen. Vor ihnen zerrann das Wunder.

* * *

Er hatte Bertrand in das Haus geschoben, er hatte die Thür in der Umfassungsmauer zugeworfen, er hatte das Kind draußen dem Schutze des Hundes überlassen und war dann

zu Bertrand zurückgekehrt — all' das, ohne zu wissen, was er that, einem instinktiven Triebe gehorchend.

Nun stand er in seiner Stube vor dem Schrecklichen, der höhnisch lachend auf dem Bettrand saß, auf derselben Stelle, auf der Dittmar vorhin gesessen hatte, als er es nicht gewagt hatte zu beten und zu denken.

„Ein schöner Empfang!" rief Bertrand ihm hohnvoll entgegen. „Warum kommt sie denn nicht, Euere Tochter, um mich zu begrüßen, mich, den teueren Gatten? Lange genug, glaub' ich, bin ich fortgewesen, um nun ein gutes Wort des Willkommens zu verdienen!"

In Dittmars Kopfe war nur ein Gedanke: wenn sie nur jetzt nicht zurückkamen! Wenn sie nur nicht zurückkamen, so lange dieser Mensch da war!

„Barba ist nicht hier!" preßte er endlich mühsam heraus.

Jener nickte.

„Nicht? So habe ich mich vorhin vielleicht doch nicht getäuscht, unten im Dorfe, in der alten Kirche? Ich sah dort den Pfarrer einen Segen sprechen über zwei Menschen, die nebeneinander knieten!"

Ein furchtbares Keuchen drang aus Dittmars Brust.

„Ihr wißt?"

Bertrand betrachtete ihn voll Wut. Plötzlich ballten sich seine Hände und hoben sich empor, wie um sie in das bleiche Gesicht da vor ihm zu schmettern.

„Ein Mann und eine Frau. Der Pfarrer gab sie zusammen. Henne Wulff hieß der Mann und Barba Dittmar die Frau! Oder nein: Barba Bertrand! Barba Bertrand!" Mit einer herrischen Bewegung deutete er plötzlich auf die Thür. „Und nun geht, alter Mann, und schickt mir meine Frau!"

Dittmar stand regungslos, wie zu Stein erstarrt. Er dachte. Ein zweiter Gedanke war zu jenem ersten gekommen; ein Gedanke, der ihm das Blut kreisen machte. Wenn Barba den Mann da erblickte, wälzte sich die Last wieder über sie, die Last der That, die ein anderer begangen. Ihre Hand würde sich aus der des Geliebten lösen für immer, das Sonnenlicht von ihrer Stirn weichen für immer, ihre müden Schultern

sich unter der Last beugen für immer, bis sie unter ihr zusammenbrach. Denn diesmal würde sie zusammenbrechen. Nachdem ihr ein hohnvoll trügerisches Glück den letzten Trost entrissen. Sterben würde sie, sterben, an jener That eines anderen.

Und dieser andere war er, ihr Vater.

Ein niederer, verachteter Mensch, in dem nichts Gutes mehr war. Der schon einmal gemordet hatte.

Schon einmal —

Er brach plötzlich in ein lautes Schluchzen aus. Er stürzte vor dem Menschen auf die Kniee nieder. Er hob die Hände zu ihm empor, bittend, in wahnsinnigem Flehen.

„Gieb sie frei! Gieb sie frei! Sie liebt dich nicht! Nie hat dir auch nur der kleinste Teil ihres Herzens gehört! Sie hat dich gehaßt, wie man das Böse haßt! Deinetwegen hat sie auch beinahe das Kind gehaßt, sie, die sonst niemandem wehe zu thun vermochte! Was hast du also von ihr? Gieb sie frei, gieb sie frei!"

Aber jener lachte voll grimmigen Hohnes ... Wie sollte er sie freigeben? Er war doch nun einmal in der Welt. Er hatte doch ein Recht auf sie. Und er konnte sich doch nicht selbst töten nur um ihretwillen!

„Dann geh' fort, wie du gekommen bist! Ohne, daß sie dich sieht. Ich will dir Geld geben — alles, was ich habe — mehr, als ich habe! Ich will es dir verschaffen, soviel du willst, nur gieb sie frei! Gieb sie frei!"

Aber jener betrachtete ihn mit tückisch funkelnden Augen... Sie haßte ihn? Und dennoch wurde sie sein Weib? Dennoch wurde sie die Mutter seines Kindes? So würde es ihr nicht schwer geworden sein! So würde sie weiter hassen und lieben!

„Gieb sie frei! Gieb sie frei!"

Bertrand stand auf. Mit einer Handbewegung schob er den Knieenden zur Seite.

„Niemals!"

Dittmar fiel vornüber auf die Stirn. Wie einen Halt suchend tasteten seine Hände umher, ergriffen etwas Festes, Schweres, um das sie sich klammerten. Seine verwirrten Augen sahen nicht, was es war.

Er erhob sich nicht, er blieb auf dem Boden liegen, zusammengekrümmt, von wahnsinnigen Schmerzen durchwühlt. Heiser, keuchend kam die Stimme aus seiner Brust. Er hörte es selbst nicht, was er sagte. Wie das Flehen eines anderen Menschen war es, der weit, weit entfernt war . . .

„Sie bricht unter der Last! Gieb sie frei! Gieb sie frei!“

Der andere wandte sich zur Thür.

„Ich sagte: niemals! Lange genug bin ich ein Hund gewesen, ein Tier, rechtlos, mit Füßen getreten. Nun aber bin ich's nicht mehr. Ich habe ein Recht auf sie. Und ich will sie. Und das Kind ist mein Kind. Ich nehme es mit mir. Wenn es bei mir ist, wird sich auch die Mutter dazu einfinden. Mag sie mich hassen, wenn sie mich nur liebt! Denn ich will leben, leben!“

Stark stieß er die Worte heraus. Seine Hand griff nach der Thür.

Dittmar zuckte auf. Seine Augen öffneten sich weit. Er sah, um was sich seine Hände klammerten, um das Beil!

Mit dem schrecklichen Winseln eines wahnsinnigen Tieres warf er sich auf den Anderen . . . (Fortsetzung folgt.)





Neu-Amsterdam,
die erste Ansiedelung der Holländer, aus der sich das heutige New-York entwickelt hat.

New-York.

Von **Udo Brachvogel**-New-York.

(Nachdruck verboten.)


Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, die durch die Amerikareise des Prinzen Heinrich eine neue Festigung erfahren haben, haben in unserm Vaterlande wieder einmal das Interesse auf jene Riesenstadt gelenkt, deren rasches Emporblühen und Anwachsen in der Geschichte wohl einzig dasteht. Bald wird New-York das Jubiläum seines dreihundertjährigen Bestehens feiern können; denn es war am 9. September des Jahres 1609, als der Engländer Henrik Hudson von der holländisch-ostindischen Kompagnie mit seiner Schaluppe „Halbmond" als erster Europäer in die Mündung des nach ihm benannten Hudsonflusses einfuhr. Die erste thatsächliche Besiedelung fand indessen erst erheblich später statt. Es war eine aus 200 Personen bestehende holländische Expedition, die im Jahre 1625 von dem heutigen Manhattan-Eiland Besitz ergriff und eine Niederlassung gründete, die man zu Ehren der heimatlichen Hauptstadt New-Amsterdam nannte, das bestimmt war, zu dem heutigen New-York emporzublühen.

Schon im Jahre darauf wurde dann das felsen- und waldbestandene Eiland, auf welchem sich heute das eigentliche New-York erhebt, seinen rothäutigen Urbesitzern für 60 holländische Goldgulden, betreffs deren die Sage geht, daß großmütigerweise noch ein Dutzend Lederhosen zu ihnen in den Kauf ge-

geben wurden, in aller Form Rechtens abgekauft, und damit, im Licht der Milliarden und Abermilliarden, welche das heutige New-York repräsentiert, wohl die fruchtbringendste Grundeigentums-Anlage aller Zeiten gemacht. Da es die Holländer waren, welche diese Anlage gemacht, ging es mit der Entwickelung derselben zuerst auch nur im bedächtigen Tempo voran. Aber schon mit der 1673 am Hudson endgültig begründeten englischen Herrschaft wurde das anders, sogar bis auf den Namen von Stadt und Kolonie, die jetzt zu Ehren des Herzogs von York, spätern König Jakobs II., aus Neu-Amsterdam in New-York umgetauft wurden. In den siebziger Jahren des nächsten Jahrhunderts trat wiederum ein Wandel ein, indem die Engländer den Amerikanern das Feld räumen mußten. Waren aus den 200 Seelen der ersten Neu-Amsterdam-Gründung bei ihrem endgültigen Uebergang in englische Hände 2500 geworden, so hatten sich diese unter der regeren britischen Herrschaft bis Ende des nächsten Jahrhunderts bereits auf 60 000 vermehrt, mit denen New-York im Vergleich zu dem damals günstiger situierten Philadelphia freilich immer nur erst die zweite Stadt der neuen Vereinigten Staaten war. Aber mit diesen 60 000 Seelen begann dann jener, schnell alle Wachstums-Rivalität nicht nur in der Neuen, sondern in der Welt überhaupt überflügelnde Voranmarsch von der amerikanischen Hauptstadt zur Weltstadt, welcher jene 1816 bereits im Besitz von 100 000 Einwohnern erscheinen läßt. Das echt Amerikanische an diesem Wachstum aber ist der letzte große fin de siècle-Sprung gewesen, der New-York auf eine Einwohnerzahl von fast vier Millionen Seelen brachte.

Derselbe bestand in nichts Geringerem als in einer 1897 vollbrachten Reihe von Verschmelzungen der bis dahin selbständigen Neben- und Vorstädte New-Yorks mit diesem, welche sich, die Aufschluckung des allein über eine Million zählenden Brooklyn an der Spitze, so ausgiebig erwiesen, daß das 1890 noch auf anderthalb Millionen beschränkte New-York am Neujahrsmorgen 1898 als ein „Größeres New-York“ mit einer Einwohnerzahl von voll drei und einer halben Million aufwachte!

Dem raschen Wachstum der Einwohnerzahl entsprach auch die räumliche Ausdehnung, die die Stadt nahm, eine Ausdehnung, die im buchstäblichen Sinne des Wortes als ein „in den Himmel



Ansicht eines New-Yorker Geschäftsviertels.

wachsen" bezeichnet werden kann. Schon ein Blick auf unsere Bilder zeigt jene „Himmelskratzer" und „Himmelsstürmer", auf amerikanisch „Skystormer" und „Skyscraper" genannt, jene neuesten Schöpfungen einer mit dem Auftürmen von Stahl-

gerüsten und dem Uebereinanderstapeln von Stockwerken nachgerade eine Art Sport treibenden Geschäftsarchitektur, welche in den letzten fünfzehn Jahren die Physiognomie der amerikanischen Städte, oder doch die ihrer Geschäftsteile, in so revolutionierender Weise zu ändern begonnen und im Fall New-Yorks bereits geändert hat, daß beim Versuch einer Schilderung seines architektonischen Bildes zuerst von ihnen gesprochen werden muß.

Es ist etwas Merkwürdiges um diese „Himmelskratzer“ und „Wolkenschaber“. Etwas Merkwürdiges und dabei ganz und gar Amerikanisches. Was dem Baumeister des alten Aegypten die Pyramide, was dem des Mittelalters der Münsterturm und die Kathedralenkuppel waren, ist dem amerikanischen Architekten der Neuzeit der „Himmelskratzer“ geworden. Den ersten Anfang damit machte Chicago. Aber New-York griff diesen erbaulichen „Excelsior“-Hinweis mit einer Energie und Selbständigkeit auf, daß es seine westlichen Lehrmeister bald hinter sich zurückließ. Es giebt kaum eine andere Stadt der Welt, deren äußeres Bild sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt so rasch verändert hat, wie dies bei New-York der Fall ist. Bis Ende der achtziger Jahre waren es, wie bei Städtebildern ja immer, einer oder der andere Turm, wie jener der Trinity- und St. Pauls-Kirche und selbst der Stadthaus-Turm oder die Kuppel des Postgebäudes, welche als architektonische Merkmale das Panorama New-Yorks, wie es vor dem in den Hafen Einfahrenden aus den Fluten der inneren Bucht und des Hudson aufstieg, beherrschten. Heute sieht man nichts mehr von ihnen. Ansehnliche, weithin sichtbare Türme, wie sie es waren, sind sie heute auf allen Seiten von jenen neuartigen Riesenbauten, wie sie die Ausbildung der Eisen- und Stahlkonstruktion und des Fahrstuhlwesens zur Zeit bis zu zwanzig, fünfundzwanzig und noch mehr Stockwerken ermöglichen, derartig eingeschachtelt und übertürmt, daß sie absolut von der Bildfläche verschwunden sind. Und doch ist das nur erst der Anfang. Schon jetzt ist der „Himmelskratzer“ und „Wolkenschaber“ die unerläßliche Form für das Hotel, das Geschäftshaus, das Office-(Bureau)-Gebäude, den Zeitungsbau und selbst das Theater, das Gefängnis und Hospital. Kein Polizeiverbot, das wie in Berlin die Höhe der Häuser auf 22 m beschränkt und damit dem Bodenwucher Thür und Thor öffnet, hindert hier das Emporwachsen

der Bauten über zwanzig Stockwerke. Es sind dies Höhen, von denen man sich nur vergleichsweise einen Begriff machen kann; so steht das höchste Haus des heutigen New-Yorks hinter der Turmhöhe des Kölner Doms nur um etwa eine normale Haushöhe zurück und entspricht etwa sieben bis acht aufeinander getürmten Berliner Wohnhäusern. Die blos über 200 Fuß hohen Gebäude zählt man schon gar nicht mehr. Sie zählen sich in ihrer vier- und fünffachen Höhe des Berliner Opernhauses nur noch selbst, und zwar nach Dutzenden und Dutzenden, in denen sie nach Kräften dazu beitragen, das New-York von 1900 im Vergleich zu dem von 1800 nicht nur wie eine Stadt mit mehretagigen Häusern, sondern wie einen ganzen Komplex von etagenweise über einandergestülpten Städten erscheinen zu lassen.

Zum Glück braucht man sich von der stolzen Höhe des New-Yorker „Wolkenkratzers“ heute noch nicht gar zu sehr herabzulassen, wenn man gleich nach ihm auf die New-Yorker Kirchen kommen will. Heute noch, — denn für das Morgen giebt es in diesem Lande der „Uebernacht“-Entwickelung nach allen Dimensionen hin nicht einmal betreffs des Himmels irgend welche Bescheidenheitsgarantieen. Aber heute kann man wirklich noch von einer oder der anderen New-Yorker Kirche nicht bloß im erbaulichen Sinne, sondern auch noch im rein baulichen sprechen. So von der, einem riesigen Kölner Dom-Modell in weißgrauem Marmor vergleichbaren, zweitürmigen „St. Patricks-Kathedrale“. So von der weiter unten am Broadway gelegenen „Grace Church“, der gleichfalls in gotischem Stil und in hellem Marmor aufgeführten, mit ihrem weißschimmernden einen Turm dem New-Yorker schon mitten in dem längst bis zu ihr hinauf und über sie hinaus gerückten Geschäftsteil der Riesenstadt den Weg zum Himmel weisenden „Gnadenkirche“, mit ihrer gleichfalls marmornen, aber in eine lachende Oase von Rasen, Gebüsch und Epheugeschlinge gebetteten Pfarrei. Um jedoch durch die besondere Hervorhebung dieser drei kirchlichen Monumentalbauten den Leser in der alten Heimat nicht auf die Idee zu bringen, daß es mit ihnen auch sein Bewenden habe und daß das Größere New-York es an Frömmigkeit fehlen lasse — Brooklyn erfreute sich, ehe es von New-York aufgeschluckt wurde, für sich allein vor allen anderen Städten des Landes des Beinamens die „Kirchen-Stadt!“

— mögen hier gleich die nachstehenden paar Zahlen für sich selbst und die Kirchlichkeit der New-Yorker von heute sprechen. Nicht weniger als 1141 Kirchen und Andachtsstätten weist für sie die neueste Statistik auf, so daß je eine solche Zufluchtsstätte religiösen Bedürfnisses auf etwa 3000 Seelen kommt. Wie sehr aber mit Hilfe dieser 1141 Kirchen und Betstätten ein jeder nach seiner eigensten Façon selig werden mag, davon möge die nachstehende Aufzählung nur der hauptsächlichsten Sekten und Bekenntnisse, denen diese Kirchen gehören, einen Begriff geben. Adventisten, Baptisten, Lutheraner, Presbyterianer, Reformierte, Katholiken, Unitarier, Universalisten, Mährische Brüder, Quäker, Scientisten usw., die wieder alle durch eine Menge Zwischenschattierungen und Uebergänge in einander eine geradezu beängstigende weitere Vermehrung erfahren.

Es sei hier gleich von uns von ein paar Daten der Kirchenstatistik New-Yorks auf die seiner Schulen hinübergegriffen. 320 öffentliche Schulen, zu denen noch ein weiteres halbes Hundert von Abendschulen, Kindergärten und dergl. kommen, unterhält das heutige größere New-York mit mehr als einem zehn Millionen-Dollars-Budget jährlich zum Zweck der unentgeltlichen Erziehung von einer drittel Million Schülern durch nahezu 9000 Lehrer. Dazu gesellt sich eine entsprechende Anzahl von Privat- und Sektenschulen. Außerdem besitzt New-York an höheren Lehranstalten, außer einem für den Lehrerbedarf der öffentlichen Schulen sorgenden Lehrer-Seminar, drei Universitäten.

Auch an Bibliotheken hat New-York keinen Mangel. Ja, in einiger Zeit wird es selbst in Amerika, der Heimat der Bibliotheken-, Schulen- und Museums-Gründer und Schenker eine Bibliothekstadt par excellence sein. Besaß es — ganz abgesehen von einer zweiten großen Universitäts-Bibliothek der gleichfalls in weithin sichtbarem Kuppelbau untergebrachten, neuerdings durch eine besondere „Amerikanische Ruhmeshalle“ vergrößerten Bücherei der „University of New-York“! — in der Astor- und Lenox-Bibliothek und ihren palastartigen Heimstätten zwei der ansehnlichsten und bestdotierten Anstalten dieser Art des ganzen Landes, so wird es bald das weitaus größte und prachtvollste derartige Institut der Neuen Welt und mit nur wenigen Ausnahmen der Welt überhaupt besitzen. Schon steigt der kolossale, zwei Stadt-

gevierte einnehmende, auf drei Millionen berechnete Eisen-, Granit- und Marmor-Bau mit Macht empor, welcher aus dem zu diesem Zweck im Jahre 1884 von Samuel J. Tieden letztwillig gestifteten Fünfmillionen-Fonds errichtet wird.

Und nun zum Weichbilde New-York. Was es aber gerade in dieser Beziehung mit dem Wort „New-Yorker Riesenweichbild"



Das Stadthaus in New-York.

auf sich hat, davon mögen, ganz abgesehen von der bereits Millionen-Bevölkerung desselben, nur betreffs seines rein Räumlichen schnell noch ein paar Zahlen und Vergleiche mit der den Zahlen und Vergleichen eigenen Beredsamkeit am besten sprechen. Auf 314 englische Quadratmeilen wuchs dies New-Yorker Weichbild in einem Schlage in jener bereits erwähnten Neujahrsnacht von 1897 zu 98 an, in welcher das heutige Groß-New-York geboren wurde.

Was 314 englische Quadratmeilen bedeuten, wird uns um so anschaulicher, wenn wir berücksichtigen, daß es in Europa ein halbes Dutzend sogenannter souveräner Staatswesen giebt, welche sich der neuweltlichen Kosmopole gegenüber denselben Luxus im Punkt des Landesmangels gestatten. Nämlich das Fürstentum Monaco mit 11½, die Republik San Marino mit 37, Lichtenstein mit 64, Reuß-Greiz mit 122, Schaumburg-Lippe mit 175 und Schwarzburg-Rudolstadt mit 221 englischen Quadralmeilen, — so daß man nur noch das halb sagenhafte Andorra auf der Rückseite der Pyrenäen mit seinen 176 englischen Quadratmeilen hinzuzurechnen hätte, um die Zahl dieser von New-York auch räumlich überflügelten Souveränetäten auf die ominiöse Sieben zu bringen.

Wo aber bleiben diese räumlichen Parallelen für einen mit seiner Bewohnerzahl zwar immer noch hinter der einen Stadt London zurückstehenden, dafür aber ganze Königreiche, — Württemberg, Sachsen, Griechenland, Serbien — hinter sich lassenden Stadt-Koloß, wenn man des Weiteren erwägt, daß die Kosten der Gesamtverwaltung dieses schon um seiner Vielsprachigkeit halber zu diesem Titel berechtigten, amerikanischen Babels nachgerade auf 340 Millionen Mark pro Jahr gestiegen sind, sodaß auf den einzelnen New-Yorker die ungeheuren Verwaltungskosten von 100 Mark pro Kopf und Jahr entfallen. Daß die Stadt das letzte Jahr bei einem steuerpflichtigen Gesamteigentum von 15600 Millionen mit einer verbrieften Schuld von 1408 Millionen begann; daß sie eine Polizeimacht von mehr als 7000 Mann bezahlt; daß ihr Feuerwehrdienst 2200 Mann umfaßt; und daß sein Straßenreinigungs-Departement in der allerdings von gewaltigen Schneefällen heimgesuchten Woche vor Ankunft des Prinzen Heinrich allein 15000 Menschen in Dienst stellte, eine halbe Million Fuhren Schnee fortschaffte, der die Stadt über 800000 Mark kostete, und daß man dabei doch dem europäischen Gast der Nation einen Weltstraßenanblick nicht ersparen konnte, wie er ihn sich in seiner Heimat wohl nie hatte träumen lassen. Und doch haben diese gelegentlich so schwer passierbar zu haltenden Straßen einem Verkehr zu dienen, der im Punkt des Wagen- und Pferdetreibens nur mit dem Londons, was aber den elektrischen und

sonstigen technischen Betrieb anlangt, mit nichts auf der Welt zu vergleichen ist. Nicht weniger als 1450 Meilen von Straßenbahnen aller nur denkbaren Bau= und Betriebsart, darunter die in dieser Ausdehnung einstweilen auch nur New=York eigentümlichen Hochbahnen sorgen im Verein mit etwa dreißig Dampffähr=Linien für einen Menschen=Hin= und Herstrom, der täglich zwei bis zwei eine halb Millionen Passanten in Bewegung setzt, und der in der Stärke, wie er sich namentlich zwischen New=York und Brooklyn ergießt, selbst den mächtigsten Brückenbau der Welt, die Roeblingsche Hängebrücke, nicht mehr hinreichend erscheinen läßt.

Charakteristisch für New=York sind ferner die großen Parkanlagen, die in ihrer Ausdehnung 6500 Acres, also eine Gesamtfläche einnehmen, die allein das bereits im Vergleich zu New=York erwähnte Fürstentum Monaco an Größe übertreffen. Um aber dies flüchtige New=Yorker Größenregister und das in ihm zum Ausdruck kommende, einzig dastehende, rastlos pulsierende, fiebernde und zuckende Weltstadtleben in etwas ruhigerer Tonart austönen zu lassen, seien im Anschluß an diese grünen Lebenslungen der Riesenstadt ihre nicht weniger grünen Friedhöfe erwähnt, die, 65 an Zahl, mit den von Marmor und Granit strotzenden Totenstädten oder richtiger Totenparks von Greenwood und Woodlawn an der Spitze, für die letzte Ruhe sorgen.

* * *

Im folgenden wenden wir uns dem geistigen und geselligen Leben zu, wobei wir speziell das deutsche Element berücksichtigen.

New=York, welches abends einen geradezu in elektrischer Beleuchtung schwimmenden ganzen Theater=Heerweg wie keine andere Stadt der Welt besitzt, zählt zur Zeit 45 Musentempel. Zu diesen kommen, abgesehen von einem Dutzend Variétés und Singspielhallen, mindestens die gleiche Zahl von Theatern in Brooklyn, so daß die Gesamtzahl von 75 durchaus nicht zu hoch gegriffen ist.

Was die Räumlichkeiten der New=Yorker Theater anlangt, so zeichnen sich dieselben mit Ausnahme der beiden großen Opernhäuser nicht eben durch Größe, wohl aber durch Eleganz der inneren Einrichtung aus, und bilden bei dem unerfreulichen

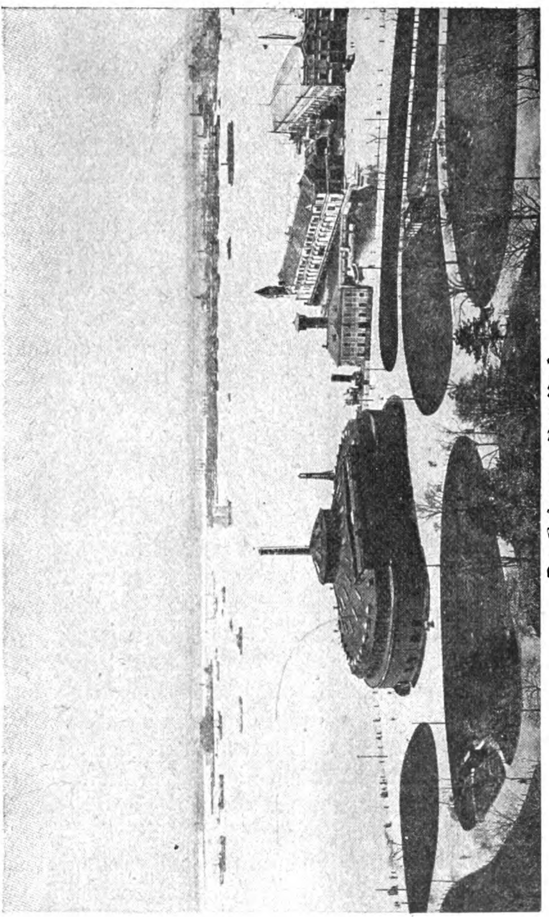
Stande der amerikanischen Schauspielkunst diese glänzenden Aeußerlichkeiten die eigentliche Anziehung des großen Theaterpublikums.

Besonders imposant auch schon in seinen äußeren baulichen Dimensionen präsentiert sich das derzeitige New-Yorker Heim der Großen Oper, welches mit seinem Kolossalbau ein ganzes Geviert bedeckt und eine Bühne und einen Zuschauerraum enthält, die selbst hinter den größten Bühnen der Welt nicht zurückstehen. Seit Jahren steht dies Institut, dessen hauptsächlichster künstlerischer Anspruch durchaus nicht bloß in den geradezu fabelhaften Bezahlungen der Bühnensterne aus aller Herren Ländern besteht, sondern zumeist auf der großen und erfolgreichen Pflege Wagners auf dem Boden der Neuen Welt beruht — alljährliche vollständige Nibelungen-Cyklen haben dem Hause sogar den Namen eines „Amerikanischen Bayreuth“ eingetragen! — an der Spitze.

In New-York allein betragen die regelmäßigen Kosten einer einzigen derartigen Abend-Vorstellung 16000 Mark, die aber je nach den ins Gefecht geführten einzelnen Extra-Größen leicht auf 24000 Mk. steigen mögen. Selbstredend stehen dem bei entsprechenden Eintrittspreisen (20 Mk. der Sperrsitz) im ganzen allein 1000 Sitze haltenden Parterreraume auch entsprechende Abendeinnahmen gegenüber. Bei der für den Prinzen Heinrich von Preußen gegebenen Gala-Vorstellung, wo 120 Mark für den Sitz genommen wurden, und das Riesenhaus gepackt voll war, fand die Schätzung der Zeitungen, daß die Gesamteinnahme dieses Abends 200000 Mark betragen habe, erklärlichen Glauben. Auf denselben begreiflichen Glauben aber stieß eine andere Zeitungsschätzung, welche für die europäischen Leser von noch größerem Interesse sein dürfte, — die nämlich: daß in den fünfunddreißig Logen des ersten Ranges, in deren Zentrum eine große Loge für den prinzlichen Gast und sein Geleit hergerichtet war, allein für 20 Millionen Diamanten und Juwelen paradiert worden seien. Wobei dann hier gleich das Verzeichnis von einigen besonders bekannten New-Yorker Damen der Gesellschaft mit dem Betrage ihrer Schätze folgen mögen. Es sind dies:

Mrs. William Astor	6000000 Mk.
„ John Jacob Astor	4500000 „

Mrs.	Cornelius Vanderbilt Sr.	4 500 000	Mk.
„	William K. Vanderbilt, Jr.	4 500 000	„



Der Hafen von New-York.

Mrs.	Orme Wilson	4 000 000	Mk.
„	Alfred Gwynne Vanderbilt	3 000 000	„
„	William Starr Miller	3 000 000	„
„	Frederick Vanderbilt	2 500 000	„

Mrs. George Vanderbilt	2 500 000	Mk.
„ Ernesto Fabbri	1 500 000	„
„ Cornelius Vanderbilt, Jr.	1 000 000	„
„ John D. Rockfeller, Jr.	1 000 000	„

Selbstredend gebührt bei Besprechung der New-Yorker Theater — unter denen sich, wie hier gleich noch der Kuriosität halber eingeschaltet sei, ein italienisches, ein chinesisches und drei jüdische oder wie es richtiger heißen muß „jiddische*), befinden! — der deutschen Muse am Hudson ein besonderes Wort. Dieselbe ist hier heimisch gewesen, seit überhaupt Deutsche in größerer Zahl hier heimisch waren, und hat im Verein mit deutschen Zeitungen, mit deutschem Gesang und deutscher Geselligkeit redlich dazu beigetragen, dem Deutschtum New-Yorks seine Stellung zu sichern.

Das deutsche Irving-Place-Theater ist eine Schauspielbühne nach Muster der größten Stadttheater in Deutschland und hat sich unter Leitung des Direktor Conried eine Stelle erobert, die es der deutschen Kunst gegenüber nicht bloß als eine Gunst, sondern als ein gutes Recht erscheinen ließ, daß der erste Besuch des Prinzen Heinrich auf dem Festlande New-Yorks seinem Theater gelten sollte, und als Wind und Wetter dies vereitelt hatten, der letzte Besuch des Prinzen ihm thatsächlich galt! Neben diesem Conriedschen „Irving-Place-Theater" besitzt New-York auch noch eine Volksbühne, auf der ausschließlich plattdeutsche Stücke zur Aufführung gelangen.

Von den alles in allem 22000 Zeitungen und Zeitschriften aller Art, aller Richtungen und aller Sprachen, die zur Zeit in den Vereinigten Staaten erscheinen, entfallen 1936 auf den Staat New-York und von diesen wieder über die Hälfte auf die Stadt New-York allein. Sie ist, wie bedeutend auch Boston, Philadelphia und in neuerer Zeit Chikago in diesem Punkte sein mögen, das in jeder Beziehung alles überschattende und das dominierende Buchverlags- und Zeitungspublikations-Centrum des Landes. In betreff der Sprachen, in welchen

*) „Jiddisch" oder auch „Yiddisch" ist das von den in den letzten Jahrzehnten in so großer Zahl nach Amerika eingewanderten russischen und polnischen Juden gesprochene Gemisch von Deutsch, Slawisch und Hebräisch, welches seine eigenen, mit hebräischen Lettern gedruckten Zeitungen hat und auf seinen verschiedenen New-Yorker Theatern seine eigene, teils aus Uebersetzungen, teils aus Originalen bestehende Dramatik pflegt.

hier Zeitungen gedruckt werden, sei bemerkt, daß kaum eine der lebenden Kultursprachen, mit Einschluß des Russischen, Japanischen und Chinesischen, in diesem massenstimmigen Preß-Babel unvertreten ist, und daß selbst die althebräische Druckschrift für nahezu ein Dutzend Tages- und Wochenblätter in Anwendung kommt. Im übrigen muß es genügen, einen Streifblick auf die Magnaten dieser Presse zu werfen.

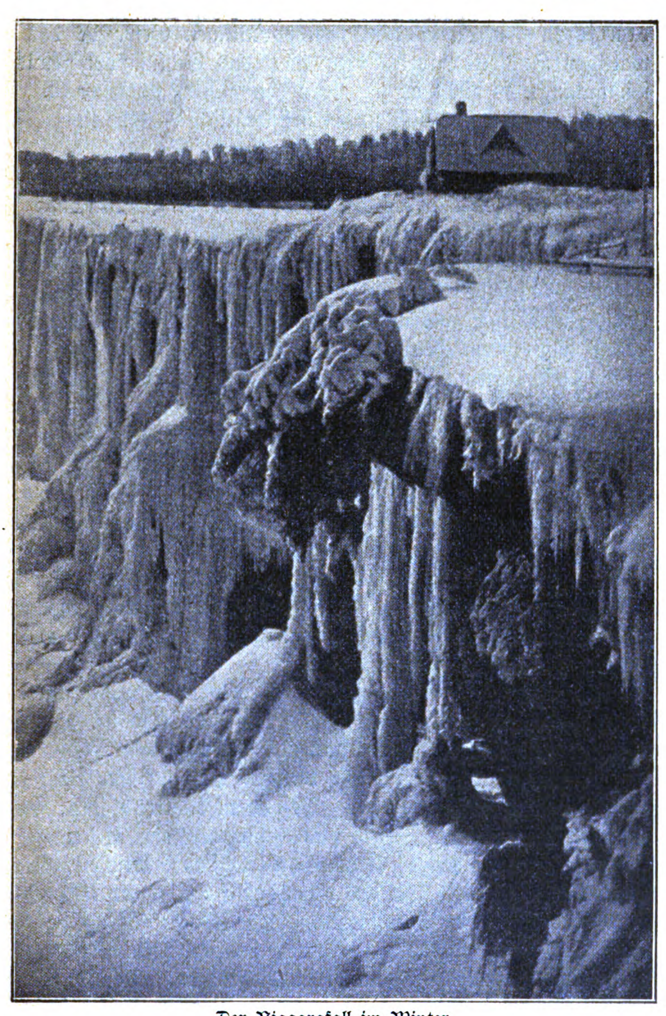


Die Freiheitsstatue im Hafen von New-York.

Aehnlich wie dies in Wien und namentlich in Berlin der Fall ist, haben sich die größeren Zeitungen räumlich auf einen Punkt konzentriert und in der Nähe des New-Yorker Rathauses ihr Domizil aufgeschlagen; wie sehr sie sonst auch einander befehden, in traulich-unmittelbarer Nachbarschaft liegen sie zusammen. Nur die berühmte Zeitung der „Herald“ macht hierin eine Ausnahme. Er ist dem großen Nordzuge nach der oberen Stadt gefolgt und hat sich hier einen nur zwei Stock hohen italienischen Prachtbau errichtet, in dem er sich, als handgreiflichstes Beispiel der Offenherzigkeit der amerikanischen Presse, von dem vorüberflutenden Passantenstrom durch mächtige Spiegel-

scheiben unmittelbar in die halb unterirdischen Druckereiräume blicken läßt, wo seine Riesenauflagen durch entsprechend riesige, in stetem Arbeitsfieber vibrierende Riesenpressen fertiggestellt werden. Auch die sonst in allem und jedem zu den Riesen der Tagespresse zu rechnende „New-Yorker Staatszeitung“ macht von denselben nicht nur dadurch eine Ausnahme, daß sie ein klein wenig abgesondert von ihnen liegt, sondern auch dadurch, daß sich ihr monumentaler Granitbau mit fünf Stockwerken genug sein läßt. Die „Staatszeitung“ ist nicht nur die größte in deutscher Sprache erscheinende Zeitung, sondern überhaupt eine der größten Zeitungen Amerikas — eine Stellung, die von ihr durch das Bankett, auf welchem sie die Journalisten des ganzen Landes um den deutschen Prinzen Heinrich als den Gast dieses Landes versammelte, in glänzender Weise bethätigt und bestätigt wurde!

Mit der das Deutschtum in allen seinen Interessen vertretenden „Staatszeitung“ wären wir, wie vorhin schon mit den deutschen Theatern New-Yorks, überhaupt wieder bei dem Deutschtum der amerikanischen Kosmopole angekommen, welche diesen Namen, wenn irgend eine Stadt der Welt, durch die Buntheit der nationalen und sozialen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, durch die Buntheit ihres Lebens und Treibens verdient. Es geht New-York mit dieser buntscheckigen Struktur seines Volks-, Gesellschafts-, Straßen- und Geschäfts-Lebens, wie es ihm mit seinem Klima geht. Unter der Breite von Neapel gelegen, erfreut es sich eines Winters mit gelegentlich geradezu sibirischen Sprüngen — Prinz Heinrich hat Proben davon bekommen — und eines Sommers mit denselben Exzessen nach dem Afrikanischen hin. Und so auch, was die verschiedenen Religionen, Sprachen und Volksgewohnheiten betrifft. So befinden sich z. B. ein besonderes Klein-Italien und ein besonderes Chinesen-Viertel mitten im Herzen der untersten Stadt, alle beide aber wieder nur auf Steinwurfsweite von dem Anfang jener großen russisch-, polnisch-, ungarisch- und deutsch-jüdischen Ostseite der Stadt, von der hier schon mehrmals als dem richtigen New-Yorker Orient die Rede war! Hier kann, wie nirgends sonstwo in der Welt, ein jeder nach seiner Façon, arm oder reich, faul oder arbeitsam, diebisch oder ehrlich und doch dabei so amerikanisch zugleich sein, wie er nur imstande ist.



Der Niagarafall im Winter.

Was speziell den großen, mit einem größeren New=York neuerdings naturgemäß auch wieder noch größer gewordenen

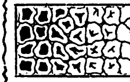
deutschen Flicken in dem kosmopolitischen Gewande des gewaltigen Hudson-Babels, dem hier das Schlußwort gewidmet sei, anlangt, so zieht er sich über den ganzen städtischen Riesenleib räumlich, geschäftlich und gesellschaftlich, — mit einem Wort durch alle Schichten der Groß-New-Yorker Bevölkerung. Sein Kernpunkt liegt auch hier, — und das ist denn auch hier das Beste von ihm! — in jenem Mittelstande, für den man hier im Lande der sogenannten Ständelosigkeit freilich keinen Namen hat, der aber gerade hier und gerade im Fall des deutschen Elements dieselbe Bedeutung von Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Gediegenheit hat, wie in der alten Heimat. Selbst Amerikaner geben hier ihrem Mitbürger deutscher Abkunft zu, daß er ein Bürger ist, dessen politische Stimmung und Stimme bei Wahlen, wo die Wogen des öffentlichen Lebens hoch gehen, quantitativ wie qualitativ oft ausschlaggebend sei. Ebenso wie deutsche Tüchtigkeit, hat auch die sprichwörtlich gewordene deutsche Gemütlichkeit, die für den Vollblut-Amerikaner ein Buch mit sieben Siegeln ist, auch jenseits des Ozeans ihre Heim- und Pflegestätte gefunden. Deutscher Gewerbefleiß hat sich vor allem im Pianobau, im Bankwesen, im Braugewerbe eine führende Stellung erworben, und in der zu so riesigen Dimensionen erwachsenen Kunstgärtnerei und Blumenzucht steht er geradezu an der Spitze.

Die deutsche Vorliebe für das Vereinsleben haben auch die Deutsch-Amerikaner bewahrt und gepflegt. Die meisten dieser Vereine besitzen ihre eigenen stattlichen Klubgebäude — wie z. B. „Liederkranz“, „Arion“, „der deutsche Verein“ und auch einer oder der andere Turnverein. Besonders zahlreich sind, wie in der deutschen Heimat, Turn- und Gesangvereine. Einen Gegenstand besonderer Pflege seitens der meisten deutschen Gesangvereine New-Yorks bildet das winterliche Carnevals-Wesen oder richtiger die Verpflanzung des süd- und westdeutschen Faschingslebens mit seinen Narrensitzungen und Maskenbällen vom Ufer des Rheins an die des Hudson. Der damit vor länger als einem Menschenleben gemachte erste Versuch sollte sich sofort als ein so gelungener bewähren, daß aus diesem Deutsch-New-Yorker Carneval seitdem eine richtige New-Yorker Institution von solcher Anerkanntheit erwachsen ist, daß seit Jahrzehnten

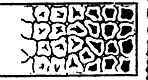
bereits der gesamte New-Yorker Fasching seinen Gipfelpunkt in der Riesen-Redoute des „Arion“ erblickt.

Der kräftige Impuls, den das Deutschtum Amerikas durch die Prinzenreise neuerdings erfahren hat, berechtigt zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten sich für beide Teile immer nutzbringender gestalten werden.





Deutsche Dichtergrüße.



Rätsel.

L. Heinrich Mann.

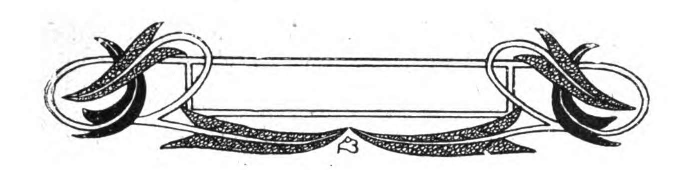
Es kam wohl durch die Maiennacht
Mit Lenzesschauern gezogen,
Und in der weißen Blütenpracht
Ganz sacht
Begann ein Rauschen und Wogen.

Es hat im blauen Mondenglanz
Sich über den Well'n geschaukelt.
Aus der Geschwister Sternenglanz
Verschwand's
Und ist zur Erde gegaukelt.

Was leis im Traum die Amsel rief,
Hat's zaubermächtig durchklungen,
Es hat geweckt, was lautlos schlief,
Und tief
Zwei Herzen auf einmal durchdrungen.

Die Herzen bebten in der Brust,
Das heimliche Rätsel zu lösen —
Da brach's hervor mit Lust
Unbewußt . . .
Da ist's die Liebe gewesen.





Ist der Tod schmerzhaft?

Von Dr. med. **August Johannes.**

(Nachdruck verboten.)

Nicht selten ist auf Schlachtfeldern beobachtet worden, daß verletzte Soldaten im Augenblick der Verwundung fast gar keine Schmerzen verspürten, sich häufig später nur einer Berührung wie durch Schlag, Stoß oder Steinwurf erinnerten, daß sie ruhig weiter kämpfen, mit den anderen Schritt halten konnten, ja daß Offiziere das Kommando nicht abgaben, sondern bis ans Ende der Schlacht fortführten, selbst dann, wenn die Verwundung eine tötliche war. Es war in solchen Fällen die geistige Aufregung des Augenblicks eine so gewaltige, alles Wollen und Denken hatte sich derartig stürmisch auf einen Punkt konzentriert, daß unter diesen Verhältnissen das rein körperliche Empfinden vorübergehend vollständig geschwächt, abgestumpft war — die Verletzung gelangte einstweilen gar nicht zum Bewußtsein. In anderen Fällen, wo der Getroffene blitzschnell in den Tod sinkt, infolge von Durchbohrung der edelsten Organe, Herz, Lungen, Hirn, kommt hinzu, wie die Wissenschaft nachgewiesen hat, daß die Schmerzempfindung gar nicht erst Zeit hat, vor Eintritt des Todes zum Bewußtsein zu gelangen, weil die Fluggeschwindigkeit der Kugel unendlich viel schneller ist als die Nervenleitung.

Aehnlich verhält es sich mit dem Tod durch Blitzschlag, bei dem, wie ein berühmter Autor sich äußert, die tötliche Einwirkung der Elektrizität über alles Vorstellungsvermögen hinaus schnell erfolgt, unendlich viel schneller als jede Nerven- d. h.

Gedankenthätigkeit, also schneller als irgend eine Empfindung sich einstellen kann.

Mehr auf dem Wege praktischer Erfahrungen, als fußend auf theoretischen Forschungen, erhalten wir Aufklärung über die Empfindungen der letzten Augenblicke bei mehreren anderen Zuständen und Ereignissen gleichfalls gewaltsamer Natur. Nicht selten werden bekanntlich Personen dem Tode des Ertrinkens noch im letzten Moment entrissen, und es wird das verglimmende Lebenslicht der bereits tief Bewußtlosen durch künstliche Atmung wieder angefacht. Die Angaben solcher Geretteten, nachdem sie also fast sämtliche Stadien des Ertrinkens durchgemacht und das anscheinend schon entflohene Leben zurückgekehrt ist, über ihre Eindrücke und Empfindungen sind zahlreich und verschiedenartig. Allbekannt, wenn auch ihrem Inhalt nach nicht zuverlässig bewiesen, sind die Erzählungen, wie solchen Verunglückten in den letzten kurzen Augenblicken vor dem Schwinden des Bewußtseins in einem Art Dämmerzustande ihr ganzes verflossenes Leben mit vielen, längst der Erinnerung entschwundenen Einzelheiten an dem geistigen Auge vorübergezogen sei. Thatsache ist, daß manche Verunglückte sich nach ihrer Genesung absolut keines Umstandes, die Ereignisse kurz vor und bei dem Akte selbst betreffend, erinnern. Andere hatten wunderbare Gedanken und Erinnerungen. Viele gaben an, nach dem Schwinden der ersten, natürlichen Angst durchaus keine unangenehmen, schmerzhaften Empfindungen, vielmehr gewisse, schwer zu beschreibende, aber eher wohlthuende, angenehme Gefühle gehabt zu haben.

In Erzählungen und Romanen ist bekanntlich dieser Gegenstand des öfteren eingehendst ausgenutzt worden — ein dankbares Objekt blühender Phantasie.

Aehnliches wie über die Empfindungen solcher vom Tode des Ertrinkens Geretteter wird berichtet über den Sturz aus bedeutenden Höhen in die Tiefe, beispielsweise bei Bergbesteigungen, wenngleich die Fälle von Errettung hier seltener sein dürften. Mehrfache Aussagen solcher wie durch ein Wunder mit dem Leben Davongekommener stimmen darin überein, daß der Sturz aus der Höhe an sich nichts Unangenehmes, geschweige denn Schreckliches gehabt hätte, daß auch ihnen in rapider Geschwindigkeit blitzartig wechselnde Gedanken bunt durcheinander

das Hirn durchkreuzt hätten. So spricht sich der Schweizer Professor Heim in einem im Alpenklub zu Zürich gehaltenen Vortrage nach einer Zusammenstellung der Empfindungen also Verunglückter mit den Untersuchungen der Wissenschaft dahin aus, daß der durch Absturz herbeigeführte Tod sanft und leicht an dem Menschen vorbeigehen müsse, und schildert schließlich seine persönlichen Erlebnisse: „Die Gedanken und Bilder zogen mit außerordentlicher Genauigkeit und Klarheit an mir vorüber.“ Es folgt deren Schilderung, dann: „Darauf breiteten sich fast alle Begebenheiten meines Lebens in zahlloser Reihenfolge vor mir aus. Dann kam ein Gefühl unbeschreiblichen Wohlbehagens, gerade als ob ich in der unendlichen Bläue des Himmels schwebte, dessen violette Wolken mir von übernatürlicher Schönheit zu sein schienen. Mitten in diesen Träumereien hörte ich, wie mein Körper auf den Boden stieß und hatte gerade noch Kraft genug, laut zu rufen, das mir nichts geschehen sei.“

Schließlich sei noch Erwähnung gethan einer Art gewaltsamen Todes, dem immerhin, wenn auch in weiter Ferne, in Indien, Asien, Afrika alljährlich noch eine beträchtliche Anzahl Menschen zum Opfer fallen. So grauenerregend der Gedanke, von wilden Tieren zerrissen zu werden, für jeden Menschen unwillkürlich ist, so wird doch auch in diesen Fällen der Schmerz zweifellos herabgesetzt sein; die Gründe sind zum Teil die gleichen, wie oben besprochen, in letzter Instanz ist es auch hier die abnorme geistige Anspannung, die gewaltige Erregung, welche, das Gehirn vollständig in Anspruch nehmend, die Sinne von den körperlichen Empfindungen ablenken.

Nicht näher eingehen wollen wir auf die Vergiftungen, obschon auch der durch sie herbeigeführte Tod als ein gewaltsamer betrachtet werden muß; die große Mehrzahl der Gifte, welche die Natur uns in verschwenderischer Fülle aus allen dreien: dem Mineral-, dem Pflanzen- und dem Tierreich liefert, wirken alle auf verschiedene Weise: schnell, ganz plötzlich oder äußerst langsam, überaus qualvoll oder sanft betäubend, wie denn keine Todesart den Vergleich mit dem Schlaf als Bruder des Todes so rechtfertigen mag, wie das Sterben an gewissen narkotischen Giften.

Als Beweis, daß der Tod durch Narkotika ein leichter, er-

scheint uns folgendes: In Unruhe und Schrecken kann der Arzt versetzt werden durch einen glücklicherweise selten auftretenden Zustand bei der Chloroform-Narkose, die sogenannte Chloroform-Asphyxie. Der davon befallene Patient macht im Augenblick den Eindruck eines Toten: er liegt da mit herunterhängendem Unterkiefer, weiten, reaktionslosen Pupillen, starrem Antlitz, erschlafften Gliedmaßen, Atmung und Herzthätigkeit sind momentan vollständig aufgehoben. Gelingt es, wie in den meisten, aber nicht allen Fällen, durch Reizmittel und künstliche Atmung den Asphytischen wieder zum Leben zu erwecken, so weiß er, wie man zu sagen pflegt, von garnichts, er hat keine Ahnung, in welch kritischer Lage er war, er hat weder angenehme, noch unangenehme Empfindungen gehabt. Haben wir nicht das volle Recht, anzunehmen, daß, falls der Bewußtlose, statt wieder zu erwachen, direkt in die Ewigkeit hinübergeglitten, solches absolut ohne jegliches Empfinden für ihn vor sich gegangen wäre? Wir unsrerseits sind nach mehrfachen eigenen Beobachtungen auf das Festeste davon überzeugt.

Fassen wir das Resultat der bisherigen Darlegungen kurz zusammen: nach allen Beobachtungen, wissenschaftlichen Erfahrungen und den Erzählungen solcher, die dem Tode um Haaresbreite entwischt sind, dürfen wir mit Recht annehmen, daß die meisten Menschen, welche eines plötzlichen, gewaltsamen Todes sterben, diese Welt ohne heftigen, körperlichen Schmerz verlassen, jedenfalls nicht in dem hohen Grade leiden, wie die Mehrzahl der Menschen anzunehmen pflegt.

Nun aber endet das Erdenwallen der bei weitem überwiegenden Majorität (96 Proz. und darüber) der Sterblichen — und man darf trotz alledem doch wohl noch sagen glücklicherweise — nicht im Schlachtgetümmel, nicht durch Unglücksfälle, nicht durch sonstige Gewaltakte; der Durchschnittsmensch stirbt friedlich auf seiner Lagerstätte, sei es nun, wie es der allgemeine Wunsch, nach langem Lebenswege sanft und ruhig an Altersschwäche, sei es, daß ihn früher oder später eine Krankheit mehr oder weniger plötzlich dahinrafft.

Schon Hufeland, der berühmte Arzt und Gelehrte, sagt in seiner vor etwa 100 Jahren geschriebenen „Makrobiotik oder die Kunst, das Leben zu verlängern“: Niemand hat je den Tod

gefühlt, und wir haben nicht mehr Bewußtsein unserer selbst, wenn wir die Welt verlassen, als wenn wir in dieselbe eintreten .... Der Mensch kann den Tod nicht fühlen, denn Sterben bedeutet seine Lebenskraft verlieren, und diese ist es gerade, welche zur Erkenntnis des Körpers dient. Mit ihr verlieren wir auch zugleich das Empfindungsvermögen, sowie das Bewußtsein, und können also das Leben nicht verlassen, ohne zur selben Zeit das Gefühl des Daseins aufzugeben oder vielmehr es vorher schon aufgegeben zu haben .... Alle, welche man bereits tot geglaubt, aber wieder zum Leben zurückgerufen hatte, behaupten, daß sie nicht das geringste Gefühl des Sterbens empfunden, sondern nur bewußtlos niedergesunken seien. Die Krämpfe, das Röcheln, der anscheinende Todeskampf einiger Sterbenden dürfen uns nicht beirren; wir sind es, die darunter leiden, nicht der Verscheidende, welcher gar nichts empfindet. Es ist ebenso, als ob man die Gefühle eines Fallsüchtigen nach seinen furchtbaren Konvulsionen beurteilen wollte, von denen er selbst nichts spürt, deren Anblick uns aber solches Entsetzen verursacht."

Jeder, der häufiger den letzten Augenblicken Dahinscheidender beigewohnt hat, wird diese zutreffenden Worte bestätigen. An die meisten Menschen tritt der Tod auch nach Krankheiten sanft, leicht und schmerzlos heran; je mehr er sich ihm nähert, desto geringer pflegt die Unruhe des Sterbenden zu werden; nur ganz wenige Kranke sterben, wie der vulgäre Ausdruck lautet, „bei klarem Verstande", meist zieht die gütige Natur in den Endstadien erbarmungsvoll einen Schleier über Einsicht und Empfinden, das Bewußtsein wird umnachtet.

Einige Beispiele: Der statistische Nachweis ergiebt in Deutschland für die Krankheiten der Brustorgane — Herz und Lungen — vorwiegend wieder der letzteren die bei weitem höchste Sterblichkeitsziffer. Wie und unter welchen Umständen pflegen denn solche Kranke zu sterben? Gewiß leiden ihrer manche durch Atemnot und Lufthunger oft bis gegen das Ende entsetzlich; ganz abgesehen aber davon, daß hier die Krankheit und nicht das Sterben so qualvoll ist, gehören solche Fälle doch zu den Ausnahmen. Ist nicht vielmehr das Wohlbefinden der Schwindsüchtigen in den höchsten Stadien ihrer Krankheit, also

in der letzten Zeit ihres Daseins geradezu ein allbekanntes? Wie mancher derselben ist nicht voll der schönsten Hoffnungen, baut Zukunftspläne und Luftschlösser und wiegt sich in schöne Träume, was nach seiner Genesung alles unternommen werden soll — wenige Stunden später liegt er da, kalt, regungslos, entseelt, alle Träume, Hoffnungen und Pläne, aber auch Leid, Qual und Schmerz, Kummer und Sorge werden mit ihm in den Schoß der Erde gebettet.

Bei vielen chronischen Herz- und Lungenkrankheiten kommt zur wesentlichen Erleichterung des Zustandes hinzu, daß infolge des durch die herabgesetzte Atmungsthätigkeit verminderten Gasaustausches das gesamte Blut, somit auch das Gehirn sauerstoffarm und dafür mit Kohlensäure überladen wird; man spricht dann mit Recht von einer Kohlensäure-Intoxication, einer Art Narkose, die bisweilen in ihren Erscheinungen Aehnlichkeit mit dem Alkoholrausch bietet, in ihren höheren Stadien aber durch Herabsetzung der Erregbarkeit der Nervenzellen, einschließlich des Bewußtseins, mit der Heftigkeit aller Eindrücke auch die des Schmerzes und der Atemnot herabmindert bis vollständig aufhebt.

Schon vor langer Zeit hat sich ein alter, erfahrener Arzt Namens P. Frank, über den Tod der Schwindsüchtigen ausgesprochen: Sie sterben nicht, sie hören auf zu leben, sie verlöschen gleich einer Lampe, der das Oel mangelt. Das letztere Bild ist noch heute im Gebrauch: wir sprechen von einem Verlöschen des Lebenslichts, wie denn auch der Sprachgebrauch die Wendung „Einschlafen“ nicht nur als milderen Ausdruck, sondern mit sachlicher Berechtigung anwendet.

Auch bei anderen chronisch Kranken ist es übrigens eine gar nicht seltene und bekannte Erscheinung, daß sie kurz vor ihrem Ende in einen, seit langer Zeit nicht mehr gekannten Zustand körperlichen und seelischen Wohlbehagens geraten, eine Wohlthat, deren Abglanz sich auf ihrem Antlitz wiederspiegelt. Der vorher Leidende liegt nun da mit glücklichem Lächeln, auf Befragen, ja oft von selbst erklärt er, er fühle sich so wohl, so „himmlisch schön“; man möchte glauben, daß der vor der Erlösung Stehende verklärten Geistes vorausblickt in ein schöneres Jenseits. Der erfahrene Arzt erkennt dann häufig, daß das

Bewußtsein in leichtem Grade getrübt ist, ihm bietet ein solcher, dem unkundigen Blicke trügerische Freude und Hoffnung vortäuschender Zustand einen festen Anhalt für die Prognose: er vermag vorauszusagen, daß binnen kürzester Frist die Seele sich von dem Körper geschieden haben wird.

Wer von uns sterblichen Menschen wünschte sich nicht den Tod an Altersschwäche, der unbestritten der sanfteste und leichteste, auch der natürlichste ist? Man kann sagen, daß er der einzige vollkommen natürliche, d. h. der naturgemäße Ablauf des Daseins ist.

Anders als bei den bisher besprochenen Todesarten und doch wieder ähnlich, insofern in letzter Instanz die Erleichterung des Sterbens auf einer Herabsetzung der körperlichen und geistigen Energie begründet ist, verhält es sich, wo das Ende durch akute fieberhafte Krankheiten herbeigeführt wird. Das Fieber an sich, nach derzeitiger Auffassung der Wissenschaft eine Selbsthilfe der Natur, insofern es eine Reaktion des Organismus gegen die Fieber- und Krankheitserreger, wirkt je nach seiner Höhe mehr oder minder auf die Thätigkeit des Gehirns; das äußert sich in den höchsten Stadien in vollständiger Aufhebung des Bewußtseins, Fieberphantasieen und Delirien. Typisch für diese Vorgänge ist die große Gruppe der Infektionskrankheiten, d. h. der epidemisch auftretenden, „ansteckenden". Wer jemals selbst an einer solchen, beispielsweise an Typhus, Rückfallsfieber, schweren Malaria(Wechselfieber)-Attacken darniederlag, wird bestätigen können, daß er zur Zeit schwersten Krankseins entweder gar nicht oder mit der größten Gleichgültigkeit (Apathie) an die Möglichkeit des Todes dachte, der Selbsterhaltungstrieb war eben zeitweise vollständig erloschen. Wissenschaftlich wird dieses erklärt aus der schweren Depression des Nervensystems durch die Giftwirkung der Mikroorganismen (Bakterien). Jedenfalls sehen wir, daß beide, das Fieber sowohl wie die Schwere der Infektion, für die an diesen Zuständen Sterbenden eine Trübung des Bewußtseins bewirken, die ihnen den Uebergang erleichtert, wenn überhaupt ein Schimmer von dem, was mit ihnen vorgeht, in ihnen dämmern sollte. So haben wir also keinen Grund, von einem Todeskampfe zu sprechen? könnte man nun fragen.

Die Antwort ist zum Teil schon gegeben in den oben angeführten Worten Hufelands. Gerade dieses Röcheln, das Rasseln in den Luftwegen, das beispielsweise nach einem schweren, tötlichen Schlaganfall oft, durch mehrere Tage anhaltend, dem Ohr der liebenden Umgebung so fürchterlich klingt, gerade das sind Erscheinungen, die, auf Lähmung beruhend, durchaus nicht so schrecklich sind für den Befallenen, weil dieser bei ihrem Eintreten, wie des öfteren erwähnt, allermeist bereits in jenem apathischen Zustande ist, in dem alle Eindrücke in geringerer Stärke oder gar nicht mehr empfunden werden. Und was den Todeskampf betrifft, so kennt auch die Wissenschaft einen solchen; es ist allgemein gebräuchlich, von einer Agonie (Kampf) zu reden. Genau betrachtet ist aber bei dem Zustande der Agonie der eigentliche Kampf bereits beendigt: der Tod ist schon der Sieger auf dem Schlachtfelde, das Leben, der unterliegende Teil, entflieht. Der wirkliche Kampf hat während der Krankheit, namentlich in deren höheren Stadien getobt, nun tritt die Ruhe ein, und die erschöpften Lebenskräfte ziehen sich langsam zurück. Es ist also der sogenannte Todeskampf meist mehr ein Zustand der Ermattung, der Empfindungs- und Bewußtlosigkeit. Der bis dahin Leidende hat in Wahrheit schon jetzt ausgelitten, wenn auch oft Erscheinungen vorhanden sind, die auf das Gegenteil hindeuten und deshalb auf die Umgebung einen tiefen Eindruck ausüben. Die Unruhe, das Röcheln, Aechzen und Stöhnen, die Zuckungen und Krämpfe sind nur äußerliche, meist reflektorische, nicht zum Bewußtsein gelangende Symptome, denen wir nicht zu große Bedeutung beilegen dürfen bei Anlegung des Maßstabes an die wirklichen Leiden des Sterbenden.

Daß es übrigens in allen Fällen ohne Ausnahme eine „heilige Pflicht“ des Arztes ist, in der Ausübung seiner Kunst dem Scheidenden nach allerbesten Kräften den Abschied zu erleichtern, das bedarf schier kaum der Erwähnung, sei es nun, daß er dem Leidenden Wohlbehagen (Euphorie) schaffe durch Anwendung einzelner Repräsentanten des Arzeneischatzes — in erster Linie spielen hier natürlich die narkotischen Mittel eine Rolle, daneben Reizmittel u. a. m. — sei es, daß er alle die vielen kleinen und großen Hilfsmittel ins Treffen führt,

die uns alltäglich zur Linderung von Leiden und Schmerzen dienen — und wir haben ja in unserem humanen Zeitalter deren so viele, daß heute die Technik der Krankenpflege eine kleine Wissenschaft für sich bildet — möge es endlich geschehen durch das geistige Uebergewicht seelischen Trostes. Jeder menschlich Fühlende muß und wird bedingungslos thun, was in seinen Kräften steht, einem Sterbenden die letzte Stunde zu erleichtern, und so zu einem wirklichen Wohlthäter werden durch die Pflege echten Samaritertums. Euthanasia wird dieses Wirken benannt, die Kunst, das Sterben sanft zu gestalten.

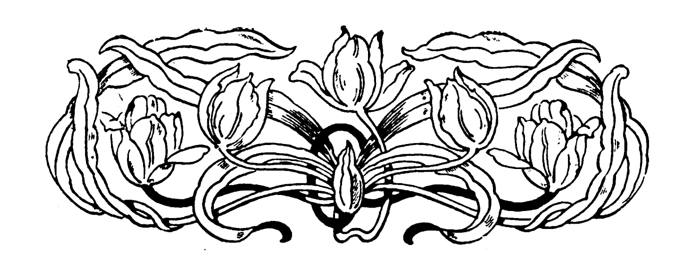
Zur Beantwortung der Frage, ob der Tod schmerzhaft, wählten wir eine Anzahl von Beispielen, ohne natürlich den Gegenstand erschöpfend behandeln zu können; wir konnten hier nicht sämtliche Todesarten eingehend behandeln. Dennoch glauben und hoffen wir ziemlich überzeugend nachgewiesen zu haben, daß die Schrecken des Todes, die verbreiteten grauenvollen Vorstellungen über die physischen Qualen beim Akt des Sterbens zu allermeist nur in der Vorstellung der Menschen existieren, daß in der Mehrzahl der Fälle der wahre Schmerz nur in der Angst vor dem Tode besteht, in dem Gedanken, daß man in so und so langer Zeit aufgehört haben wird zu leben. Und hierin liegt für uns, die wir alle sterblich sind, eine große Beruhigung, wie es anderseits eine gewisse aussöhnende Genugthuung gewähren muß, daß wir alle, ohne Ausnahme, früher oder später die irdische Hülle ablegen werden.

Wie überhaupt der Tod, personifiziert, in der Kunst, der dichtenden wie der darstellenden, in vielfacher und mannigfaltiger Weise zu allen Zeiten zum Vorwurf gewählt worden ist — auch der Volksmund liebt es bekanntlich, ihn humorvoll mit allerlei Bezeichnungen und Gestalten zu belegen — so ist namentlich der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit niedergelegt und ausgeführt in den, in vielen Kirchen Deutschlands, auch Frankreichs anzufindenden Totentänzen; dieselben sollen im 16. Jahrhundert in Deutschland, nach der Meinung anderer bereits weit früher (14. Jahrhundert) in Frankreich aufgekommen sein als eine Mahnung an die Großen der Welt, daß auch sie eines Tages das gleiche Schicksal treffen wird wie die Kleinen; Kaiser und Bettler gleich!

Es ist auf dieser Welt bekanntlich nichts beständig als einzig und allein der Wechsel. Wie wir in der Natur ein ewiges Werden, Entstehen und Vergehen, ein Sterben alles Organischen beobachten — ein teilweiser (partieller) Tod, das Sterben einzelner Zellen ereignet sich täglich, ja stündlich an jedem lebenden Organismus — wie Wärme und Kälte, Tag und Nacht, Sommer und Winter in ewigem Wechsel sich ablösend an uns vorüberziehen, so ist auch der Mensch diesem Naturgesetz unterworfen, und sein Scheiden ist schließlich ebenso nützlich wie notwendig. Gründe hierfür sind des öfteren erbracht und erörtert worden, der nächstliegende und vulgärste ist wohl der, daß unser Planet, die Erdkugel, relativ klein, abgemessen und begrenzt ist; eine gewisse Höhe in der Bevölkerungszahl dürfte unmöglich zu überschreiten sein, ohne daß der schon jetzt so ausgesprochene Kampf ums Dasein die fürchterlichsten Dimensionen annähme.

Die Natur, diese große, bewunderungswürdigste Künstlerin, überbrückt mildthätig die Kluft zwischen den krassesten Gegensätzen, dem im Menschen mächtigen Erhaltungstrieb auf der einen, der bitteren, unabwendbaren Notwendigkeit des Sterbens auf der anderen Seite. Niemals aber wird es uns gelingen, sie des Schleiers zu berauben, den sie deckt über die tiefsten Geheimnisse ihres Waltens, noch das innerste Wesen des Lebens und des Todes zu erkennen — was wir von beiden wissen und wissen werden, sind nur ihre Erscheinungen — ebensowenig, wie wir je ihre Gesetze abzuändern vermögen werden. Beugen wir uns also in Geduld, willig und fügsam der Majestät des Todes, des mächtigen Beherrschers der Welt; er ist in letzter Instanz ein Wohlthäter der Menschheit.

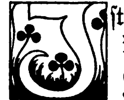




Wer wird siegen?

Ein Zeitroman in drei Büchern von **Reinhold Ortmann.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ist es so gemeint, Magda —?" brachte er nach einem kleinen Schweigen heraus, mühsam gegen die heiß aufsteigenden Thränen kämpfend. „Aber darf ich denn überhaupt noch an dies neue Leben denken, von dem du sprichst? — Bin ich denn noch wert, Großes und Hohes zu erstreben — nach allem, was heut geschehen? Glaubst du, daß der Onkel mir auch verziehen hätte, wenn ihm nicht durch deine großmütige Hilfe die schreckliche Wahrheit verborgen geblieben wäre?"

„Vielleicht hätte er es nicht gethan, Erich — ich meine, nicht gleich auf der Stelle. Und daß er im Frieden mit dir dahinging, hast du wohl nur der Lüge zu danken, die der Zwang des Augenblicks dir erpreßte. Aber wie ich ihn kannte, meine ich, daß er nicht für alle Ewigkeit unversöhnlich geblieben wäre. Er hätte nur erst sehen müssen, daß es dir ernst sei mit deinen guten Vorsätzen. Sicherlich hättest du lange und beharrlich um seine Achtung werben müssen. Denn in seinen Anforderungen an die Rechtschaffenheit eines Menschen war er sehr streng. Aber er war auch gerecht und im innersten Herzen gütig. Wie oft du auch vielleicht vergebens bei ihm angeklopft hättest, eines Tages würde er dir doch verziehen haben, sobald

er nur wieder aus ehrlicher Ueberzeugung hätte an dich glauben können."

„Aber dieser Tag — er kann nun nie mehr kommen, Magda! Wie soll ich leben und arbeiten mit dieser entsetzlichen Last auf dem Gewissen?"

„Lebe und arbeite so, als ob er noch unter uns wäre. Du hast viel zu sühnen — das ist wahr! Aber du kannst es ebensowohl an dem Toten sühnen wie an dem Lebenden, wenn du nur den redlichen Willen dazu hast und die rechte Beharrlichkeit. Mit der Verzweiflung und Zerknirschung allein ist's nicht gethan. Und mein Vater wäre der erste gewesen, den von ganzer Seele zu verachten, der eine Schuld nicht anders zu tilgen versucht hätte, als auf solche Art. Ich war furchtbar erschrocken, als du heute abend auf meine Bitte zu mir hereinkamst mit verzerrtem Gesicht und mit dem irren Blick eines Menschen, der sich aus dem Leben heraussehnt. Aber ich ließ dich nichts davon merken, denn ich hatte das Vertrauen, daß du dich wiederfinden würdest — hier im stillen Alleinsein mit ihm, der uns beiden doch das Beste und Teuerste gewesen ist, was wir auf Erden besessen."

Erich sah die schmächtige, dunkle Mädchengestalt nur durch den Schleier der Thränen, die seinen Blick umflorten. Und einzig das Geflimmer der Lichtstrahlen, die sich in diesen Thränen brachen, täuschte seiner erregten Phantasie den lichten Glorienschein vor, von dem ihr bleiches, schwarzhaariges Kinderhaupt umgeben schien. Aber er glaubte an diesen überirdischen Schimmer — er wollte daran glauben, weil er so ganz zu dem anbetungswürdigen Bilde stimmte, das er heute von dem seltsamen und trotz ihrer jahrelangen engen Beziehungen bis dahin kaum gekannten Geschöpf gewonnen.

„Magda — was für ein Wesen bist du?" seufzte er beklommen. „Du kannst in meinem Innern lesen wie in einem offenen Buche. Und du findest Rat und Hilfe, wo ich selbst sie nimmermehr gefunden hätte. Wie soll ich es anfangen, dir jemals zu vergelten, was du heute an mir gethan hast?"

„Nicht so, Erich!" unterbrach sie ihn hastig, und für die Dauer einer Sekunde war wieder der herbe Zug auf ihrem Gesicht, dessen Hervortreten sie jedesmal plötzlich um ein Jahr-

zehnt gealtert erscheinen ließ. „Nicht von mir darf hier die Rede sein und von dem, was du mir etwa zu schulden glaubst. Was ich von dir erwarte, weißt du! Dort liegt er, dem heute ganz allein alle deine Gedanken und Gelöbnisse gehören dürfen.“

Streng, fast befehlend hatte sie es gesprochen, und zum erstenmal, seitdem sie das Gemach betreten, hatte ihre bis dahin nur flüsternde Stimme wieder Klang und Farbe angenommen. Aber es war, als ob damit auch zugleich der Schutzwall zusammengebrochen wäre, hinter dem eine eiserne Willenskraft so lange ihren Schmerz und ihren Jammer gefangen gehalten. Denn mit einem Male ging ein heftiges, krampfhaftes Erzittern durch ihre schlanke Gestalt, und laut aufweinend warf sie sich neben dem Bette des Toten nieder, ihr Gesicht tief in die kühlen, weißen Linnen seines Lagers wühlend.

„O, Vater — mein geliebter Vater — warum hast du mich verlassen?“

Dem jungen Offizier erbebte unter dem unerwarteten Ausbruch ihrer Verzweiflung das Herz. Aber nicht umsonst sollte sie ihn daran gemahnt haben, daß es für ihn fortan Besseres und Heiligeres zu thun gab, als zu klagen und zu verzweifeln. Wohl kniete er noch in der nämlichen Sekunde an ihrer Seite; aber er hielt tapfer das Schluchzen nieder, das auch ihm die Kehle aufs neue zusammenpressen wollte, und — ihres eben ausgesprochenen Verbotes ungeachtet — sagte er leise:

„Sei getrost, liebe Magda! Ich kann dir den Dahingegangenen nicht ersetzen; aber hier in seine Hände schwöre ich, daß du niemals allein und verlassen sein sollst, so lange ich lebe. Ich will dich hegen und schützen wie ein Bruder. Und mit allen Kräften, die mir gegeben sind, will ich um dein Vertrauen, um deine Freundschaft werben.“

Um deine Liebe — hatte er sagen wollen, aber die Empfindung, daß selbst im feierlichsten Moment dies Wort nicht an einem Totenbett gesprochen werden dürfe, hatte ihn noch im letzten Augenblick daran verhindert. Magda aber verriet weder durch eine Erwiderung noch auch nur durch eine Bewegung, daß sie ihn überhaupt gehört oder verstanden.

Regungslos verharrte sie in ihrer Stellung, und noch das fahle Dämmerlicht des neuen Morgens, das sich eine halbe Stunde später scheu durch einen Spalt der geschlossenen Fensterläden stahl, fand sie neben dem Bette des Vaters auf den Knieen — die gefalteten Hände auf seiner todesstarren Hand, und das Gesicht tief in das thränenbenetzte Leintuch vergraben.

Sechstes Kapitel.

Spät hatten sich in Deutschlands düsterstem Trauerjahr die ersten schüchternen Vorboten des Frühlings eingestellt; und zum erstenmal wehte es ihm wie ein hoffnungweckender Hauch warmen Lenzesodems entgegen, als Erich von Brunneck an einem sonnigen Aprilmorgen das bescheidene Hotel in der Mittelstraße verließ, darin er Tags zuvor abgestiegen war.

Seine Wangen waren merklich schmaler geworden in diesen letzten Wochen, aber er sah trotzdem reifer und männlicher aus als an jenem unseligen Morgen nach der durchschwärmten Nacht. Der Portier des Gasthauses hatte ihm, als er an seiner Loge vorübergehen wollte, ein kleines, schwarzgeränderte Briefchen überreicht, und hastig hatte Erich den Umschlag geöffnet, sobald er einen Blick auf die schöne und charaktervolle Frauenhandschrift der Adresse geworfen. Aber wie ein leichter Schatten der Enttäuschung war es über sein Antlitz geglitten, während er gelesen.

„Wieder nur eine Mahnung! — Ich hatte es wohl bemerkt, daß sie nicht mit mir zufrieden war. Und vielleicht hatte sie recht. Aber nicht ein einziges warmes, liebevolles Wort! Wenn ich doch ergründen könnte, wie es in dem Herzen dieses seltsamen Mädchens aussieht — wenn ich es doch könnte!“ —

So ging es ihm durch den Sinn, als er langsam über die sonnenbeschienene Straße dahinschritt, nachdem er Magdas Brief sorgfältig in seiner Brusttasche geborgen. In unaufhaltsamem Strome flutete das rastlose Großstadtleben an ihm vorüber. Die äußeren Zeichen der Trauer waren längst von den Häusern verschwunden, und alles schien sich wie sonst im

altgewohnten Geleise zu bewegen. Aber an der Kreuzung der Friedrichstraße und der Straße Unter den Linden ertönte das heisere Gebrüll der Extrablatt-Verkäufer:

„Allerneuestes Bulletin über das Befinden Seiner Majestät des Kaisers!“

Und mit gespannten Mienen drängten die Vorübergehenden sich um die schmutzigen Burschen mit den brutalen Physiognomieen, ihnen die noch druckfeuchten Blätter fast aus den Händen reißend. Ernst und still gingen sie dann ihres Weges weiter. Und leserlich stand auf allen Gesichtern die eine schmerzliche Empfindung geschrieben, die nun schon seit Monden ein ganzes Volk bewegte — die Empfindung mitfühlenden Kummers und hoffnungsarmen Bangens um ein teures, kostbares Leben.

Auch Erich hatte das Blatt erstanden, und der Inhalt des darin veröffentlichten Bulletins besserte seine gedrückte Stimmung nicht. Noch vor wenig mehr denn Jahresfrist hatte er den hohen, ritterlichen Kaisersohn in der Fülle seiner männlichen Kraft und Schönheit auf feurigem Rosse an der Front seines Regiments dahinsprengen sehen. Und er brauchte nicht erst daran zu denken, daß der langsam sterbende Dulder im Charlottenburger Schlosse der Abgott und die Hoffnung eines ganzen Volkes war, um den traurigen Wechsel des Bildes wie ein persönliches Leid zu empfinden.

Vielleicht wär's besser, ich verschöbe diesen Besuch auf morgen, dachte er. Aber dann erinnerte er sich des feierlichen Gelöbnisses, das er sich selber abgelegt — des Gelöbnisses, keinen Tag und keine Stunde des neu begonnenen Lebens müßig zu vergeuden. Und er warf den Kopf empor, um rascheren Schrittes seinen Weg zu verfolgen.

Er führte ihn ziemlich tief in das Innere der Stadt, an der nüchternen Jerusalemer Kirche vorüber in die kleine, unscheinbare Gasse, die zur Seite einer altersgrauen Kavallerie-Kaserne bis zur Jakobsstraße hin läuft. Wie ein kümmerliches Ueberbleibsel aus längst vergessenen Jahrzehnten schien das von der modernen Bauwut noch unberührte Gäßchen sein verborgenes Dasein zu fristen. Verwitterte Stallmauern an der einen und windschiefe armselige Häuschen an der andern Seite, dazwischen ein Fahrdamm mit wahrhaft vormärzlichem Pflaster, das war

seine wenig weltstädtische Signatur. Wie ein versehentlich unter allerlei gemeines Volk geratener Aristokrat aber erhob sich inmitten der hinfälligen Baracken ein aus roten Backsteinen aufgeführtes stattliches Wohnhaus von einfachen, aber überraschend vornehmen Formen. Es mochte nicht viel jünger sein als seine Umgebung; aber es durfte darum nur um so geringschätziger auf sie herabschauen. Und etwas von diesem berechtigten Stolze prägte sich denn auch in den Mienen des graubärtigen Pförtners aus, dessen charakteristisches Schustergesicht im Rahmen des kleinen, ebenerdigen Fensters erschien, sobald Erich die Glocke gezogen hatte.

„Zu wem wünschen Sie?“

„Zu Herrn Heinrich Vollart. Er wohnt doch wohl noch hier im Hause?“

„Jawohl — vier Treppen links!“

Und klirrend flog das Fensterchen wieder zu.

Erich ließ sich Zeit, die breite, bequeme Treppe bis in das oberste Stockwerk emporzusteigen. Er machte diesen Weg nicht zum erstenmal in seinem Leben, und die Erinnerungen, die auf ihn einstürmten, während er durch die hohen Fenster des Treppenhauses auf den stillen Hof und den noch winterlich kahlen Garten dahinter hinabsah, mochten nicht eben danach angethan sein, ihn zur Eile zu spornen.

Wie sie mich wohl empfangen wird, dachte er, als er, wie um Atem zu schöpfen, auf dem letzten Stiegenabsatz stehen blieb. Aber es war doch nur eine Kinderei! Und vielleicht ist sie inzwischen längst verheiratet. Sie war ja höchstens um zwei Jahre jünger als ich —

Oben unter dem Dach gab es nicht mehr die breiten, vornehmen Thüren wie in den andern Stockwerken; aber es waren ihrer dafür auch nicht weniger als vier. Und auf den Schildern unter den Glockenzügen las Erich noch die alten Namen, die ihm aus jenen Studententagen so gut im Gedächtnis geblieben waren. — Da, wo „Heinrich Vollart“ zu lesen stand, setzte er die Klingel in Bewegung, und es wurde ihm gar feierlich erwartungsvoll zu Sinn, als er von drinnen den wohlvertrauten, blechernen Klang vernahm. Im Grunde hielt er's doch für ganz unmöglich, daß ihm eine andere aufthun könnte als die,

mit der seine Gedanken sich eben so angelegentlich beschäftigt hatten. Und es war deshalb geradezu eine Enttäuschung, als er statt ihrer ein unbekanntes, halbwüchsiges Dienstmädchen vor sich sah, dem die dünnen Arme bis weit über die Knöchel aus den längst zu kurz gewordenen Taillenärmeln hervorlugten, und dessen mageres, rotfleckiges Gesicht ganz und gar keine Aehnlichkeit hatte mit dem lieblichen Mädchenantlitz, das er zu sehen erwartet hatte.

Er grüßte und fragte, ob Herr Vollart daheim sei. Etwas ungewiß sah ihn die Kleine an.

„Ja — zu Haus ist er schon. Aber ich glaube, er hat Modell.“

„Und das Fräulein?“

„O, das Fräulein ist da. Wollen Sie sie sprechen?“

„Wenn mein Besuch angenommen wird — allerdings! Möchten Sie die Freundlichkeit haben, Fräulein Vollart meine Karte zu überbringen?“

Vielleicht war die langarmige Jungfrau an dergleichen Förmlichkeit nicht recht gewöhnt, denn eine gewisse Verwunderung malte sich ganz unverkennbar auf ihrem Gesicht, als sie das Kartonblättchen vorsichtig zwischen die Spitzen der gespreizten Finger nahm und dabei so bedächtig die Aufschrift las, wie wenn sie ausschließlich zu ihrer Kenntnisnahme bestimmt wäre. Dann aber ging es wie ein Schimmer der Verklärung über ihre Züge. Sie errötete, und mit einem Lächeln, das ihre Mundwinkel in sehr bedenkliche Nähe der Ohrläppchen geraten ließ, sagte sie:

„Möchten sich der Herr Leutnant einen kleinen Augenblick gedulden? Ich werde dem Fräulein gleich Bescheid sagen.“

Sie verschwand den Blicken des Draußenstehenden in der dämmerigen Tiefe des schmalen Ganges. Aber sie mußte sich wirklich sehr beeilt haben, denn schon im Handumdrehen war sie wieder da.

„Das Fräulein freut sich sehr — und sie läßt den Herrn Leutnant recht schön bitten —“ vervollständigte sie aus der Tiefe des eigenen Gemüts den ihr gewordenen Auftrag. Und eine Sekunde später mußte Erich für einen Moment die Augen zusammenkneifen, geblendet von der Fülle goldigen Frühlingssonnenscheins, die ihn mit einem Male umgab.

Ja, das war noch dasselbe große, niedrige Zimmer, darin er vor vier Jahren alle Bängnisse und Seligkeiten einer uneingestandenen, schwärmerischen ersten Liebe durchkostet — dieselben soliden, altersdunklen Mahagoni-Möbel, auf denen auch das schärfste Auge vergebens nach einem Flecken oder Stäubchen gesucht haben würde, dieselben wunderlichen, alten Holzschnitzereien überall, wo nur immer ein brauchbares Plätzchen zu ihrer Aufstellung sich dargeboten hatte, derselbe mit Blattpflanzen und Palmen besetzte Blumentisch, und dieselben einfachen, weißen Gardinen vor den drei niederen, fast quadratischen Dachfenstern, die trotz ihrer Kleinheit eine so verschwenderische Lichtflut in das altväterisch anheimelnde Gemach hineinsaugten.

Aber die Bewohnerin, die da vor ihm stand — nein, das war dieselbe nicht mehr wie vor vier Jahren. Ein siebzehnjähriges, schmächtiges Backfischchen mit langen, blonden Zöpfen und fragenden Kinderaugen, so hatte sie während dieser ganzen Zeit in seiner Erinnerung gelebt.

Und nun fand er eine voll entwickelte, fast schon ein wenig zur Fülle neigende Frauengestalt mit anmutig gerundeten, rosigen Wangen, einem reizenden Grübchen im Kinn und einem gleichmütig unbefangenen Lächeln auf den frischen Lippen, wie vor allem in den freundlichen blauen Augen.

Herzlich, wie einem guten alten Freunde, reichte sie ihm die Hand. Und alle Beklommenheit, mit der er die Schwelle überschritten hatte, war mit einem Male von ihm genommen, sobald sie nur das erste Wort der Begrüßung gesprochen.

„Guten Morgen, Herr von Brunneck! Wie hübsch, daß Sie meinen Vater wieder einmal aufsuchen. Er wird sich von Herzen darüber freuen.“

„Ich hörte von Ihrem Mädchen, daß er bei der Arbeit sei. Und ich brauche darum zu meiner Freude wohl nicht erst nach seinem Befinden zu fragen.“

„Es geht ihm recht gut — Gott sei Dank! — körperlich und seelisch. Sie werden sich sehr bald davon überzeugt haben, daß er von seinem Humor nichts eingebüßt hat, seitdem Sie ihn zum letztenmal gesehen.“

„Das war vor vier Jahren!“ sagte er, indem er seinen Blick noch einmal wie suchend auf ihrem anmutigen, blond

umrahmten Gesichtchen ruhen ließ. „Ich habe in der langen Zeit so oft an Sie und an ihn gedacht. Aber ich war ja weit in die Provinz hinein verschlagen worden, und wenn ich einmal für ein paar Tage nach Berlin kam, nahmen mich tausend Verpflichtungen in Anspruch. Vier Jahre! Und nun ist mir's schon wieder, als hätte ich gar nicht aufgehört, hier allwöchentlich zwei- oder dreimal aus- und einzugehen."

Irgendwoher kam etwas wie ein bescheidenes Räuspern, und erst jetzt gewahrte Erich, als er verwundert den Kopf nach jener Richtung wendete, daß er nicht, wie er bisher angenommen, mit Helene Vollart allein gewesen war. An der großen Etagère, auf der ein ganzes Konzil von bemalten, holzgeschnitzten Heiligen versammelt war, lehnte ein schlanker, junger Mann mit lockigem, braunem Haar, lebhaften Augen und einem gewaltigen, sorgsam gepflegten Schnurrbart, der sich zu seinem weichen, sanft geröteten Mädchengesicht ausnahm, wie wenn ihn soeben der Theaterfriseur aufgeklebt hätte.

Erich schätzte ihn auf höchstens dreiundzwanzig Jahre, und er gewann auf den ersten Blick den Eindruck, daß dieser junge Mann ein sehr liebenswürdiger und sympathischer Bursche sein müsse.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er artig, „wenn ich nicht sogleich bemerkt habe —"

Aber Fräulein Helene beruhigte ihn mit einem kleinen, schelmischen Lächeln:

„Es wird Ihnen nicht übelgenommen." Und förmlich vorstellend fügte sie dann hinzu:

„Herr Gabor Sarlo, ein Schüler meines Vaters — Herr von Brunneck, Leutnant im — —"

Sie wollte nach der auf dem Tische liegenden Visitenkarte greifen, um den Namen des Regiments abzulesen, den sie offenbar vorhin übersehen hatte. Erich jedoch überhob sie dieser Mühe.

„Leutnant außer Dienst, Fräulein Vollart! Diese Karte da bedeutet eine Vorspiegelung falscher Thatsachen. Meine Verabschiedung ist nur eben so jungen Datums, das ich noch keine Zeit gefunden habe, mir neue drucken zu lassen. — Sie sind Ungar, mein Herr?"

Der junge Maler verbeugte sich artig.

„Jawohl — aber einer, der gar kein Heimweh hat, sondern sich ganz unmäßig wohl fühlt hier in Deutschland.“

Vielleicht war es nur ein Zufall, daß bei diesen letzten Worten die blanken Magyarenaugen mit einem so hellen Aufleuchten zu der lieblichen blonden Mädchengestalt hinüber flogen. Aber nach dem, was er selber dereinst hier in diesem Zimmer durchlebt hatte, war Erich zu mißtrauisch, um an einen bloßen Zufall zu glauben. Und er verwunderte sich in der Stille seines Herzens ein wenig über die Wandelbarkeit menschlicher Empfindungen, da er bei solcher Wahrnehmung viel eher ein gewisses teilnehmendes Vergnügen, als etwa eine Anwandlung von Eifersucht verspürte.

„Wie könnte es auch anders sein, Herr Sarlo, wenn Sie Heinrich Vollarts Schüler sind und die Gastfreundschaft seines Hauses genießen dürfen!“ sagte er. „Auf Grund eigenster Erfahrung darf ich Sie um diesen Vorzug beneiden.“

Gabor Sarlos Mädchengesicht strahlte vor Vergnügen, und wie sich jetzt die Blicke der beiden jungen Männer offen und freundlich begegneten, da empfanden sie gleichzeitig, daß sich schon bei dieser ersten Begegnung ein unsichtbares Band aufrichtiger Zuneigung zwischen ihnen gewoben.

Zu weiterer Unterhaltung aber kam es vorläufig nicht; denn draußen klappte eine Thür, und Fräulein Helene sagte:

„Das war im Atelier. Das Modell ist gegangen. Nun will ich eilen, den Vater von Ihrem Hiersein zu benachrichtigen, Herr von Brunneck!“

Das war jedoch nicht mehr nötig; denn noch ehe sie aus dem Zimmer war, stand Heinrich Vollart schon auf der Schwelle — eine Erscheinung wie das aus dem Rahmen gestiegene Selbstporträt eines alten niederländischen Meisters, graubärtig, behäbig und förmlich strahlend in gesunder Lebensfreude.

„Grüß' Sie Gott, mein lieber Herr von Brunneck! Wußt' ich's doch, daß meine Ohren und mein Gedächtnis mich nicht so leicht betrügen! Wie ich Ihre Stimme hörte, sagte ich mir: Nun ist's Zeit, den Pinsel ein bißchen ruhen zu lassen und das Modell nach Hause zu schicken. Der Besuch ist's schon wert.“

Kräftig hatte er Erich die Hand geschüttelt, und seiner Rede war's anzumerken, daß sie von Herzen kam. Nicht ohne ein leises Gefühl der Beschämung sah Erich in das liebenswürdige, noch ganz faltenlose Antlitz seines ehemaligen Lehrers.

„Eigentlich habe ich einen so freundlichen Willkomm gar nicht verdient, verehrter Meister! Denn ich bin mir meiner Sünden wohl bewußt. Jedesmal, wenn ich nach Berlin kam, hatte ich mir vorgenommen, Sie aufzusuchen, und doch — —"

„Ach, Larifari!" fiel Heinrich Vollart lustig ein. „Nur keine Entschuldigungen! Wir freuen uns, daß Sie jetzt da sind — und das ist genug. Aber was seh' ich? Sie tragen einen Flor um den Arm. Ist das Landes- oder Familientrauer?"

„Ich habe vor einigen Wochen meinen Onkel, den Obersten von Brunneck, durch den Tod verloren."

Bedauernd wiegte der Maler den vollbuschigen Kopf.

„O — o, das thut mir leid. Der Herr stand Ihnen sehr nahe, wenn ich mich recht entsinne. Eine häßliche Einrichtung, das Sterben! Hat hoffentlich nicht lange leiden müssen, Ihr Herr Onkel?"

„Er kränkelte seit einiger Zeit; aber sein Hinscheiden kam uns dennoch unerwartet. Und es hat eine große Veränderung in meinem Leben herbeigeführt. Würden Sie mir erlauben, lieber Meister, darüber ein paar Worte unter vier Augen mit Ihnen zu reden?"

„So viel Sie wollen. Da drinnen im Atelier ist ja jetzt die Luft rein. Wenn's Ihnen recht ist, gehen wir hinein. Sie wissen, daß ich mich über ernsthafte Dinge nun 'mal nicht anders als im Herumlaufen unterhalten kann."

Er stieß die Thür wieder auf, durch die er eben gekommen war, und lud den Besucher durch eine freundliche Geste ein, voran zu gehen. Aber ehe er ihm folgte, wendete er sich, nachdem er einen Blick auf den altmodischen Regulator geworfen, an seine Tochter.

„In einer halben Stunde wünschen wir zu frühstücken, kleine Hauselfe! Und die erlesensten Delikatessen, so Braunschweigs und Thüringens gesegnete Schweinezucht hervorbringen, mögen unsere fürstliche Tafel schmücken."

Mit einer Gebärde der Genugthuung, als hätte er soeben alle Anordnungen für ein lukullisches Mahl getroffen, zog er die Thür hinter sich zu, offenbar sehr wenig beunruhigt durch den Umstand, daß er im Wohnzimmer sein hübsches Töchterchen wieder mit dem jungen ungarischen Maler allein lassen mußte.

Das Atelier würde jeden Besucher, der sich die Werkstatt eines Malers nicht anders vorstellen kann, als einen bunt und phantastisch ausgeschmückten Raum mit zahllosen Vorhängen, kostbaren alten Gobelins und sonstigen wunderlichen Raritäten, ohne Zweifel gewaltig enttäuscht haben. Denn von jenen interessanten Dingen war blutwenig darin wahrzunehmen, abgesehen von der kleinen Armee holzgeschnitzter heiliger und profaner Figuren, die auch hier überall herum standen, lagen und hingen, mit den mehr oder weniger spärlichen Ueberresten ihrer ehemaligen Bemalung und Vergoldung zumeist nur dem Auge des Sammlers erfreulich. Sonst gab es in dem großen, niederen, durch zwei quadratische Seitenfenster und ein gewaltiges Oberlicht erhellten Raume nichts ausgesprochen „Künstlerisches" als eine Unmenge von Bildern und Skizzen an den stumpfgrau getünchten Wänden und als einen wunderlichen Aufbau in der einen Ecke, der in dem weiten Gemach eine kleine Welt für sich bildete — nämlich einen richtigen Ausschnitt aus einer altväterischen holländischen Bauernstube, eine Ofenecke mit Tisch und Stühlen, Truhe und Schrank, nebst allerlei fremdartigem Hausrat und Geschirr.

Daß aber dieser seltsame Winkel nicht bloß einer bizarren Laune des Malers seine Entstehung verdankte, sondern ganz bestimmten praktischen Zwecken zu dienen hatte, das mußte auch dem Uneingeweihten schon beim ersten Rundblick über die an den Wänden hängenden Bilder offenbar werden. Denn sie waren fast alle „Holländische Interieurs," auf deren jedem sich die bewußte „Ofenecke" wiederfand, mannigfach variiert zwar durch die verschiedenartige Anordnung des Hausgeräts und den Wechsel in der Beleuchtung, aber doch immer sogleich zu erkennen, gleichviel, ob sich's ein schüchtern kosendes Liebespärchen, eine dralle junge Mutter oder ein verwitterter alter Fischer darin bequem gemacht hatte.

Die holländische Bauernstube war eben seit einem Vierteljahrhundert Heinrich Vollarts künstlerische Spezialität. Man würde sicherlich aufs höchste erstaunt gewesen sein, auf einer Ausstellung oder im Kunsthandel unter seinem Namen irgend einer andern Darstellung zu begegnen. Und es gab boshafte Kunstgenossen, die allen Ernstes behaupteten, er würde seinen Ofenwinkel auch bei finsterer Nacht oder mit verbundenen Augen zum Entzücken des Publikums malen können.

Die ihn näher kannten oder die sich die Mühe nicht hätten verdrießen lassen, etwas eingehender Umschau zu halten unter seinen Skizzen und Entwürfen, sie hätten freilich den Spöttern erwidern können, daß Heinrich Vollart auch noch anderes zu malen verstand als holländische Interieurs. Er selbst aber behauptete es niemals, und er war vielmehr immer bereit, in heiterer Selbstironie mit einem lustigen Scherzwort zuzustimmen, wenn in seinem Beisein eine mehr oder weniger harmlos gemeinte Anspielung auf den unverwüstlichen Ofenwinkel laut wurde.

„Wie Sie sehen, mein lieber Herr von Brunneck, stehe ich noch immer auf dem alten Fleck," sagte er denn auch jetzt, „abgesehen von dem prachtvollen alten Lehnstuhl da, den ich vor anderthalb Jahren für neun Mark und fünfundsiebzig Pfennige von einem mit Blindheit geschlagenen Trödler kaufte, und der nach dem einmütigen Urteil der gesamten Kritik einen gewaltigen Fortschritt in meiner Kunst bedeutet. Wenn Sie jetzt darauf Platz nehmen, so thun Sie es, bitte, mit einer gewissen Ehrfurcht. Denn ich halte jede Wette, daß kein Lehnstuhl der Welt so oft porträtiert worden ist wie dieser. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, bis der Orkus auch das letzte meiner Bilder verschlungen hat."

Er brachte ein Kistchen mit langen, beängstigend dünnen holländischen Cigarren zum Vorschein und bot es dem Gaste dar, mit einer Miene, als sei das köstlichste Kraut der Vuelta Abajo darin enthalten.

„Greifen Sie zu! Ohne Umstände, wenn ich bitten darf. Es ist immer noch dieselbe Sorte. Sie werden sich ihrer ja vielleicht erinnern."

O ja, er erinnerte sich recht gut; denn eine von Heinrich Vollarts Cigarren konnte man in der That nicht so leicht wieder

vergessen. Aber er zündete nichtsdestoweniger mit Todesverachtung einen der gelben Stengel an; da er um nichts in der Welt den verehrten Mann durch eine Ablehnung hätte kränken mögen. Und als dann die seltsam duftenden Rauchwölkchen zur Decke empor stiegen, kam er ohne lange Vorrede mit dem Zweck seines Besuches heraus.

„Ich habe meinen Abschied genommen, lieber Meister! Und ich gehe mit dem verwegenen Gedanken um, mich fortan als ein Maler durchs Leben zu schlagen. Nun sagen Sie mir mit der alten Aufrichtigkeit, für die ich Ihnen so oft zu Dank verpflichtet war, was Sie dazu meinen.“

Heinrich Vollart kniff die Augen zusammen und wiegte den Kopf. Aber seine Ueberraschung schien doch nicht allzu groß.

„Ich meine, Herr von Brunneck, daß es gut oder schlecht ausgehen kann, je nachdem Sie es anfangen. Auf die Akademie wollen Sie ja vermutlich nicht mehr gehen?“

„Nein. Ich muß schon versuchen, ohne das fertig zu werden; obwohl ich recht gut weiß, daß es mir noch an gar manchem fehlt.“

„Ei freilich fehlt's Ihnen daran. Das vor vier Jahren war doch bloß Spielerei, und das Meiste von dem, was Sie damals gelernt haben, ist während der schönen, lustigen Leutnantszeit vermutlich wieder in alle Winde gegangen. Ohne gründliches Studium und tüchtige Anleitung bringen Sie's zu gar nichts — das sage ich Ihnen von vornherein. Und wenn Sie sich etwa einbilden, man würde ebenso leicht ein Maler, wie man etwa ein Offizier oder ein Amtsrichter wird, so lassen Sie um des Himmelswillen Ihre Hände davon!“

„Ich bin weit davon entfernt, mir das einzubilden. Und ich fühle bei dem Gedanken an das große Wagnis vielmehr eine recht starke Beklommenheit. Weiß ich doch bis zur Stunde noch gar nicht, ob ich wirklich an mein Talent glauben darf.“

„Glauben Sie immerhin daran. Was Sie als junger Mensch davon gezeigt haben, war ja nicht gerade überwältigend. Und es wäre die gewissenloseste Windbeutelei, wenn ich Ihnen daraufhin den Adlerflug eines Genies prophezeien wollte. Aber ein anständiges Mittelmaß war es jedenfalls. Und vielleicht auch noch ein bißchen mehr. Schade nur, daß das Talent lange

nicht das Wichtigste ist bei der Geschichte. Da giebt's eine Menge anderer Dinge, die viel, viel mehr zu bedeuten haben. Als da sind: Fleiß, Ausdauer, Selbstzucht und Ehrlichkeit! Darf ich mir eine offene Frage gestatten, Herr von Brunneck?"

„Um offen mit Ihnen zu reden, kam ich hierher."

„Weshalb haben Sie die Offizierslaufbahn aufgegeben? Einzig aus unbezwinglicher Liebe zur Kunst?"

Erich zögerte wohl einen Augenblick; dann aber sagte er freimütig:

„Nein, Meister! Den äußeren Anlaß haben andere Gründe gegeben — Gründe, die ich allerdings als ein Geheimnis bewahren muß."

„Ist auch nicht nötig, daß ich sie erfahre. Aber das Examen ist noch nicht zu Ende. Wollen Sie gleich von Anfang an die Malerei als einen Broterwerb betreiben?"

„Nein. Ich besitze ein kleines Vermögen, das mich wohl in den Stand setzt, noch einige Jahre lediglich auf meine Ausbildung zu verwenden."

„Und nebenher ein freies, fröhliches Künstlerleben zu führen — wie?"

Die Brauen des ehemaligen Leutnants zogen sich ein wenig zusammen; aber ein Blick in Heinrich Vollarts liebenswürdiges Antlitz entwaffnete seinen beleidigten Stolz. Der naturwüchsigen Treuherzigkeit dieses Mannes gegenüber konnte in der That keine Empfindlichkeit standhalten.

„Nur soweit es unbedingt notwendig ist, um die Begeisterung frisch zu erhalten," erwiderte er lächelnd. „Im übrigen habe ich die allersolidesten Vorsätze und gedenke die Arbeit zur Quelle meines vornehmsten Vergnügens zu machen."

„Sehr schön gesagt, und als Absicht höchst lobenswert. Vielleicht kommen wir nach einem halben Jahr oder so herum noch 'mal auf den Gegenstand zurück. Jetzt Nummer Drei: welchen Plan haben Sie sich für diese Ihre vergnügliche Arbeit entworfen?"

„Um ohne Umschweife zu reden: ich hatte alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt, lieber Meister! Wie ich das Wenige, das ich bis jetzt zu leisten vermag, ausschließlich Ihnen verdanke, so wollte ich — —"

Aber Heinrich Vollart erhob mit einer drolligen Geste abwehrend die Hand.

„Um des Himmelswillen! Soll ich Sie etwa lehren, holländische Interieurs zu malen? Ich werde mich hüten. Meine Spezialität kann höchstens einen einzigen Maler ernähren. Und auch den nur bei sehr bescheidenen Ansprüchen. Denn seitdem die Plein-air-Malerei und andere schöne Sachen erfunden worden sind, wird die Nachfrage immer geringer.“

„Ach, das ist nicht Ihr Ernst; denn Sie verstehen ja recht gut, wie ich's meine. Nicht im landläufigen Sinne möchte ich noch einmal Ihr Schüler werden, sondern — —“

„Nein — nein — nein! Im landläufigen oder in irgend einem anderen Sinne — damit ist's nichts, mein lieber Herr von Brunneck! Sie müssen sich schon einen anderen Studiengang zurecht machen. Und vielleicht — nun, vielleicht gebe ich Ihnen nachher in dieser Hinsicht einen guten Rat. Jetzt möchte ich Ihnen erst 'mal etwas zeigen. Treten Sie gefälligst hierher und sehen Sie sich das Bildchen an. Nun, wie gefällt's Ihnen?“

Er hatte ihn vor eine Staffelei geführt, deren Stellung Erich bisher verhindert hatte, einen Blick auf das darauf befindliche Gemälde zu werfen. Nun aber, da Heinrich Vollart es mit einem energischen Ruck in die rechte Beleuchtung geschoben, stand er vor dem nahezu vollendeten Werke in sprachlosem Entzücken.

Das war nicht mehr der von irgend einem in holländisches Fischerkostüm verkleideten Modell belebte Ofenwinkel, sondern eine farbenglühende Verherrlichung berauschender Frauenschönheit — ein Bild, das sich nur durch ein offenbares Wunder in Heinrich Vollarts spießbürgerlich-behäbiges Atelier verirrt haben konnte.

„Ein Studienkopf!“ sagte der Maler mit erheuchelter Gleichgültigkeit, während er zugleich mit einem pfiffigen Blinzeln die lustigen Augen zusammenkniff. „Und überdies, wie Sie sehen, erst halb fertig. Aber man kann doch schon ungefähr erkennen, was daraus werden wird. Eine Bacchantin natürlich, wenn auch nicht gerade im Sinne der Antike aufgefaßt.“

Erich hörte kaum, was er sprach. Je länger seine Augen an dieser bemalten Leinwand hingen, desto vollständiger nahm

ihn der berückende Liebreiz des Mädchenantlitzes gefangen, das wunderbar plastisch aus dem bis jetzt nur flüchtig angelegten dunklen Hintergrund hervortauchte. Nie meinte er etwas gleich Bezauberndes gesehen zu haben, wie diesen wie im Taumel der Lust leicht nach hinten geworfenen, von üppigem Gelock umflatterten Kopf mit dem verführerischen Lächeln auf den leicht geöffneten Lippen und der süßen Lockung in den seltsam irisierenden, graugrünen Augen. Der Maler hatte seinem Modell einen Kranz von Weinlaub in das goldrot schimmernde Haar geflochten und es in ein weißes, griechisches Gewand gekleidet, das — auf den Schultern geschlossen — wenig mehr als den feinen, schlanken Hals und die zart geformten Oberarme den Blicken preisgab. Aber Erich würde trotzdem in dem Bilde viel eher eine Circe, als eine Bacchantin gesehen haben, da der sinnbethörende Zauber in ihrem Blick und in ihrem Lächeln wohl an die gefährlichen Künste jener Heliostochter, nimmermehr aber an die mänadische Wildheit einer Dionysospriesterin gemahnte.

Lange verharrte er in stummer Bewunderung. Und auch dann war es vielleicht gar nicht für das Ohr des andern bestimmt, als er vor sich hin murmelte:

„Ein Meisterwerk — wahrhaftig, ein vollkommenes Meisterwerk!“

Heinrich Vollart aber fragte mit gutmütiger Ironie:

„Wen meinen Sie damit, Teuerster — das Weib oder das Bild?“

„Beide — ohne allen Zweifel beide. Denn ich begreife, daß ein Modell gleich diesem Sie zu einer so herrlichen Schöpfung begeistern mußte.“

„Mich? Ja, Sie glauben doch wohl nicht im Ernste, das Bild wäre von mir?“

„So glaubte ich allerdings. Und auch jetzt noch — —“

„Weit gefehlt, mein Lieber! Meine Muse hat sich an der niedrigen Decke der holländischen Schifferstuben zu oft das Köpfchen eingerannt, um jetzt, da es Abend werden will, noch solchen Flug zu wagen. Und eine Leinwand wie diese da hätte ich wohl auch in meinen besten Tagen schwerlich zu stande gebracht. Denn wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung bin, daß das Bild schon ein Meisterwerk sei, so ist es doch nach

meiner Ansicht etwas weit Besseres — nämlich der erste wuchtige Tatzenschlag eines jungen Löwen, der die Kraft seiner Pranken versucht. Der Bursch, der das gemacht hat, ist ein Genie. Und er heißt nicht Heinrich Vollart, sondern Gabor Sarlo."

„Wie? Der junge Mann, den ich drüben im Wohnzimmer sah, er wäre —"

„Er ist — jawohl, er ist!" rief der Maler, und der Stolz auf seinen Schüler leuchtete ihm hell aus den Augen. „Ist es nicht lustig, daß dieser Liebling der Götter hergekommen ist, um von mir zu lernen — er von mir? Und werden Sie mir's glauben, daß ich drei Monate hindurch gar nicht merkte, was in ihm steckt? Meine Bilder ließ ich ihn kopieren und redete mit ihm des Langen und Breiten über die technischen Geheimnisse des warmen Helldunkels und der aufgelösten Schatten. Als wenn er das nicht alles im kleinen Finger hätte — einzig von Gottes Gnaden und ohne daß er's selber ahnt! Wäre uns nicht durch einen gesegneten Zufall das Modell da über den Weg gelaufen, er würde vielleicht noch immer geduldig meinen Ofenwinkel nachpinseln, und ich wäre noch immer der blinde alte Esel, der ich ein Vierteljahr lang ihm gegenüber gewesen bin."

Mit etwas wehmütiger Miene schüttelte Erich, der sich wieder in die Betrachtung des Bildes vertieft hatte, den Kopf:

„Bei solchem Anblick könnte unsereins freilich den Mut verlieren. Das thu' ich ihm nicht nach — weder heute noch in zehn Jahren."

„Nein," bestätigte Heinrich Vollart offenherzig. „Aber nicht, um Sie abzuschrecken oder zu entmutigen, habe ich Sie vor das Bild geführt, sondern aus einem andern Grunde, den ich Ihnen offenbaren werde, wenn wir gefrühstückt haben. Oder auch nicht, je nachdem mir's angebracht scheint. Kommen Sie, lieber Brunneck! Ich denke, meine kleine Hausfee wird bereits auf uns warten."

Erich war außer Stande, seine Enttäuschung über diesen etwas gewaltsamen Abbruch ihres Gespräches zu verbergen.

„Wollten Sie mir nicht zuvor einen Rat geben, lieber Meister — eine freundschaftliche Anleitung wenigstens, was ich zweckmäßiger Weise zunächst beginnen soll?"

„Will ich auch — nur nicht vor dem Essen. Bei hungrigem Magen ist mir noch nie ein gescheiter Gedanke gekommen. Und die Verantwortung ist zu groß, als daß ich Ihnen so aufs Geradewohl irgend eine Dummheit anraten dürfte. Nur ein wenig Geduld also! Die halbe Stunde, die Sie schlimmsten Falls damit verlieren, holen Sie bei Ihren großartigen Vorsätzen im Laufe der nächsten fünfzig Jahre schon wieder ein."

Sein verschmitztes Augenblinzeln verriet, daß er in der That durchaus nicht gesonnen war, den ehemaligen Schüler unberaten von dannen gehen zu lassen, sondern daß er vielmehr mit irgend etwas ganz Besonderem hinter dem Berge hielt. Was konnte Erich also Besseres thun, als sich in seine wunderliche Laune zu fügen. Ohne eine weitere Einwendung folgte er ihm zu der in das Wohnzimmer führenden Thür. Und da er dicht hinter ihm stand, als Heinrich Vollart in seiner zuweilen etwas ungestümen Weise diese Thür aufriß, wurde er höchst unvermutet gleich ihm zum Augenzeugen des ebenso anmutigen wie überraschenden Schauspiels, das just in diesem Moment da drinnen zur Aufführung kam.

Siebentes Kapitel.

Der Weisung ihres Vaters willig gehorchend, hatte Fräulein Helene wohl sogleich mit der Herrichtung des Frühstückstisches begonnen. Aber sie war nicht sehr weit über die ersten Anfänge dieser Arbeit hinaus gekommen, sei es nun, weil sie das Wiedererscheinen der beiden Herren noch nicht so bald erwartet hatte oder sei es aus einem andern, den Umständen nach noch wahrscheinlicheren Grunde.

Die Anwesenheit des jungen ungarischen Malers war nämlich offenbar dem ungestörten Fortgang ihrer häuslichen Verrichtungen sehr wenig zuträglich gewesen. Es mußte ohne allen Zweifel etwas recht Bedeutsames zwischen ihnen vorgegangen sein, während das blonde Haustöchterchen seiner prosaischen Beschäftigung oblag. Denn wie hätte es sich sonst ereignen können, daß in dem Moment, wo Heinrich Vollart die Atelierthür aufriß, Fräulein Helenens liebliches Köpfchen an Gabor

Sarlos Schulter ruhte, während sein Arm die anmutige Gestalt recht fest umschlang und sein gewaltiger Schnurrbart ihrer weichen Wange bedenklich nahe gekommen war.

Sie hatten den Eintretenden den Rücken zugewendet, und so ganz waren sie in diese besondere Art von Unterhaltung versunken, daß sie erst daraus emporfuhren, als wie der Donner des Gerichts die Stiimme des Malers das sonnenhelle Gemach durchtönte:

„Potz Cervelatwurst und Gothaer Schinken! Heißt das ein Frühstück herrichten, ihr sündhaft leichtfertiges junges Volk?“

Da prallten sie nun freilich auseinander, als ob zwischen ihnen eine Bombe explodiert wäre und standen sprachlos mit blutübergossenen Gesichtern da wie zwei auf argem Verbrechen ertappte arme Sünder. Erich aber atmete erleichtert auf, als er einen Blick auf Heinrich Vollarts Antlitz geworfen. Denn wie fürchterlich auch der Maler die Augen rollen und die Stirn in Falten ziehen mochte, um seinen fröhlichen Mund zuckte es doch in übermütiger Schelmerei. Und die Heiterkeit seines Herzens verbarg sich nur noch sehr notdürftig hinter dem zürnenden Gepolter seiner Rede, da er nach einer kleine Pause fortfuhr:

„So also lohnt man mir meine Gastfreundschaft und mein argloses Vertrauen! Was in aller Welt soll ich nun mit euch anfangen? Hole mir auf der Stelle den Türkensäbel vom letzten Kostümfest, du ungeratenes Kind! Denn ich bin gesonnen, diesen Don Juan aus der Pußta ohne Gnade und Barmherzigkeit über die Klinge springen zu lassen.“

Da erst begriffen die beiden Ueberraschten, was es mit seiner donnernden Entrüstung auf sich habe, und eine Sekunde später hingen sie rechts und links an seinem Halse.

„Verzeihung, lieber Meister!“ — „Herzensväterchen, sei gut — wir haben uns ja so lieb!“

Mehr glaubte Erich vorerst nicht hören zu dürfen; denn diese intime Familienscene war jedenfalls nicht für die Anwesenheit eines Fremden berechnet. Mit einer Behutsamkeit, die im Grunde ziemlich überflüssig war, da es niemandem einfiel, auf ihn zu achten, zog er sich in das Atelier zurück und vertiefte

sich scheinbar sehr angelegentlich in die Betrachtung von Gabor Sarlos begonnenem Gemälde. Das Herz klopfte ihm wohl ein wenig schneller, aber er konnte mit einem Gefühl der Genugthuung feststellen, daß die Eifersucht auch jetzt nicht den geringsten Anteil hatte an dieser Beschleunigung.

Der glückliche junge Mann da drinnen war ihm ein ganz Unbekannter. Er wußte von ihm nichts weiter, als daß er ein bildhübscher Bursche war und ohne allen Zweifel ein malerisches Genie. Aber er verspürte dessenungeachtet keinerlei Anwandlung von häßlichem Neid, sondern vielmehr eine ganz eigene Art von Freude, die wahrhaftig dadurch nicht geringer wurde, daß sie ihn äußerst großmütig bedünken wollte. Denn eine unumstößliche Thatsache blieb es doch immerhin, daß er das nämliche Glück dereinst für sich selbst erträumt hatte. Helene Vollart war seine erste Liebe gewesen, und er würde vor vier Jahren ohne allen Zweifel der elendeste der Menschen gewesen sein, wenn er damals die gegenwärtige Stunde hätte vorausahnen können. Zu einer richtigen Erklärung freilich war es ja niemals zwischen ihnen gekommen. Seine Schüchternheit und sein bänglicher Respekt vor Frau Adelheid Vollart, die damals noch mit mütterlichen Argusaugen über ihrem Kinde wachte, hatten sich immer wieder als unüberwindliche Hindernisse dazwischen geschoben, wenn der Augenblick da war, der die große Entscheidung bringen sollte. Aber daß Helene in jenen Tagen nichts von dem Zustande seines armen Herzens geahnt hätte, daran hätte er doch nimmermehr geglaubt, auch wenn sie ihn heute noch viel unbefangener begrüßt und ihm noch viel unschuldiger entgegengelächelt hätte. Denn eine Evastochter war ja am Ende auch sie. Und mancher verstohlene Händedruck, mancher warme Blick hatte ihm verräterisch kundgegeben, was ihre Lippen ihm sittsam verschweigen mußten. Beim letzten Abschied hatte sie sogar geweint, obwohl sie sich infolge einer besonderen Zufallstücke in Gegenwart ihrer Mutter hatten Lebewohl sagen müssen, und obwohl es darum nur ein paar stille, heimliche Thränlein hatten sein dürfen. Er aber, dem sie galten — er hatte sie ganz deutlich gesehen. Und wenn er jetzt daran dachte, wie heiß beim Anblick der krystallenen Tröpflein an den seidenen Augenwimpern das Feuer in seinem

Herzen gelodert hatte — mit wie großen Vorsätzen und mit wie heiligen Selbstgelöbnissen er hinausgezogen war in den vermeintlichen Kampf des Lebens — und wie rasch, wie erstaunlich rasch er dann doch das alles vergessen, dann wollte es ihn fast wie leise Reue anwandeln und wie unwillige Verwunderung über die Unbeständigkeit seiner Gefühle.

Aber er schüttelte diese unbequeme Empfindung rasch wieder ab. Wohl hatte er Helene Vollart in der verschwiegenen Stille seines Herzens unverbrüchliche Treue gelobt; aber es wäre doch wahrhaftig eine recht üble Sache gewesen, wenn er dies Gelöbnis gehalten hätte, um dann unversehens heute ein Zeuge ihrer Verlobung mit einem andern zu werden.

Nein, er hatte wirklich keine Veranlassung, sich Vorwürfe zu machen, sondern Fräulein Helene hatte vielmehr guten Grund, ihn für sehr hochsinnig und selbstlos zu halten, wenn er ihr jetzt durch sein Benehmen jede Verlegenheit ersparte.

Das aber war natürlich sein fester Vorsatz. Und mit jener weltmännischen Gewandtheit, die eine Frucht seiner Erziehung im Offizierkorps war, führte er ihn durch, sobald es den dreien im Nebenzimmer beliebte, sich wieder an seine Existenz zu erinnern.

Heinrich Vollart trat auf die Schwelle, um ihn hereinzurufen, und in seiner gewohnten jovialen Weise machte er ihn mit dem bedeutsamen Familienereignis bekannt. Erich schüttelte dem strahlenden jungen Maler mit einigen sehr herzlichen Worten kräftig die Rechte und küßte der immer aufs neue selig erglühenden Helene ritterlich die Hand, ohne etwa durch ein Augenzwinkern oder ein vielsagendes Lächeln anzudeuten, daß er sich soeben sehr lebhaft vergangener Zeiten erinnert habe.

Der Hausherr aber meinte mit einem drolligen Seufzer:

„Nehmen Sie es als ein warnendes Exempel, Herr von Brunneck! Dieser leichtsinnige junge Mensch, der frank und frei sein könnte wie der Vogel in den Lüften, bedankt sich jetzt obendrein bei mir dafür, daß ich die Schlinge zuziehe, die er sich selbst um den Hals gelegt hat. Und wenn es überhaupt noch einen größeren Leichtsinn giebt als den seinigen, so ist es höchstens der meine, da ich Ja und Amen sage zu dieser abenteuerlichen Verlobung. Aber ich habe mich — Gott sei's ge-

klagt! — zu wenig darin geübt, den tyrannischen Vater zu spielen. Und es ist eine von meinen vielen Schwachheiten, daß ich um mich herum keine griesgrämigen Gesichter sehen kann. Mögen sie dermaleinst verhungern, wenn ich mir nur jetzt einbilden kann, sie glücklich gemacht zu haben. Am Ende haben sie es doch nicht anders gewollt."

So scherzhaft auch das alles klang, hatte Erich doch die Empfindung, daß ein Körnchen bitteren Ernstes in seiner Rede sei. Und nach einer kleinen Weile, als Fräulein Helene hinausgegangen war, um in der Küche die Vorbereitungen für das Frühstück zu beenden, erhielt er die unzweideutige Bestätigung, daß er sich darin nicht getäuscht.

Denn Heinrich Vollart legte beide Hände auf die Schultern seines künftigen Schwiegersohnes und sagte:

„Wie verliebt du auch sein magst, mein Junge, heute in deiner kindlichen Unerfahrenheit kannst du doch noch nicht ahnen, was ich dir mit dem Mädel gab. Kennte ich sie nicht so genau, und wüßte ich nicht, daß sie in allen Stücken das treue Ebenbild ihrer Mutter ist — ich hätte mich wahrhaftig weislich bedacht, so ohne weiteres mit meinem väterlichen Segen herauszurücken. Denn du bist arm wie eine Kirchenmaus; und durch die Mitgift, die sie dir zubringt, oder die Erbschaft, die ihr dereinst von mir zu erwarten habt, werdet ihr auch nicht gerade viel reicher werden. Aber ich besaß genau so viel wie du, als ich mich verheiratete. Und ich habe meinen Leichtsinn doch nicht einen einzigen Tag bereit. Sie haben sie ja noch gekannt, meine Adelheid, Herr von Brunneck, und Sie werden diesem jungen Manne sagen können, was sie unserem Hause war."

Dafür hatte Erich vor vier Jahren allerdings noch kein rechtes Verständnis gehabt, und zu der artigen Bemerkung, mit der er den Appell des Malers beantworten zu müssen glaubte, schüttelte Heinrich Vollart denn auch mißbilligend den graubuschigen Kopf.

„Nein, Sie waren doch wohl zu jung und zu unerfahren, um das zu begreifen. Seht, mit den Künstlerfrauen ist's so ein eig'en Ding. Sie wirken entweder wie ein Luftballon oder wie eine von jenen Bleisohlen, die sich die Taucher unter die Füße binden, um rascher auf den Grund zu kommen. Und das eine

ist ungefähr ebenso schlimm wie das andere. Ihr dürft mir's glauben; denn ich habe beide Sorten kennen gelernt: die ‚idealistisch' veranlagten, mehr oder weniger hysterischen Naturen, die keinen andern Ehrgeiz hatten als den, auch in der Ehe die ‚Muse' des Gatten zu bleiben, wie sie es nach seiner Versicherung während des Brautstandes gewesen waren — und die sogenannten praktischen Frauen, die ihren Männern jeden Pinselstrich nachrechneten und den Wert ihres Schaffens einzig nach dem Verdienst abschätzten, der dafür ins Haus kam. Die eheliche Misere war natürlich in dem ersten Fall genau so groß wie in dem zweiten. Hier ein halbes Zigeunerleben mit Wirtshausküche, Versatzamt und ewigem Magenknurren — dort langsamer, aber sicherer künstlerischer Niedergang bis hinab zur elendesten Handwerkelei. Denn auf die Dauer kann man ebensowenig ungestraft in den Wolken wandeln wie in den dumpfen Niederungen des banausischen Philistertums. Wir Künstler aber sind leider fast allesamt schwächliche, lenksame Naturen, aus denen, wenn wir rechtschaffen verliebt sind, ein Weib so ziemlich alles machen kann, was ihm gefällt. Und deshalb sollen wir weder eine idealistische Schwärmerin heiraten, noch eine von den eminent Praktischen, weil wir alsdann unfehlbar entweder verlottern oder versumpfen. Die Frau, die uns frommt, soll gerade die rechte Mitte halten zwischen beiden. Sie soll uns gelegentlich einen kleinen Wolkenflug nicht mißgönnen; aber sie soll nicht darauf bestehen, uns zu begleiten, sondern hübsch unten bleiben und das Ende des Fädchens in der Hand behalten, das uns mit der realen Welt verbindet, damit wir zu rechter Zeit wieder festen Boden unter den Füßen spüren. Sie soll uns nicht dreinreden in unser künstlerisches Schaffen und uns nicht jedes unverkaufte Bild als eine Todsünde anrechnen; aber sie soll —"

Den Rest seiner aus den Erfahrungen einer glücklichen Ehe geschöpften Lebensweisheit mußte Heinrich Vollart allerdings vorläufig für sich behalten, denn Fräulein Helene kam wieder herein, beladen mit einem mächtigen Präsentierbrett und gefolgt von dem kleinen, langarmigen Dienstmädchen, das um ein Haar die ganze Flaschenbatterie hätte zu Boden fallen lassen, weil es nur Augen für den „Herrn Leutnant" hatte, der ihm trotz

seines Civilanzuges als der Inbegriff aller männlichen Schönheit erschien.

Innerhalb weniger Minuten war das Verlobungsfrühstück bereit. Und wenn es auch nur ein recht einfaches Mahl war ohne alle raffinierten Delikatessen, und mit simplem Patzenhofer Bier statt des schäumenden Champagners, so sorgten doch Heinrich Vollarts unverwüstlicher Humor und die Seligkeit der beiden Verliebten hinlänglich dafür, daß es eine festliche und fröhliche Mahlzeit wurde.

Beim Schweizerkäse aber kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die schmerzlichste Ueberraschung für das junge Paar. Denn der Hausherr, der eben wahrgenommen hatte, wie Erich von Brunneck verstohlen auf die Uhr sah, wendete sich an seinen künftigen Schwiegersohn:

„Um übrigens der Abwechslung halber auch 'mal von 'was Vernünftigem zu reden, mein lieber Gabor: ich erwarte, daß du noch heute Umschau hältst nach einem passenden Atelier. Denn daß es mit dem Arbeiten da drinnen nun ein Ende haben muß, leuchtet dir doch wohl ein."

„O, lieber Vater —" bat Fräulein Helene bestürzt, und der junge Ungar schaute ganz verständnislos darein. Heinrich Vollart aber beharrte mit unbeugsamer Entschiedenheit auf seinem Willen.

„Bis hierher bin ich euch ein gnädiger, ein vielleicht allzu gnädiger Vater gewesen, das aber ist ein Punkt, in dem ich keinen Spaß verstehe. Verlobt ist noch nicht verheiratet. Und so schätzenswert auch in mancher Hinsicht ein schöner Schnurrbart sein mag, als Befähigungsnachweis für einen ordentlichen Ehemann reicht er mir doch nicht aus. Du wirst noch manche Leinwand verderben müssen, mein guter Gabor, ehe wir die Hochzeitskutsche anspannen lassen. Und an jedem andern Orte wirst du Besseres zu stande bringen als da, wo nur eine dünne bretterne Thür dich von deiner Liebsten trennt."

„Aber wir könnten ja während der Arbeitsstunden meinetwegen die Thür verriegeln, lieber Meister, und — —"

„Nichts da! Deine Bacchantin, die ja in einigen Tagen fertig sein wird, magst du in Gottesnamen noch hier vollenden; dann aber kündige ich dir in aller Form die weitere Mitbenutzung meines Ateliers. Und wenn ich dir einen Rat geben

soll, ist es der: Thu' dich mit einem zusammen, der zu dir paßt — einem ehrlich strebenden Künstler, und am liebsten einem Altersgenossen. Nehmt euch in der ersten Stunde das Wort ab, einander niemals mit schönen Redensarten zu regalieren und euch zu allen Zeiten in künstlerischen wie in menschlichen Dingen ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Dann werdet ihr beide mehr voneinander lernen als der größte Meister jedem von euch beibringen könnte. Und da eine halbe Ateliermiete unter allen Umständen leichter aufzubringen ist als die ganze, werdet ihr überdies bei solchem Arrangement das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden."

Die großen Augen des jungen Magyaren waren immer erstaunter geworden; Erich aber hatte hoch aufgehorcht, denn er konnte nicht zweifeln, daß Heinrich Vollarts guter Rat ebensowohl für ihn bestimmt war wie für den andern.

„Das wäre ja sicherlich wunderschön," sagte Gabor, „wie aber soll ich es anfangen, den Genossen zu finden, der bereit wäre, auf solche Art gemeinschaftliche Sache mit mir zu machen? Dachtest du an einen aus der Tafelrunde im ‚Schweinchen', lieber Meister?"

„Beileibe nicht! Diese genialen Weltenstürmer mögen eine ganz vergnügliche Gesellschaft sein für ein paar lustige Abendstunden; aber man darf sich um des Himmelswillen nicht zu weit mit ihnen einlassen. Nein, ich dachte an jemand anders. Und es wäre mir sehr interessant, zu erfahren, wie unserm Herrn Leutnant da meine Idee gefällt."

„Ich finde, daß es eine prächtige Idee ist. Aber ich fürchte, daß bei der Kürze unserer Bekanntschaft Herrn Sarlo das Wagnis zu groß sein wird. Und bei der großen Ueberlegenheit seines Talents über das meinige würde ja auch vermutlich aller Nutzen nur auf meiner Seite sein."

„Wie? Sie wollen zur Malerei zurückkehren?" fragte Helene überrascht. „Aber das ist ja herrlich. Und wenn Sie sich wirklich entschließen könnten, ein gemeinsames Atelier mit Gabor zu nehmen, würden Sie gewissermaßen wieder zu unserer Familie gehören wie früher."

Ist das nun echte Unbefangenheit oder raffinierte weibliche Verstellungskunst? dachte Erich. Im Grunde müßte es

ihr doch ein wenig peinlich sein, den künftigen Gatten beständig mit dem alten Anbeter zusammen zu wissen. Oder hat sie wirklich alles vergessen?

Er hatte ihr nur mit einer kleinen, dankenden Verbeugung antworten können; denn Heinrich Vollart hatte wieder das Wort genommen, um mit aller Entschiedenheit und mit einem großen Aufwand von schlagenden Beweisgründen Erichs Besorgnisse hinsichtlich der Ungleichwertigkeit des bei dem eigenartigen Kompagniegeschäft von beiden Seiten zu leistenden Einschusses zu zerstreuen. Was er sagte, klang trotz der humoristischen Fassung überaus vernünftig und einleuchtend. Und es war ihm deutlich anzumerken, wie sehr er sich bereits in den von ihm angeregten Gedanken verliebt hatte. Da war es denn nicht gerade ein Wunder, daß auch Gabor Sarlo ihn mit wahrer Begeisterung aufgriff, und daß binnen kürzester Zeit von allen Seiten die Sache als vollständig abgemacht angesehen wurde. Die sympathischen Empfindungen, die das hübsche, offene Gesicht des jungen Ungarn, sein angenehm klingendes Organ und die liebenswürdige Natürlichkeit seines Wesens schon vom ersten Augenblick an in Erich wachgerufen hatten, wurden von Gabor Sarlo durchaus erwidert. Und da er eine in ihrer Naivetät doppelt herzgewinnende Art hatte, seine Gefühle mit der Aufrichtigkeit eines Kindes an den Tag zu legen, so war es den beiden bald, als müsse ihre Bekanntschaft nicht nach Viertelstunden, sondern nach Monaten zählen.

Noch hatte man sich nicht vom Frühstückstische erhoben, als draußen zweimal rasch nach einander die Glocke anschlug.

„Das ist Dolly!“ rief Helene, die eilig aufgesprungen war. „Ich will selbst hinaus, um ihr zu öffnen.“

Sobald sie aus dem Zimmer war, kehrte sich Heinrich Vollart gegen Erich:

„Nun nehmen Sie Ihr junges Herz wohl in acht, mein lieber Herr von Brunneck! Denn es ist eine gefährliche kleine Zauberin, die Sie da kennen lernen werden.“

„Eine von Fräulein Helenens Freundinnen vermutlich? —“

„Ja — ein verflogenes Singvögelchen, das sich mit seiner Lerchenkehle uns allen ins Herz geschmeichelt hatte, noch ehe wir sein schmuckes Gefieder gesehen. Sie wissen ja, daß

meine Schlafstube nur durch eine dünne Wand von dem „möblierten Zimmer" unserer Nachbarin getrennt ist, ein Umstand, den ich in den letzten fünfzehn Jahren oft genug verwünscht habe, wie sehr er auch bei dem häufigen Wechsel von Fräulein Petersens Zimmerherren dazu beigetragen haben mag, meine Menschenkenntnis zu bereichern. Vor ungefähr zwei Monaten aber geschah es mir eines Morgens, daß ich durch den süßesten Nachtigallentriller, den je eines Menschen Ohr vernommen, aus dem Schlummer geweckt wurde. Und als ich mich verwundert im Bette aufsetzte, hörte ich, daß er aus Fräulein Petersens möbliertem Zimmer kam und ohne allen Zweifel aus einer jugendlich frischen Mädchenkehle. Von dem Augenblick an war ich in meine neue Nachbarin verliebt, soweit man die tugendhaften Empfindungen eines gebrechlichen Greises und musterhaften Familienvaters mit solcher Bezeichnung belegen darf. Ich wollte meine Entdeckung für mich behalten; aber schon am nächsten Tage kam meine kleine Hauselfe mit ganz verklärtem Gesichtchen zu mir ins Atelier, um in Ausdrücken höchsten Entzückens von dem holdseligen Gesang zu schwärmen, den sie durch die dünne Wand meines Schlafzimmers soeben erlauscht habe. Na, und Sie wissen ja, lieber Brunneck, wie diese Frauensleutchen nun einmal sind. Sobald etwas ihre Neugier erregt hat, haben sie keine Ruhe mehr, bis ihr feines Spürnäschen dies geheimnisvolle Etwas von allen Seiten beschnüffelt hat. Meine Helene ist keine von den schlimmsten; aber ihren wohlgemessenen Anteil von Evas Erbschaft hat sie doch auch mitbekommen, und ich möchte dich dringend warnen, mein lieber Gabor, jemals irgend welche kompromittierenden Schriftstücke in deinen Rocktaschen stecken zu lassen. Nur ein paar Tage, und sie hatte herausgebracht, was überhaupt herauszubringen war. Unsere neue Nachbarin war ein Fräulein Dolly Förster aus Hamburg, nach Ausweis des durch Fräulein Petersens Hände gegangenen Anmeldeformulars neunzehn Jahre alt und ihres Standes Gesangsschülerin. Das beste aber an der Auskunft, die mein Töchterchen uns überbrachte, war das auf Grund eigener Beobachtung aufgenommene Signalement, das schon mehr einem feurigen Dithyrambus glich und mich nicht wenig neugierig machte,

meine angebetete Sängerin ebenfalls von Angesicht zu sehen. Und wieder eine kleine Weile später — aber still, sie kommen —"

Die Thür ging auf, und in ihrem Rahmen stand zu Erichs grenzenloser Ueberraschung — Gabor Sarlos liebreizende Bacchantin in entzückendster Körperlichkeit vor ihm da. In weichen Falten floß das lange griechische Gewand, das so züchtig und doch so berückend verräterisch war, an einer schlanken Gestalt von wundervollstem Ebenmaß der Formen hernieder. Und wie eine schimmernde Aureole umrahmte das üppige, goldrote Haar ein süßes Schelmengesichtchen mit lachenden Augen und fein gezeichneten, schwellenden Lippen, die nur gemacht schienen, zu küssen und geküßt zu werden.

Mit einer bezaubernd anmutigen Bewegung des herrlich modellierten Halses wendete sie, noch immer auf der Schwelle stehend, das Köpfchen zurück. Und es war eine überaus drollige Mischung von Verlegenheit und halb unterdrücktem Uebermut im Klang ihrer Stimme, als sie halblaut fragte:

„Aber kann ich denn wirklich hinein gehen — in diesem Aufzuge? — Was soll man nur von mir denken?"

„Keine Sorge, Fräulein Dolly!" antwortete Heinrich Vollart statt seines gefragten Töchterchens. „Dieser junge Mann gehört ebenfalls zum Handwerk, und ich war eben im Begriff, ihm zu erzählen, wie großmütig Sie sich auf meine inständigen Bitten bereit gefunden haben, meinem Schüler für einen Studienkopf zu sitzen."

„Nun also, — ich könnte doch auch unmöglich wieder fortgehen, ohne Ihnen zu dem freudigen Familienereignis von ganzem Herzen Glück zu wünschen."

Ohne Erich, der sich respektvoll erhoben hatte, einen Blick zu schenken, war sie raschen Schrittes auf Heinrich Vollart zugetreten und hatte ihm ihre beiden Hände entgegengestreckt. Jede ihrer Bewegungen, so natürlich und ungezwungen auch immer sie erscheinen mochten, war von vollkommenster Grazie, und es hätte nichts von der Schönheitsfreude des echten Künstlers in Erich sein müssen, wenn er nicht mit Entzücken die klassische Form ihrer entblößten Arme und die wundervolle Bogenlinie ihres schimmernden Nackens betrachtet hätte.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Dolly,“ erwiderte der Maler. „Glück — ja, das können wir schon brauchen zu dem großen Wagnis. So zum Beispiel, daß Gabor für seine Bacchantin die große goldene Medaille bekäme. Da wäre er mit einem Schlage berühmt — und Sie dazu.“

„Ich?“ — Sie lachte hell auf, mit einem so süßen, trillernden Lachen, daß Erich sofort entschlossen war, alles daran zu setzen, um dies Lachen oft, recht oft zu hören. „Aber wer sagt Ihnen denn, daß mir an dieser Art von Berühmtheit auch nur das Allergeringste gelegen ist? Ich schäme mich im Gegenteil schon jetzt halb zu Tode bei dem Gedanken, in diesem Kostüm den Blicken von hunderttausend wildfremden Menschen preisgegeben zu sein.“

„Wirklich? Und später auf der Bühne? Werden Sie sich da auch halb zu Tode schämen, Fräulein Dolly?“

„Ah, das wäre etwas ganz anderes. Eine Künstlerin! — Aber so! — Da mich niemand kennt, werden die Leute sicherlich glauben, ich sei ein berufsmäßiges Modell.“

„Da du's nicht bist, ist das Opfer, das du Gabor gebracht hast, nur um so größer und schöner,“ schmeichelte Helene, ihren Arm zärtlich um den biegsamen Leib der Freundin schlingend. „Wenn er sich mit diesem Bilde einen Namen macht, so ist es ja mindestens zur Hälfte dein Verdienst.“

„Dagegen sollten Sie nachdrücklich protestieren, Herr Sarlo! Eine Braut muß von ihrem Verlobten eine so hohe Meinung haben, daß es in ihren Augen gar kein anderes Verdienst mehr neben dem seinigen giebt.“

„Wenn das Ihre Ueberzeugung ist,“ scherzte Heinrich Vollart, „wie beneidenswert wird dann der Glückliche sein, den Sie über kurz oder lang für den Verdienstvollsten aller Sterblichen halten!“

„O, bei mir — bei mir ist das etwas anderes! Ich glaube, daß ich von vornherein meine Ansprüche zu hoch geschraubt habe, und daß ich ihm deshalb niemals begegnen werde, diesem meinem leuchtenden Ideal. Aber ich habe auch vorläufig noch gar keine Sehnsucht danach — wahrhaftig, Sie dürfen mir's glauben.“

Helene hatte einen bittenden Blick des Besuchers aufgefangen, und sie beeilte sich daraufhin, ihn vorzustellen:

„Herr Leutnant von Brunneck, ein ehemaliger Schüler meines Vaters und — wie ich hoffentlich hinzufügen darf — ein Freund unseres Hauses.“

Er hätte sich vor einer Prinzessin nicht tiefer verbeugen können; sie aber neigte nur leicht, fast hoheitsvoll, das holde Köpfchen.

„Sagten Sie nicht vorhin, Herr Vollart, der Herr sei ebenfalls Künstler? Es war nicht hübsch, daß Sie mich damit hintergangen haben. Denn ich wäre sonst doch wohl schwerlich so hereingekommen.“

Mit großer Feierlichkeit verteidigte sich der Maler gegen ihren Vorwurf und klärte sie über den Sachverhalt auf. Ein rascher, neugieriger Blick der schillernden Nixenaugen glitt über Erich dahin. Und unter diesem Blick, der ihm trotz seiner Flüchtigkeit das Blut rascher zum Herzen trieb, fühlte er die unabweisbare Verpflichtung, doch auch endlich etwas zu sagen.

„Ich würde untröstlich gewesen sein, mein gnädiges Fräulein, wenn meine Gegenwart Sie verscheucht hätte. Denn ich wäre dadurch ja zugleich um das Vergnügen gekommen, das Urbild der von mir so aufrichtig bewunderten Bacchantin kennen zu lernen.“

„Ein Verlust, den Sie hoffentlich überlebt haben würden,“ erwiderte sie mit plötzlich verändertem Gesichtsausdruck so kühl abweisend, daß er zu seiner Beschämung inne wurde, sich in der Form der beabsichtigten Galanterie recht gründlich vergriffen zu haben. Und er konnte die Ungeschicklichkeit nicht einmal wieder gut machen, denn Fräulein Dolly kehrte ihm alsbald den Rücken und wendete sich gegen Gabor Sarlo:

„Mit unserer Sitzung ist es heute natürlich nichts. Nein, nein, machen Sie kein so verlegenes Gesicht. Ich würde sie Ihnen sogar verweigern, wenn Sie mich himmelhoch darum bäten. Denn erstens gehören Sie heute ganz und gar Ihrem Bräutchen, und zweitens brächten Sie ohne allen Zweifel in dieser Stimmung doch nichts Ordentliches zu stande. Ich lasse also die Herrschaften wieder allein mit ihrem jungen Glück.“

Helene erfaßte ihren Arm, um sie mit zärtlicher Bitte zurückzuhalten; aber Dolly machte sich lachend los:

„Glaubst du kleine Komödiantin etwa, ich wüßte nicht recht gut, was dir jetzt das Liebste ist? Eine Frau braucht das Verliebtsein noch gar nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt zu haben, um in der Seele eines eben verlobten Mädchens lesen zu können. Solche Augenblicke der höchsten Wonne vertragen keine lästigen Zeugen. Aber wenn ihr mich heute abend auf ein Stündchen haben wollt, werde ich kommen."

Damit gab man sich denn auch zufrieden. Fräulein Dolly lächelte dem alten und dem jungen Maler freundlich zu, küßte Helene noch einmal herzlich auf die frischen Lippen und schlüpfte behend hinaus, Erichs ehrfurchtsvollen Gruß auch diesmal nur mit einem leichten, kaum merklichen Kopfnicken erwidernd.

„Nun, was habe ich Ihnen gesagt?" fragte Heinrich Vollart. „Ist sie eine Zauberin oder ist sie's nicht?"

„Sie ist ein entzückendes Geschöpf. Und wenn sie ebenso bezaubernd singt, als sie bezaubernd zu lachen weiß, wird ihr bald genug alle Welt zu Füßen liegen."

„Sie aber wird aller Welt eines dieser reizenden Füßchen auf den Nacken setzen, und sich wie ein Kobold über die schwärmenden Verehrer lustig machen. Wahrhaftig, ich glaube, es wäre ein ebenso undankbares wie gefährliches Beginnen, sich zu ihrem Sklaven zu machen. Und ich möchte Sie noch einmal allen Ernstes gewarnt haben, mein lieber Brunneck, wäre es auch nur, um nachher meine Hände in Unschuld waschen zu können. Uebrigens sind Sie natürlich zu heute abend ebenfalls geladen."

Seit dem Augenblick, wo Dolly ihr Wiederkommen für den Abend zugesagt, hatte Erich diese Einladung heiß ersehnt, und ein Wort freudiger Zusage wollte sich ihm nun, da sie wirklich erfolgt war, auf die Lippen drängen. Daß es dennoch ungesprochen blieb, war sicherlich nicht eine Folge von Heinrich Vollarts scherzhafter Warnung. Ein Anderes war plötzlich hindernd und beinahe drohend dazwischen getreten — ein düster mahnendes Erinnerungsbild, das ein leises, zufälliges Knistern des in seiner Brusttasche ruhenden schwarzgeränderten Briefchens heraufbeschworen. Er hatte wieder seines Oheims Schlafzimmer vor sich gesehen mit den flackernden Kerzen zu Häupten des Totenbettes, und mit der dunklen schlanken Mädchengestalt, die schluchzend neben diesem Bette kniete, das Gesicht in den Kissen

verborgen. Es war ihm, als müsse das schwarzhaarige Köpfchen sich bei dem fröhlichen Ja, das seine Lippen sprechen wollten, jäh erheben, als müßten die großen, unkindlich ernsten Augen sich in anklagendem Staunen, in stummem Vorwurf auf ihn richten, wie wenn sie fragen wollten: Erfüllst du so deine Gelöbnisse? Soll ich an deinen redlichen Willen glauben und an deine Kraft, die schwere Schuld zu sühnen, wenn schon beim ersten Schritt auf dem neuen Wege ein helles Mädchenlachen hinreicht, deine Sinne zu verwirren und alle deine Gedanken gefangen zu nehmen?

Die Erinnerung war noch zu frisch und seine guten Vorsätze noch zu jung, als daß sie nicht hätten Herren werden sollen über die lockende Versuchung. Einen Augenblick nur hatte er mit der Antwort gezögert; dann erwiderte er mit einer höflichen Bestimmtheit, die keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte aufkommen lassen sollte:

„Ich danke Ihnen, lieber Meister; aber ich habe mich für den Abend leider schon versagt. Ein anderes Mal vielleicht, wenn Sie mir's freundlich gestatten. Und ich darf also noch heute mit der Suche nach einem gemeinsamen Atelier beginnen, Herr Sarlo?"

„Gewiß! Und ich sage Ihnen im voraus, daß ich mit allem einverstanden sein werde, was Ihnen geeignet scheint. Ein bißchen brauchbares Licht und ein Plätzchen, wo ich meine Staffelei aufstellen kann, mehr habe ich ja nicht nötig."

Erich machte Miene, sich zu verabschieden. Aber so vollständig war der Triumph seiner guten Vorsätze doch nicht gewesen, daß seine Gedanken nicht immer wieder zu der reizenden Erscheinung zurückgekehrt wären, die wie ein luftiges Phantasiegebilde für einen nur zu flüchtigen Moment an ihm vorübergeschwebt war. Und nachdem er Heinrich Vollart bereits die Hand geschüttelt hatte, blieb er noch einmal zaudernd stehen, um zu fragen:

„Sie wollten mir vorhin noch mehr von Ihrer liebenswürdigen Nachbarin erzählen. Ihr Auftreten und ihre Ausdrucksweise lassen vermuten, daß sie von guter Herkunft ist. Und im anderen Fall würde sich ja auch Fräulein Helene kaum mit ihr befreundet haben."

„Hm!“ machte der Maler, indem er seine Stirn in geheimnisvolle Falten zog. „Damit hat es nun so seine besondere Bewandtnis. Klug und weltgewandt ist Fräulein Dolly jedenfalls. Ob sie viel gelernt hat, weiß ich nicht. Und was ihre Herkunft angeht, so hat sie gleich am ersten Tage unserer näheren Bekanntschaft nach der Weise eines gewissen Schwanenritters gesungen: ‚Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen, woher ich kam der Fahrt, noch wie mein Nam' und Art.‘ Sie stammt aus Hamburg, und ihre Familie ist nicht damit einverstanden, daß sie sich der Bühne zu widmen gedenkt. Soviel hat sie uns anvertraut mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß sie nach Weiterem nicht gefragt sein möchte. Und wir sind natürlich seitdem allstündlich darauf gefaßt, daß sie sich uns als ein verstoßenes Königskind oder etwas dergleichen enthüllen werde.“

„Nein, Herr von Brunneck, das ist wieder eine von meines Vaters poetischen Uebertreibungen,“ berichtigte Fräulein Helene. „Erstens wissen wir ganz genau, daß es in Hamburg überhaupt keine Königskinder oder dergleichen giebt, und zweitens ist Dolly nicht im mindesten bemüht, sich dadurch, daß sie sich mit dem Schleier eines interessanten Geheimnisses umgiebt, in unsern Augen zu etwas Besonderem zu machen. Sie will für eine junge Dame aus guter bürgerlicher Familie gehalten sein. Und als eine solche dürfen auch Sie auf meine Verantwortung hin sie getrost ansehen.“

Erich verbeugte sich, indem er zugleich wegen seiner vielleicht ungeschickten Bemerkung um Entschuldigung bat. Dann brach er wirklich auf, und Gabor Sarlo gab ihm bis zur Korridorthür das Geleit.

„Ich möchte den Meister nicht zu oft in seiner Arbeit stören,“ sagte Erich, als sie da miteinander allein waren. „Zwischen uns aber dürfte in der nächsten Zeit doch mancherlei zu besprechen und zu überlegen sein. Wollen Sie mir irgend einen Ort vorschlagen, an dem wir uns vielleicht des Abends zwanglos treffen können?“

Der Ungar dachte nach.

„Ich würde Sie einladen, zu mir zu kommen,“ meinte er dann ohne alle Verlegenheit mit seinem liebenswürdigen, ge-

winnenden Lächeln, „aber in meinen vier Wänden sieht es leider nicht so aus, daß ein Besucher sich darin behaglich fühlen könnte. Und in das ‚Schweinchen‘ werden Sie am Ende auch nicht kommen wollen.“

„Das ‚Schweinchen‘ — was ist denn das?“

„Ach, so eine Art von Künstlerkneipe — eine kleine Weinstube in der Luisenstraße, wo ich in der Regel des Abends auf ein Stündchen vorspreche, und wohin auch der Meister mich manchmal begleitet, wenn er besonders gut aufgelegt ist. Die Gesellschaft ist zuweilen recht interessant. Aber ein bißchen Verschrobenheit und Ausgelassenheit muß man gewöhnlich auch mit in den Kauf nehmen.“

„Nun, ich bin ja noch nicht so alt und so griesgrämig, daß mir jugendliche Ausgelassenheit notwendig Anstoß erregen müßte,“ sagte Erich lächelnd. „Ich fürchte nur, von den Herren Künstlern als ein unberufener Eindringling angesehen zu werden.“

„Ach, was das betrifft, dürfen Sie ganz unbesorgt sein. Es ist durchaus keine geschlossene Gesellschaft, und jeder, der im Notfall gute Miene zum bösen Spiel zu machen versteht, ist ohne weiteres willkommen.“

„Nun wohl, wenn Sie die Verantwortung auf sich nehmen wollen, werde ich mich einfinden. An einem der nächsten Tage — sagen wir: übermorgen abend zehn Uhr. Ist's Ihnen so recht?“

„Vollkommen. Ich werde rechtzeitig da sein, um Sie einzuführen, soweit es solcher Einführung überhaupt bedarf.“

Er beschrieb ihm genau die Lage des, wie er sagte, etwas versteckten Lokals, und mit einem von beiden Seiten gleich herzlichen „Auf Wiedersehen!“ schüttelten sie sich die Hände.

Eben hatte Erich seinen Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt, als es perlend und silberhell wie ein jubelnder Lerchentriller an sein Ohr schlug. So frisch und glockenrein klangen diese süßen Töne, daß er wohl auch dann lauschend stehen geblieben wäre, wenn er nicht gewußt hätte, wer die unsichtbare Sängerin sei. Jetzt aber, da er es wußte, horchte er mit verhaltenem Atem und mit einer Aufmerksamkeit, die ganz das Aussehen andächtigen Entzückens hatte.

Wenn sie doch ein Lied sänge oder eine Arie! dachte er, voll sehnlichen Verlangens, den ganzen Liebreiz ihrer Stimme

kennen zu lernen. Aber Fräulein Dolly erfüllte ihm diesen Herzenswunsch nicht. Nur ein paar Läufer und Triller; dann wurde es wieder still hinter ihrer Thür. Und Erich eilte so raschen Schrittes die Treppe hinab, als wäre ihm erst jetzt das Bewußtsein der Gefahr gekommen, der er sich durch sein Verweilen abermals leichtfertig ausgesetzt.

Achtes Kapitel.

Trotz Gabor Sarlos genauer Beschreibung hatte Erich zwei Tage später zur verabredeten Abendstunde einige Mühe, das „Schweinchen" ausfindig zu machen. Denn der durch eine matt brennende rote Laterne bezeichnete Eingang befand sich unscheinbar und versteckt weit hinten im halbdunklen Thorweg eines Hauses, das sicherlich zu den ältesten des ganzen Stadtviertels zählte. Aber als er ihn endlich entdeckt hatte, wurde ihm zugleich die Ursache der seltsamen Benennung offenbar. Denn über der Thür baumelte als Wahrzeichen des Lokals ein abenteuerliches Gebilde, das mit seinen vier kurzen Beinchen und seinem unförmlichen Leibe einem wassersüchtigen Ferkel gar nicht so unähnlich sah. Nach einem kleinen Kopfzerbrechen kam Erich auf die scharfsinnige und wahrscheinlich auch zutreffende Vermutung, daß es sich um einen jener, aus einem Tierfell hergestellten, Weinschläuche handle, wie sie in vergangenen Zeiten irgendwo bräuchlich gewesen, und er fand, daß für einen rechten Weintrinker etwas eigentümlich Anheimelndes in diesem originellen Wirtshausschilde sein müsse.

Ein paar ziemlich halsbrecherische Stufen führten ihn in die Tiefe. Und noch ehe er sich in dem schlecht beleuchteten Raume orientiert hatte, den er durch eine mit weißen Gardinen verhängte Glasthür betreten, stand Gabor Sarlo schon vor ihm.

„Ich freue mich, daß Sie's wirklich gewagt haben, Herr von Brunneck! Und ich denke, Sie haben es gut getroffen. Denn es ist heute eine Dame in der Gesellschaft. Und ihre Gegenwart dürfte der Unterhaltung einigen wohlthätigen Zwang auferlegen."

Er führte ihn durch das erste Zimmer, darin sich nur ein einziger, melancholisch blickender Gast befand, in den anstoßenden,

von lebhaftem Stimmengeschwirr erfüllten Raum. Im ersten Moment vermochte Erich kaum irgendwelche Einzelheiten zu unterscheiden; denn ein bläulicher Nebel mißduftigen Cigarettenrauchs hüllte alles in seinen dichten Schleier. Allmählich aber tauchte eine Anzahl bärtiger und unbärtiger Gesichter aus der Wolke auf. Und der Ankömmling sah etwa ein Dutzend zumeist noch jugendlicher Gestalten um den einzigen schmalen und ungedeckten Tisch gruppiert, der inmitten des niedrigen, langgestreckten Gemaches stand. Am unteren Ende befanden sich noch ein paar leere Stühle, und als er unter plötzlich eingetretenem allgemeinem Schweigen mit seinem Begleiter dort angelangt war, erfolgte in ziemlich summarischer Weise die Vorstellung, bei der Erich eine lange Reihe unbekannter Namen hörte, von denen zunächst nur ein einziger in seinem Gedächtnis haften blieb. Es war der seines Tischnachbarn, eines ungewöhnlich großen und breitschulterigen Menschen mit kurz geschorenem, borstenartig emporstehendem, rötlichblondem Haar und stark hervortretenden, wässerig-lichtblauen Augen.

„Herr Arvid Cederskjöld, Schriftsteller und Maler," hatte Gabor Sarlo ihn vorgestellt. Und der Rotblonde hatte, Erichs Verbeugung höflich erwidernd, mit einer leichten Handbewegung gegen die ihm gegenüber sitzende Dame hin, aus eigenem Antrieb hinzugefügt:

„Frau Signe Cederskjöld, meine Gattin."

Seine Aussprache verriet, daß ihm das Deutsche einige Mühe machte, und daraus mochte sich wohl auch die etwas sonderbare Form dieser Vorstellung erklären.

Vom andern Ende des Tisches her aber rief eine dünne, hohe Stimme, die unangenehm krähend klang, wie die eines vorlauten Kindes:

„Wundern Sie sich nicht, mein Herr, wenn er's Ihnen in jeder Minute dreimal wiederholen sollte: ‚Frau Signe Cederskjöld, meine Gattin!' — Sie ist's nämlich erst seit vierzehn Tagen. Und sein Stolz auf den neuen Besitz ist darum einigermaßen begreiflich. — Uebrigens, nichts für ungut, mein edler Olaf Tryggvason! Spaß muß sein, — Skal!"

Erich wandte den Blick nach der Richtung, aus der die fatale Stimme kam, und sah, daß der Sprechende, der eben das

Glas erhob, um seinem rotblonden Tischnachbarn zuzutrinken, ein schmächtiges, bartloses Bürschchen war mit eckigen Schultern und einem richtigen Faunsgesicht, das lediglich abstoßend gewesen wäre, wenn sich nicht über den kleinen, verschmitzten, boshaften Augen und der platten Nase eine so prachtvolle, edel geformte Stirn gewölbt hätte, wie er sie in gleicher Schönheit bisher nur an dem Zeuskopfe von Otricoli bewundert hatte. Er fand seine Bemerkung in hohem Grade geschmacklos; aber die Tafelrunde schien darüber anderer Meinung, denn es gab ringsum nur beifällig lächelnde Gesichter. Und auch der Gehänselte fühlte sich offenbar nicht verletzt, da er mit unbeweglich ruhiger Miene dem Spötter Bescheid that.

Frau Signe Cederskjöld aber rief mit heller, auffällig wohltönender Stimme über die ganze Länge der Tafel hinweg:

„Sie bringen sich nachgerade in einen häßlichen Verdacht, Doktor Roberti! Da Sie nicht müde werden, auf meinen Mann zu sticheln, könnte man beinahe glauben, daß nur der Neid aus Ihnen spricht."

Auch sie bediente sich des Deutschen mit einer gewissen Unbeholfenheit und mit dem eigentümlichen Tonfall der Skandinavierin. Aber was sie sagte, klang darum nur um so anmutiger und drolliger. Und Erich, der sein weibliches Gegenüber erst jetzt etwas schärfer ins Auge faßte, fand, daß ihre Art zu sprechen vortrefflich mit ihrer ganzen äußeren Erscheinung harmonierte. Sie war sehr klein, noch unter Mittelgröße, und ihr mageres Figürchen schien trotz der bauschigen Bluse und anderer kleiner Hilfsmittel, die eine gewisse frauenhafte Fülle vortäuschen sollten, so zart und zierlich wie die unentwickelte Gestalt eines Kindes. Das aus einer duftigen weißen Halskrause hervortauchende Köpfchen aber war von einem ganz eigenen, pikanten Reiz, der sich freilich nur dann offenbaren mochte, wenn sie, wie in diesem Augenblick, mit lachendem Munde eine lustige Bemerkung machte. Denn ihr Gesicht war an und für sich durchaus nicht schön. Im Zustande der Ruhe und mit geschlossenen Augen wäre es einem unbeeinflußten Beobachter vielleicht sogar geradezu häßlich erschienen. Erst wenn der verhältnismäßig viel zu große Mund sich beim Sprechen so unnachahmlich schalkhaft verzog, wenn sich auf den schmalen

Wangen zwei allerliebste Grübchen bildeten und in den lebhaften, braunen Augen allerlei kleine Schelmenteufelchen ihr Wesen zu treiben anfingen, gewann dies ungemein bewegliche Antlitz einen Liebreiz, der die Unregelmäßigkeit der Züge und alle andern Mängel völlig vergessen machte.

„Aber gewiß beneide ich ihn," krähte Doktor Roberti zurück. „Es wäre die dümmste Heuchelei, wenn ich ein Geheimnis daraus machen wollte. Olaf Tryggvason ist ohne allen Zweifel ein Mann von den vorzüglichsten Eigenschaften des Körpers und Geistes. Und ich finde es gar nicht wunderbar, daß er unsereinen aus dem Felde schlägt, wenn es gilt, um Frauengunst zu werben. Aber Sie können unmöglich erwarten, Frau Signe, daß ich mich auch noch darüber freue. Ein anderer an meiner Stelle würde vielleicht mit düsterem Augenrollen Heinrich Heine citieren: ‚Es ist eine alte Geschichte —' und so weiter. Ich aber bin ein Feind aller Plagiate und ziehe es darum vor, meinem Schmerze auf die Art Luft zu machen, die mir nun einmal die natürlichste ist."

Wieder lachte und lächelte man ringsumher. Nur Arvid Cederskjöld bewahrte seinen gleichmütigen Ernst. Und indem er die großen, wasserblauen Augen auf den schmächtigen Doktor richtete, sagte er sehr ruhig:

„Weshalb nennen Sie mich immer Olaf Tryggvason? Wissen Sie denn überhaupt, wer es ist gewesen?"

„Gott bewahre — ich habe keine blasse Ahnung. Irgendwo muß ich 'mal eine alte nordische Ballade gelesen haben, in der davon die Rede ist, daß ein heldenhafter Jüngling dieses Namens mitsamt seinem Drachenschiff auf dem Meere verschollen ist. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich kann mir nun 'mal diesen Verschollenen nicht anders vorstellen als in Ihrer Maske. Und es ist doch keine Beleidigung — wie?"

„O nein, es ist nicht; denn Olaf Tryggvason war ein sehr starker und tapferer Mann, der ohne Besinnen erschlug, wer es wagte — wie sagt man, Signe? — anzutasten an seine Ehre."

Er sagte es sehr freundlich, ohne den allergeringsten Nachdruck. Und es war eigentlich seltsam, daß unter dem ruhigen Blick der hellen Augen, die jetzt langsam von einem zum andern

wanderten, überall das spöttische Grinsen von den Gesichtern verschwand. Nur Doktor Roberti zog seinen häßlichen Mund noch breiter und meinte geringschätzig:

„Bis er dabei eines Tages an den Unrechten kam, nicht wahr? — der ihn und seinen Kahn in die tiefsten Tiefen der nordischen See versenkte. Und der andere war vielleicht nicht einmal einer von dem Goliathsschlage, sondern nur ein bißchen schlauer und zäher. Sie wissen gar nicht, mein lieber Tryggvason der zweite, wieviel in alten und in neuen Zeiten einzig mit Schlauheit und Zähigkeit schon ausgerichtet worden ist!"

„O ja — ich weiß. Aber die von dem Goliathsschlage müssen nicht immer notwendig auch die Dümmeren sein."

„Na, wir wollen nicht weiter darüber reden. Denn die akademische Erörterung könnte sonst am Ende gar noch auf ein persönliches Gebiet geraten. Auf Ihre Gesundheit, Frau Signe! Wann werden wir Sie denn nun endlich zum erstenmal auf den weltbedeutenden Brettern bewundern dürfen?"

„Hoffentlich bald!" gab sie heiter zurück. „Die Uebersetzung von Arvids Schauspiel wird in einigen Tagen vollendet sein. Und Direktor Halm hat mir feierlich versprochen, daß ich in der Hauptrolle auftreten soll. Ach, ich kann es gar nicht sagen, wie ich mich darauf freue!"

„Natürlich! Der Erfolg ist ja auch bombensicher. Ein Maler, den das Publikum zuerst aus seinen Theaterstücken kennen lernt. Und eine Schauspielerin, die sich mit ihren Augen und ihren Wangengrübchen verständlich macht, wenn etwa ihre Kenntnis der deutschen Sprache sie an einer entscheidenden Stelle im Stich lassen sollte. Wenn das noch nicht zieht, giebt es überhaupt keine Anziehung mehr. Und Direktor Halm müßte sich sehr schlecht auf das Geschäft verstehen, wenn er etwa auch diesmal nach alter, lieber Gewohnheit seine feierlichen Versprechungen nicht hielte."

„Pfui, Sie sind abscheulich!" schmollte Frau Signe. „Und ich werde ganz gewiß heute abend kein Wort mehr mit Ihnen reden."

Sie kehrte ihm sehr demonstrativ den Rücken und begann alsbald eine halblaute, lebhafte Unterhaltung mit ihrem Nachbar, einem flaumbärtigen Jüngling mit müdem, elegischem

Gesichtsausdruck und beständig halb geschlossenen Augen, die immer wie durch einen Schleier zu blicken schienen.

„Wer ist denn eigentlich dieser liebenswürdige Doktor Roberti?" fragte Erich leise. Und Gabor Sarlo gab ebenso zurück:

„Wie? — Sie kennen ihn nicht? Haben Sie denn seinen Roman ‚Götzendienst' nicht gelesen und seine glänzenden Aufsätze in der ‚Jungdeutschen Revue'? Er ist einer der geistreichsten Köpfe der ganzen revolutionären Bewegung, und hier glaubt jeder felsenfest an seine große Zukunft."

„Ich muß leider meine völlige Unkenntnis eingestehen," bekannte Erich, der den Namen des berühmten Mannes heute zum erstenmal gehört hatte. „Und mein anmutiges Gegenüber? Sie ist Schauspielerin von Beruf?"

„Ja — eine Schwedin aus Finland, die in ihrer Heimat schon große Triumphe gefeiert haben soll. Aber ihr dortiger Wirkungskreis war ihr zu eng, und sie kam nach Berlin, um sich für die deutsche Bühne auszubilden. Den Mitgliedern dieses Kreises war sie seit Monaten bekannt; aber ihre Verheiratung mit Arvid Cederskjöld war eine große Ueberraschung für uns alle. Denn niemand hatte etwas davon bemerkt, daß sie sich für einander interessierten."

Sie mußten ihre geflüsterte Unterhaltung abbrechen, da der, dessen Namen Gabor soeben genannt, sich in seiner gelassen höflichen Weise an Erich wendete, um irgend eine verbindliche Bemerkung zu machen, die offenbar nur seinen guten Willen zur Eröffnung eines Gespräches bekunden sollte. Und gern ging der Angeredete auf seine freundliche Absicht ein, da Wesen und Art des Mannes ihn von vornherein sehr wohlthuend angemutet hatten. Ein paar Minuten nur, und es war ihm zur angenehmen Gewißheit geworden, daß er sich in seinem günstigen Urteil nicht übereilt habe. Denn Arvid Cederskjöld erwies sich in der Unterhaltung als ein gründlich gebildeter, feinfühliger und klar denkender Mann, dessen Aeußerungen trotz ihrer vielfach etwas holprigen Form keinen Zweifel darüber ließen, daß nichts Leeres, Oberflächliches oder Unaufrichtiges in seinem Wesen sei. Während um sie her das Durcheinander lauter Stimmen bald wieder zu demselben Lärm

anschwoll, der bei dem Eintritt des neuen Ankömmlings geherrscht hatte, vertieften sie sich, von den Uebrigen wenig beachtet, immer mehr in ihr ruhiges Sondergespräch. Und so ganz hatte Erich allgemach seine sonstige Umgebung vergessen, daß er es peinlich, wie die unerwartete Berührung mit etwas Widrigem empfand, als er abermals die hohe, beinahe kreischende Stimme des Doktor Roberti vernahm, diesmal sogar aus größerer Nähe als vorhin.

Er blickte auf und sah zu seiner Ueberraschung die kleine, dürftige Gestalt des Doktors hinter dem Stuhl der jungen Schauspielerin, die ihren geschmeidigen Oberkörper so weit zurückgelehnt hatte, daß die anscheinend sehr lebhafte Unterhaltung der beiden dadurch in den Augen der andern notwendig den Charakter einer besonderen Vertraulichkeit gewinnen mußte. Von dem, was sie mit einander sprachen, war nicht viel zu verstehen; nur das unangenehme, hämische Lachen des Schriftstellers ließ hier und da darauf schließen, daß er eifrig bemüht sei, die junge Frau durch seine geistreichen Bemerkungen zu amüsieren. Und dies Bestreben war offenbar nicht ganz ohne Erfolg; denn auch Frau Signe kicherte wiederholt sichtlich belustigt in sich hinein. Und wenn sie zuweilen wie erzürnt das pikante Köpfchen zurückwarf, so ließ doch jedesmal das Spiel ihrer lebhaften Augen gleichzeitig den ziemlich sicheren Schluß zu, daß ihre Entrüstung keine allzu ernsthafte sei.

Erich warf einen forschenden Blick auf seinen Tischnachbarn; aber in Arvid Cederskjölds gleichmütigem Antlitz veränderte sich auch jetzt keine Linie. Wohl zehn Minuten lang noch setzte er das Gespräch so ruhig fort, als hätten die Vorgänge an der anderen Seite der Tafel für ihn nicht das mindeste Interesse. Und erst, als sie das zuletzt angeschlagene Thema vollständig erschöpft hatten, sagte er:

„Ich kann leider heute nicht länger das Vergnügen haben Ihrer Unterhaltung; aber ich würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie uns wollten gelegentlich besuchen in unserer Wohnung. Wir sind vorläufig abgestiegen in Janssons Hotel in der Mohrenstraße. Und die Vormittage wir sind immer zu Haus.“

— - ——

Erich, dem der riesenhafte junge Schwede aufrichtig gefiel, erwiderte ihm, daß er von seiner Einladung gern Gebrauch machen werde. Arvid Cederskjöld drückte ihm die Hand und schob seinen Stuhl zurück, um sich zu erheben. Die junge Frau, die seine Absicht wahrnahm, rief ihm, ohne ihre Stellung zu ändern, mit leichtem Stirnrunzeln einige Worte in schwedischer Sprache zu. Und in demselben für die andern unverständlichen Idiom erfolgte auch seine Antwort — freundlich und gelassen, aber in einem Ton, dessen eigentümliche Bestimmtheit nichtsdestoweniger etwas Befehlendes hatte.

Frau Signe wollte, wie es schien, noch eine weitere Einwendung erheben. Aber sie kam nicht über die ersten Worte hinaus, da Cederskjöld bereits aufgestanden war und seine blauen Augen unverwandt auf ihr ruhten mit einem Blick, den sie hinlänglich kennen mochte, um zu wissen, daß jeder fernere Widerspruch vergeblich sein würde. Um ihre Mundwinkel zuckte es trotzig, und es hatte einen etwas gezwungen heiteren Klang, als sie sich gegen Roberti wendete:

„Guten Abend denn für heute, Doktor! Sie sehen, daß mein Mann das Bedürfnis hat, schlafen zu gehen."

„Ich beklage Sie, Frau Signe! Aber ich habe Ihnen ja vorausgesagt, er würde Sie schrecklich tyrannisieren."

Es war wie eine vertrauliche Bemerkung gesprochen; aber doch absichtlich laut genug, um auch von Cederskjöld verstanden zu werden. Doch wenn es des Doktors Wunsch gewesen war, ihn damit zu einer Entgegnung zu reizen, so sah er sich in seiner Erwartung betrogen. Denn der rotblonde Hüne würdigte ihn weder eines Wortes, noch eines Blickes. Er wartete, bis seine Frau um den Tisch herum zu ihm gekommen war, und reichte ihr dann ritterlich seinen Arm. Während sie der Thür zuschritten, blieb er, nachdem er sich mit einer kleinen Verbeugung und einem kurzen Wort von der Gesamtheit der Anwesenden verabschiedet hatte, ganz stumm. Frau Signe aber, die ihre gute Laune schon wieder vollständig zurückgewonnen zu haben schien, hatte auf jede der mehr oder minder witzigen Bemerkungen, die man ihr zurief, eine muntere und schlagfertige Antwort, so daß ohne Ausnahme die Lacher auf ihrer Seite blieben.

Sobald sie hinaus waren, fragte einer:

„Sie sind ja beinahe allwissend, Doktor — kennen Sie nicht vielleicht auch schon Arvid Cederskjölds vielberufenes Schauspiel?“

„O ja, ich kenne es — wenigstens zum Teil. Frau Signe hat mir den ersten und den letzten Akt vollständig vorgespielt.“

„Wie? — Wann? — Wo?“ klang es in neugierigem Durcheinander.

Doktor Roberti aber verzog die schmalen Lippen zu einem Lächeln, das in Erich den lebhaften Wunsch aufsteigen ließ, es möchte sich jemand veranlaßt sehen, ihm eine Ohrfeige zu geben.

„Sie werden mir gestatten, meine Herren, das als mein Geheimnis zu bewahren.“

„Ja, wir gestatten es Ihnen,“ sagte der junge Mann mit den müden Augen, und der Klang seiner Stimme war ebenso matt und hinsterbend wie sein verschleierter Blick. „Aber das Stück? Ist es auch ein Geheimnis? Glauben Sie, daß es Erfolg haben werde?“

„Ohne Zweifel — wenn auch vielleicht einen Erfolg von anderer Art, als der Dichter ihn erhofft. Denn ich vermute, daß unser geliebtes Premieren-Publikum Arvid Cederskjölds Schauspiel ohne Gnade auslachen dürfte.“

„Ah, glauben Sie wirklich? Nun ja, was kann man denn am Ende auch Großes von diesem sonderbaren Heiligen erwarten?“

„O, so ist es nicht gemeint. Diese armseligen Narren werden sein Stück auslachen, nicht weil es lächerlich ist, sondern weil sie es nicht verstehen. Geister von seinem Schlage erobern sich nicht gleich beim ersten Anlauf die Welt. Er steht zu hoch über dem Durchschnitt, und er hat zu viel künstlerisches Schamgefühl, um zu dem Niveau der großen Masse hinabzusteigen. Vielleicht gelingt es seiner stiernackigen Beharrlichkeit, diese stumpfsinnige Masse endlich zu sich hinauf zu zwingen. Aber ich glaube nicht recht daran. Ja, wenn ihm ein Johannes der Täufer erstände, der vor ihm hergeht mit dem Rufe: Gebet acht — ich bin der Verkündiger des Größeren, der nach mir kommen wird! — Aber so!“

„Nun, Doktor Roberti," meinte einer aus der Tafelrunde mit unverhohlener Ironie, „wenn Sie eine so hohe Meinung von ihm haben, weshalb übernehmen dann nicht Sie selber die dankbare Rolle dieses Predigers in der Wüste? Gerade Sie haben wie kein anderer das Zeug dazu. Und an dem nötigen Einfluß fehlt's Ihnen ja auch nicht."

Eine verständnisvolle Heiterkeit machte sich ringsum bemerklich.

Doktor Roberti aber erwiderte ganz ernsthaft: „Möglich, daß ich mich eines Tages dazu veranlaßt sehe — später, wenn ich die nötige Unbefangenheit aufbringen kann, denn, ohne Spaß, es ist schade um den Mann. Diese verrückte Heirat richtet ihn zu Grunde."

„Es war einmal ein Fuchs," begann unten am Tische einer in affektiert lehrhaftem Tone, „den gelüstete nach einer Traube. Aber weil sie zu hoch hing, als daß er sie hätte erreichen können, sagte er — —"

„Die Pointe können Sie sich sparen," fiel Roberti mit einer geringschätzigen Grimasse ein. „Und ich nehme es Ihrem Spatzenhirn nicht weiter übel, wenn es meinen Worten eine so armselige Deutung giebt. Die aber, die mich besser kennen wissen sehr gut, daß ich mir die Trauben, nach denen mich's wirklich gelüstet, auch zu holen weiß. Und Fräulein Signe Klingenstjerna gehörte vielleicht nicht einmal zu denen, die am höchsten hingen."

„Es ist die merkwürdige Schwäche der Frauen für das Häßliche, die Ihnen Ihre unbegreiflichen Erfolge verschafft," sagte der junge Mann mit der ersterbenden Stimme. „Man kann es Ihnen zugestehen, ohne Sie darum zu beneiden. Aber was meinten Sie eigentlich damit, daß Sie sagten, diese Heirat richte Arvid Cederskjöld zu Grunde?"

„Mein Gott, wie traurig es doch um das Begriffsvermögen so eines symbolistischen Lyrikers bestellt ist!" spottete Roberti. „Aber ich weiß ja, daß man Ihnen die einfachsten Dinge immer erst erklären muß, und darum will ich's Ihnen sagen: Diese allzu lebhafte und allzu genußhungrige, junge Frau wird ihres ernsthaften, tiefgründigen Riesen eines Tages überdrüssig werden und wird ihn mit dem ersten besten, der

ihr gerade in den Weg läuft, hintergehen. Das wäre nun an und für sich ja weder etwas Ungewöhnliches, noch etwas besonders Aufregendes, und kaum der Mühe wert, darüber zu reden, wenn es nicht eben diesen Arvid Cederskjöld träfe. Aber von allen Menschen, die ich kenne, hat sicherlich keiner so wenig das Talent, mit Anstand und Würde den betrogenen Ehemann zu spielen, wie er. Ich will nicht prophezeien, was sich ereignen wird; aber eine unterhaltsame Komödie für das Residenztheater könnte man sicherlich nicht daraus machen."

„Wenn das Ihre Auffassung von der Sache ist, sollten Sie doch recht sehr auf Ihrer Hut sein, Doktor Roberti," warf der junge Mann, der das Gleichnis von dem Fuchs und den Trauben vorgebracht hatte, sarkastisch ein. „Es würde ihm gar keine besondere Mühe machen, Sie zwischen zwei Fingern seiner rechten Hand zu zerreiben wie einen — —"

„Der Reichtum Ihrer zoologischen Bilder wird nachgerade fast unheimlich. Und Sie sollten sparsamer damit umgehen, um auch etwas für Ihre Feuilletons übrig zu behalten," unterbrach ihn Roberti, dem nun doch mit einem Male die Zornröte ins Gesicht gestiegen war. Erich aber fühlte sich außer stande, dieser für sein Empfinden in hohem Grade peinlichen und widerwärtigen Unterhaltung noch länger zuzuhören. Er winkte Gabor Sarlo, der sich offenbar in einer ganz ähnlichen Stimmung befand, wie er selbst, mit den Augen, und sie brachen unter kurzer Verabschiedung auf, ohne daß irgend jemand sich bemüht hätte, sie zurückzuhalten.

Ein tiefer Atemzug hob Erichs Brust, als sie den halbdunklen Thorweg erreicht hatten, und er legte sich in der Stille seines Herzens das Gelöbnis ab, daß die genialische Künstlerjugend des „Schweinchens" ihn heute zum letztenmal in ihrer Mitte gesehen haben sollte.

Neuntes Kapitel.

Eine kleine halbe Stunde lang noch waren die beiden jungen Männer in angelegentlicher Unterhaltung bei einander geblieben. Erich hatte den Ungarn, der hier unten im Quartier latin, in der Philippstraße, sein Zelt aufgeschlagen, bis an

das von ihm bewohnte Haus begleitet, und dann waren sie wohl ein halbes Dutzend Mal die Straße hinauf und hinab gegangen, ehe sie einander alles gesagt hatten, zu dessen Mitteilung sie unten im „Schweinchen“ keine Gelegenheit gefunden.

Erich hatte durch glücklichen Zufall ein Atelier entdeckt, das ihm wie geschaffen schien für ihre Zwecke. Es lag nicht gerade im elegantesten Stadtviertel, sondern ziemlich weit draußen in Moabit. Aber da sie ja vorläufig beide noch nicht mit den Ansprüchen einer vornehmen Porträtkundschaft aus dem Berliner Westen zu rechnen hatten, erregte dieser Umstand angesichts der sonstigen Vorzüge und des billigen Mietpreises ihnen von vornherein nicht das mindeste Bedenken. Mit den vorhandenen Nebenräumen war es nach Erichs Schilderung allerdings nicht sehr gut bestellt. Es gab außer dem Atelier nur zwei winzige Zimmerchen, so daß wohl an ein gemeinsames Arbeiten, doch nicht an ein gemeinsames Wohnen zu denken war. Aber vielleicht war es gerade dieser scheinbare Mangel gewesen, der Erich bestimmt hatte, den Mietvertrag abzuschließen, noch ehe er den andern um seine Einwilligung befragt hatte. Denn er wurde dadurch, daß er jene beiden kleinen Stuben ganz für sich in Anspruch nahm, in den Stand gesetzt, Gabor Sarlos Beitrag zur Miete auf einen verschwindend geringfügigen Bruchteil herabzudrücken — eine Verteilung, mit der sich der Ungar allerdings erst nach längerem Sträuben einverstanden erklärt hatte.

Das Verlockendste an Erichs Entdeckung aber war, daß sie sich wegen der ersten Einrichtung ihrer künftigen gemeinsamen Arbeitsstätte so gut wie gar kein Kopfzerbrechen zu machen brauchten. Alles Handwerksgerät und die notwendigsten Möbel waren nämlich vorhanden, so daß es, wie Erich sagte, nur der Ausfüllung einiger Lücken, sowie gewisser Verschönerungen bedürfen würde, um ein ganz behagliches „Studio“ zu schaffen. Diese günstige Fügung aber erklärte sich daraus, daß der bisherige Mieter, ein Maler von ganz unbekanntem Namen, vor einigen Wochen im Krankenhause verstorben war und daß seine einzige Erbin, eine alte Tante, sich damit einverstanden erklärt hatte, die Einrichtung des Ateliers und der beiden Zimmerchen

dem Hauswirt als Entschädigung für seine seit beinahe Jahresfrist unbefriedigt gebliebenen Mietsansprüche zu überlassen.

„Eigentlich ist es ja ein bißchen unheimlich, sich so mir nichts, dir nichts in die nachgelassenen Siebensachen eines Verstorbenen hineinzusetzen," hatte Erich zwischen Scherz und Ernst seinem Bericht hinzugefügt. „Aber am Ende haben wir den armen Teufel ja nicht einmal gekannt. Und ich hoffe, mein lieber Sarlo, Sie fürchten sich nicht vor Gespenstern."

In dieser Hinsicht durfte er allerdings vollkommen unbesorgt sein: denn der junge Maler sah im Vollgefühl seines Glückes die ganze sinnliche und übersinnliche Welt in einem so rosenroten Schimmer der Verklärung, daß er auch den Geist des abgeschiedenen unbekannten Kunstgenossen wahrscheinlich mit liebenswürdigster Fröhlichkeit willkommen geheißen hätte. Mit dem guten Recht des Verliebten ließ er sich's natürlich nicht nehmen, das Gespräch bei der ersten sich darbietenden Möglichkeit von dem neuen Atelier und dem toten Maler auf Heinrich Vollart und sein holdseliges Töchterchen zurückzulenken. Und mit solcher Energie hielt er an diesem für ihn so dankbaren Thema fest, daß es ein ganz vergebliches Bemühen gewesen wäre, ihn jetzt noch für etwas anderes zu interessieren.

Geduldig und mit denselben sonderbar gemischten Empfindungen, die schon seine erste Wiederbegegnung mit Helene Vollart in ihm hervorgerufen, hatte Erich noch eine gute Weile seinen treuherzigen Ueberschwenglichkeiten zugehört. Wohl ein dutzendmal oder darüber war er im Begriff gewesen, ihn mit einer Frage nach dem schönen Modell seiner „Bacchantin" zu unterbrechen; aber immer wieder hatte ihn noch im letzten Augenblick eine eigentümliche Scheu, die fast einer Regung des Schamgefühls glich, daran verhindert. Und so waren sie schließlich auseinander gegangen, ohne daß auch nur Fräulein Dollys Name zwischen ihnen erwähnt worden wäre.

Erich fühlte sich fast ein wenig stolz auf diesen Triumph der Selbstüberwindung, bei dem doch im Grunde herzlich wenig Verdienst gewesen war. Und er gestattete nun um so bereitwilliger seinen Gedanken das — wie er meinte — sehr unschuldige Vergnügen, sich mit dem Bilde des liebreizenden Wesens zu beschäftigen, das ihm seit dem Moment der ersten Begegnung

eigentlich noch nicht für eine einzige Stunde aus dem Sinn gekommen war.

Es ist eigentlich doch recht merkwürdig, dachte er, daß dieser beneidenswerte Sarlo sie malen konnte — sie so malen konnte, ohne sich dabei bis über beide Ohren in sie zu verlieben. Die Zuneigung für Helene Vollart muß wirklich sehr feste Wurzeln geschlagen haben in seinem Herzen. Und trotzdem! — Wenn der anderen auch nur das Allergeringste daran gelegen hätte, ihn für sich zu gewinnen. — Ich glaube nicht, daß es einen Menschen auf Erden giebt, der imstande wäre, ihr ernstlich zu widerstehen.

In solche Betrachtungen verloren, ging er eben, um sich den Weg ein wenig abzukürzen, durch eine der stillen Seitenstraßen, bis wohin das lebhafte nächtliche Treiben der Friedrichsstadt nicht mehr seine trüben Wogen schlug, als das Gebaren zweier Personen, die er ein paar Dutzend Schritte vor sich auftauchen sah, seine Aufmerksamkeit erregte.

Er konnte bei der nicht gerade glänzenden Beleuchtung der Straße von ihnen zunächst nichts weiter erkennen, als daß es ein anscheinend sehr groß und breitschulterig gebauter Mann und eine offenbar noch jugendliche Frau von schlanken und zierlichen Körperformen waren. Sie gingen Seite an Seite vor ihm her, und der Mann, der sich zuweilen sehr nahe gegen seine Begleiterin neigte, sprach mit überaus lebhaften Gestikulationen auf sie ein. Der große Pelerinenmantel, den er trug, ließ seine Armbewegungen vielleicht noch wilder und leidenschaftlicher erscheinen, als sie es in Wirklichkeit waren, jedenfalls aber konnte sich Erich bald überzeugen, daß das junge Mädchen — und nur um ein solches konnte es sich seiner Schätzung nach handeln — wiederholt vor dem ungestümen Gesellschafter zurückwich und bittende oder abweisende Gesten machte.

Darin wäre nun an und für sich nichts Außergewöhnliches gewesen, und am wenigsten hätte er daraus einen Anlaß herleiten können, sich in die Unterhaltung der beiden einzumischen, wenn nicht plötzlich die Situation einen für die junge Dame offenbar geradezu bedrohlichen Charakter angenommen hätte.

Mitten in dem Lichtkreis einer Straßenlaterne war sie stehen geblieben, und es schien, daß sie ihren Begleiter auf-

gefordert hatte, sie zu verlassen; denn wie in gebietender Gebärde hatte sie den Arm gegen ihn ausgestreckt. Erich war noch zu weit entfernt, um zu hören, was sie sprachen oder um auch nur den Klang ihrer Stimmen zu vernehmen; aber er schloß aus der Haltung der beiden, daß Rede und Gegenrede rasch zwischen ihnen hin und wieder flogen. Und dann sah er, wie der Mann mit erhobener Faust dicht vor das Mädchen hintrat, wie wenn er gesonnen sei, es bei dem nächsten abweisenden oder trotzigen Wort zu Boden zu schlagen.

Da gab es für den ehemaligen Offizier natürlich kein Zögern und kein Ueberlegen mehr.

„Hollah — was giebt's da?" rief er mit lauter Stimme dem auf solche Ueberraschung offenbar nicht gefaßten Menschen zu, und zugleich beschleunigte er seinen Gang fast zum Laufschritt, um einer etwa beabsichtigten Gewaltthat rechtzeitig durch sein Dazwischentreten vorzubeugen.

Aber der Unbekannte da vor ihm war ohne allen Zweifel nicht nur ein brutaler Geselle, sondern auch ein erbärmlicher Feigling. Nur für einen Moment wendete er dem Näherkommenden sein, von einem großen, dunklen Vollbart umrahmtes Gesicht zu. Dann drehte er sich kurz um und ging mit langen Schritten die Straße hinab, in richtiger Flucht vor dem unerschrockenen Ritter, den seine Begleiterin da so unerwartet gefunden.

Kaum eine Minute noch, und Erich hatte die junge Dame erreicht, die regungslos auf ihrem Platze geblieben war. Er sah, daß sie elegant, wenn auch keineswegs auffallend gekleidet war, und daß sie beide Hände vor das Gesicht gelegt hatte, wie wenn sie weinte. Um das gesenkte Köpfchen aber wob sich im zitternden Lichtschein der Laterne eine wundersame Aureole von lockerem, goldrotem Haargewirr, wie er's genau so noch vor wenig Minuten an einem lieblichen Erinnerungsbilde vor sich gesehen. Und diese tannenschlanke Gestalt — diese unnachahmlich anmutige Haltung des Halses und der Arme! Mein Gott, wenn es möglich gewesen wäre —!

„Entschuldigen Sie diese Einmischung eines Fremden, mein Fräulein" — sagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme, „aber ich mußte fürchten —"

Ein leiser Aufschrei kam von ihren Lippen und die fein beschuhten Händchen sanken nieder.

„Sie sind es, Herr Leutnant! — O, mein Gott, was müssen Sie jetzt von mir denken!"

Bei allen Himmeln, die da vor ihm stand, war wirklich keine andere als Fräulein Dolly Förster, Gabor Sarlos „Bacchantin"! Aber es lag in diesem Augenblick gar nichts Uebermütiges oder Herausforderndes auf ihrem Gesicht, sondern nur Ueberraschung, Verwirrung und ein sinnberückend lieblicher Ausdruck holdester, mädchenhafter Beschämung. Auch Erich war außer stande, die Größe seiner Ueberraschung zu verbergen; aber aus dem Ton, mit welchem er unwillkürlich ihren Namen rief, klang doch noch lauter und heller als sein Erstaunen die jubelnde Freude darüber, daß der allerglücklichste Zufall von der Welt gerade ihm gestattet hatte, ihr als Retter in der Not zu erscheinen.

Ein paar Sekunden lang standen sie einander gegenüber und sahen sich in die Augen, bevor Erich von Brunneck sich hinlänglich auf seine weltmännische Gewandtheit besonnen hatte, um zu sagen:

„Der Schrecken hat Ihnen hoffentlich nicht geschadet, mein gnädiges Fräulein. Wollen Sie mir gestatten, daß ich mich vor allem nach einem Wagen umsehe, der Sie nach Hause bringt?"

Aber mit der Gebärde eines furchtsamen Kindes erhob sie die Hand:

„Nein — nein, lassen Sie mich nicht allein! Dieser schreckliche Mensch könnte noch einmal zurückkehren, wenn er sieht, daß ich schutzlos bin. Wir wollen zusammen nach einer Droschke suchen, nicht wahr? — Es kann ja nicht schwer sein, hier in der Nähe eine zu finden."

Erich bot ihr seinen Arm, und sie nahm ihn ohne weiteres an.

„Wahrhaftig, ich bedaure von ganzem Herzen, daß der unverschämte Bursche mir entwischt ist," sagte er. „Er würde die Lektion nicht so bald vergessen haben, die ich ihm hätte zu teil werden lassen. Aber wie, um des Himmelswillen, konnten Sie es auch wagen, mein gnädiges Fräulein, zu dieser Zeit und in dieser Gegend ohne männlichen Schutz — —"

Sie ließ ihm gar nicht Zeit, seine Frage zu vollenden.

„Ich war in einer Damengesellschaft,“ erwiderte sie hastig. „Und beim Musizieren hatten wir gar nicht bemerkt, wie spät es bereits geworden war. Man wollte mir das Dienstmädchen zur Begleitung mitgeben; aber ich lehnte es ab, weil ich nicht glaubte, daß mir auf dem kurzen Wege bis zum nächsten Droschkenstandplatz etwas Ernstliches zustoßen könnte. Unglücklicherweise fand ich nicht gleich einen Wagen — und dann —“

Ihre Stimme bebte ein wenig, und sie hielt inne, wie überwältigt von der beschämenden Erinnerung an das, was sie hatte erleben müssen. Für Erich aber war durch ihre Erzählung der sonderbare Vorgang so vollständig aufgeklärt, daß auch nicht die kleinste und verstohlenste Regung des Mißtrauens in seinem Herzen war, als er sie noch einmal seiner Teilnahme an ihrem Mißgeschick und seines Bedauerns versicherte, daß ihn das Ungefähr nicht um einige Minuten früher zur Stelle geführt habe.

Sie waren schon etwa hundert Schritte nebeneinander hergegangen, ohne daß Erich in der langen, stillen Straße die Laternen einer Droschke hätte erspähen können. Da fühlte er, wie seine Begleiterin, deren Arm er bis dahin kaum in dem seinigen gespürt hatte, sich plötzlich schwerer auf ihn stützte, und ein Laut gleich einem matten, hinsterbenden Stöhnen drang an sein Ohr.

Mit bestürzter Frage beugte er sich über das etwas zur Seite gesunkene Köpfchen. Es war kein Zweifel, daß Dolly mit einer Ohnmacht kämpfte, denn ihre Augen waren fast geschlossen, und es war kaum noch verständlich, als sie ihm zuflüsterte:

„Mir wird so seltsam. — Wenn ich — wenn ich mich irgendwo für einen Moment ausruhen könnte —“

Er war ratlos; denn nie in seinem Leben hatte er sich in ähnlicher Lage befunden. Und wenn Dolly jetzt wirklich das Bewußtsein verlor, war er in seiner hilflosen Verlegenheit ohne allen Zweifel der bedauernswerteste der Menschen. Da fiel sein suchender Blick auf das erleuchtete Glasschild einer Weinstube, von der sie nur um ein paar Dutzend Schritte entfernt waren, und im Tone einer flehentlichen Bitte wendete er sich an seine Begleiterin:

„Gestatten Sie mir, Sie in jenes Restaurant zu führen, mein Fräulein! Dort werden Sie sich gewiß sehr bald von den Folgen des ausgestandenen Schreckens erholen.“

Sie erhob keinen Widerspruch, und wenige Minuten später lehnte sie bleich und matt in der Ecke eines alten, verschlissenen Ledersofas, bis zu dem Erich sie beinahe hatte tragen müssen, immer in der Furcht, daß sie ihm völlig bewußtlos in die Arme sinken könnte. Es war glücklicherweise niemand außer ihnen in dem Lokal, und der Kellner, der sie mit einem verständnisinnigen Lächeln hatte eintreten sehen, beeilte sich, den bestellten Wein, sowie ein Glas Eiswasser zu bringen, um das Dolly mit verlöschender Stimme gebeten hatte. Sie machte eine Bewegung, als ob sie die Hand darnach ausstrecken wollte; aber schon auf dem halben Wege sank ihr Arm kraftlos wieder herab.

„Mir ist so schwindlig,“ klagte sie. „Es ist, als ob ich sterben müßte.“

Dabei war sie von einer so rührenden Schönheit, daß selbst die blöden Augen des Kellners mit einem Ausdruck schrankenloser Bewunderung an ihr hingen. Erich aber dachte in seiner angstvollen Besorgnis nicht mehr daran, wo sie sich befanden und wer ihnen etwa zusehen mochte. Ihr nach hinten gesunkenes Köpfchen mit seinem linken Arme stützend, hielt er ihr mit der rechten Hand das Glas an die Lippen und beugte sich dabei tief über sie herab, um mit gespannter Aufmerksamkeit in ihrem Antlitz zu forschen.

Sie trank, und die eiskalte Flüssigkeit schien eine wundersam belebende Wirkung auf ihre überreizten Nerven auszuüben. Denn in einem tiefen, befreiten Aufatmen hob sich nach Verlauf einiger Sekunden ihre Brust, und langsam, wie ein aus dem Schlummer erwachendes Kind, schlug sie die Augen auf. Ihr Blick begegnete dem des über sie geneigten jungen Mannes, und eine Empfindung berauschender Glückseligkeit durchströmte ihn unter diesem zugleich dankbaren und bittenden, wundersam beredten Blick.

Als er ihr das Glas noch einmal reichen wollte, schüttelte sie den Kopf und richtete sich auf.

„Es ist schon vorüber — ich danke Ihnen. Und seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen so viel Ungelegenheiten verursacht habe. Sie werden mich von nun an für eine sehr schwachnervige Bacchantin halten — nicht wahr?“

Es war ein Versuch, den Vorgang ins Scherzhafte zu ziehen; aber das Lächeln, das dabei über ihr Antlitz huschte, fiel doch noch recht nervös und gezwungen aus. Unruhig flogen ihre Augen umher, und noch bevor Erich ihr hatte antworten können, fügte sie hinzu:

„Wenn irgend jemand uns jetzt hier sitzen sähe, wie übel würde ich dann in seinen Gedanken wegkommen. Da sehen Sie, wie wenig am Ende dazu gehört, den Ruf eines Mädchens zu vernichten.“

„Das mag leider oft genug zutreffen. Hier aber ist glücklicherweise niemand, der Ihnen durch üble Nachrede schaden könnte. Und wir werden ja auch nicht länger hier bleiben, als es zu Ihrer Erholung unumgänglich notwendig ist.“

Sie streifte ihn mit einem raschen, forschenden Blick, wie wenn sie auf etwas anderes gefaßt gewesen wäre, als auf solchen Eifer, dies unter etwas romantischen Verhältnissen zu stande gekommene tête-à-tête zu beenden; aber sie beeilte sich zugleich, ihm mit großer Lebhaftigkeit zuzustimmen:

„Nein — gewiß nicht! Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir auf der Stelle. Ich fühle mich schon wieder ganz wohl.“

Sie machte Miene, aufzuspringen, aber Erich legte seine Hand auf ihren Arm, ohne daß sie sich gegen diese Kühnheit gewehrt hätte, und hielt sie mit sanfter Gewalt auf ihrem Sitz zurück.

„Der Kellner soll uns zuvor eine Droschke besorgen. Ich trage ja jetzt die Verantwortung dafür, daß Sie bequem und ungefährdet nach Hause kommen.“

Mit einem fast demütig freundlichen Lächeln fügte sie sich seinem Willen. Und als er seinen Auftrag erteilt hatte, sagte sie leise:

„Wenn ich nur begriffe, wie es so plötzlich hat über mich kommen können! Nie in meinem Leben habe ich mich so sterbenselend gefühlt, wie während jener schrecklichen Minuten.“

„Aber das ist doch gar nicht so wunderbar! Das dreiste Attentat des Unverschämten mußte Sie notwendig ebenso sehr erschrecken, wie es Sie in tiefster Seele empören mußte. Jeder anderen jungen Dame würde es nachher wahrscheinlich ebenso ergangen sein wie Ihnen!“

„Möglich — aber ich hatte bisher immer geglaubt, daß ich aus etwas festerem Stoffe gemacht sei, als die anderen. Was ich da erlebt habe, ist eigentlich sehr beschämend für mich. Denn es beweist, daß ein Weib im Kampfe des Lebens doch immer eine herzlich traurige Figur macht, sobald es nur einmal anfängt, ein bißchen ernsthaft zu werden.“

„Wenn Sie darunter den Kampf gegen die rohe Gewalt, gegen die nackte Brutalität verstehen — vielleicht! Ein klein wenig Vorsicht aber würde Ihnen diesen selbstverständlich immer ungleichen Kampf erspart haben. Und es ist wohl kaum zu fürchten, daß Sie ihm noch einmal ausgesetzt sein könnten.“

„Wer weiß! Wenn man ganz schutzlos ist, wie ich — —“

„Aber Sie sind es doch nur, weil Sie es sein wollen. Haben Sie denn nicht Freunde, die jederzeit unbedenklich für Sie einstehen würden?“

Sie schlug die Augen nieder und schüttelte mit großer Entschiedenheit den Kopf.

„Nein, ich habe niemand. Ein paar gute Bekannte vielleicht — aber keinen Freund.“

„Die Droschke ist vorgefahren,“ meldete der Kellner, dessen hervortretende Glotzaugen sich sogleich wieder wie auf eine übernatürliche Erscheinung auf Dolly geheftet hatten. Und eilig bot Erich seinem schönen Schützling den Arm, die zögernde Absicht des Kellners, ihm auf das hingeworfene Zehnmarkstück herauszugeben, durch eine kurze Handbewegung abweisend.

Dolly ließ es geschehen, daß er ihr beim Besteigen des Wagens behilflich war. Und während er sich dann dem Kutscher zuwendete, um ihm das Ziel der Fahrt zu bezeichnen, streifte sie mit einer blitzschnellen Bewegung den Handschuh von ihrer Rechten. Sobald Erich ihr wieder sein Gesicht zukehrte, streckte sich ihm die schmale, weiße Hand aus dem Innern des Wagens entgegen.

„Gute Nacht, Herr Leutnant — und noch einmal innigsten Dank!“

„Sie wollen mir also nicht gestatten, Sie nach Hause zu begleiten?“

„Es ist wirklich nicht nötig. Was sollte mir denn jetzt noch zustoßen! Und da ich mir von unserm Pförtner die Hausthür öffnen lassen muß, ist es wohl besser, ich fahre allein.“

„Ich darf Ihnen meine Gesellschaft natürlich nicht gegen Ihren Willen aufdrängen. Aber ich gestehe, daß ich Sie nur sehr ungern verlasse.“

„Fürchten Sie nichts! Ich würde mich Ihres Schutzes gewiß nicht begeben, wenn ich mich nicht wieder ganz wohl befände.“

Er hielt ihre Hand, die so weich war wie die eines Kindes, in der seinigen fest, ohne daß sie einen ungeduldigen Versuch gemacht hätte, sie ihm zu entziehen.

„Und wie soll ich es anfangen, mich darüber zu beruhigen, daß dies nächtliche Abenteuer keine üblen Folgen für Ihre Gesundheit gehabt hat?“

„Sie werden es sehr leicht bei den Vollarts erfahren können. Morgen soll ja meine feierliche Schlußsitzung stattfinden für das Gemälde des Herrn Sarlo.“

„Es wird Ihnen also nicht als eine Zudringlichkeit erscheinen, wenn ich diese Gelegenheit benutze, mich persönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen?“

„Gewiß nicht! Ich bin ja so tief in Ihrer Schuld.“

„Auf Wiedersehen dann, Fräulein Förster — bis morgen!“

„Gute Nacht, Herr von Brunneck!“

Er fühlte einen warmen Druck der kleinen weichen Hand, und obwohl er sich's vom ersten Augenblick an mit starker Selbstverleugnung vorgenommen hatte, die Gunst des Augenblicks nicht zu mißbrauchen, konnte er nun doch der lockenden Versuchung nicht widerstehen, die schmalen, zierlichen Fingerchen zu küssen, die sich kühl und sammetzart wie Rosenblätter an seine Lippen schmiegten.

„Auf morgen!“ wiederholte er, indem er sich bemühte, in ihrem Gesicht zu lesen. Aber sie hatte sich tief in die Polster zurückgelehnt, und ihr Antlitz war ganz im Schatten. In

diesem Augenblick hörte Erich hinter seinem Rücken den Klang eines Schrittes, der langsam näher kam und dann plötzlich verstummte, wie wenn der nächtliche Spaziergänger in seiner unmittelbaren Nähe beobachtend stehen geblieben wäre.

Erich wendete sich um, und er glaubte im ersten Moment allen Ernstes das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein. Denn wenige Schritte von ihm entfernt stand die in einen langen Pelerinenmantel gehüllte Gestalt eines ungewöhnlich großen und breitschulterigen Mannes, aus dessen von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht ihm zwei beinahe unheimlich glänzende Augen entgegen funkelten.

Kein Zweifel — dieser Mensch war derselbe, der Dolly vorhin insultiert hatte. Und in die heiße Zornesempfindung, die Erich in sich aufsteigen fühlte, mischte sich etwas wie grimmige Genugthuung darüber, daß er den Unverschämten nun doch noch würde zur Rechenschaft ziehen können. Rasch wollte er die Hand des jungen Mädchens freigeben, um zurückzutreten und den Wagenschlag schließen zu können. Aber zu seiner Ueberraschung umklammerten ihre Finger plötzlich die seinigen so fest, daß er hätte Gewalt anwenden müssen, um sich zu befreien.

„Schelten Sie mich kindisch!“ hörte er ihre flüsternde Stimme. „Aber ich fürchte mich nun doch vor dem Alleinsein Bitte, begleiten Sie mich nach Hause!“

„Ihr Wunsch würde mich glücklich machen, aber — —“

„O, ich weiß, was Sie sagen wollen,“ sprach sie, ihn fast zu sich herein ziehend, „aber ich will nicht, daß Sie diesen Mann zur Rede stellen — hören Sie, ich will nicht. Und wenn Sie nur ein klein wenig Freundschaft für mich empfinden, dürfen Sie mir jetzt meine Bitte nicht abschlagen.“

Es war ihm, als ob von der Stelle her, wo der Mann im Mantel regungslos wie eine Bildsäule stand, ein heiseres, höhnisches Auflachen ertönte. Und es dünkte ihn unritterliche Feigheit, den Burschen zum zweitenmal ungestraft davonkommen zu lassen.

„Erlauben Sie mir wenigstens, seine Persönlichkeit festzustellen, damit ich mich bei einer anderen Gelegenheit mit ihm auseinanderzusetzen vermag.“

Doch sie beharrte nur um so dringender auf ihrem Verlangen. Und in ihrem Eifer, von dem andern nicht gehört zu werden, neigte sie ihr Gesicht so nahe zu dem seinigen, daß er für einen Moment den warmen Hauch ihres Atems an seiner Wange fühlte.

Da war es mit seiner Widerstandskraft zu Ende, und er stieg zu ihr in den Wagen. In dem Augenblick, da er den Schlag hinter sich zuzog, hörte er wieder, und diesmal mit unzweifelhafter Deutlichkeit, das schneidend höhnische Lachen des Unbekannten, und es zuckte ihm in den Fäusten, als ob er hinausspringen und dem Unverschämten an die Kehle fahren müßte. Dicht an seinem Ohr aber klang im nämlichen Moment eine süße, weiche Stimme:

„Sie haben sich sehr ungern meinem Verlangen gefügt — ich weiß es. Aber Sie sind mir doch nicht böse — nicht wahr? Ich glaube, ich wäre vor Angst gestorben."

„Vor Angst um mich? O, Fräulein Dolly — —"

Es kam ihm kaum zum Bewußtsein, daß er sie mit ihrem Vornamen angeredet hatte. Und auch sie hatte es vielleicht überhört, da sie es ihm nicht verwies. Aber als er noch einmal ihre Hand küssen wollte, zog sie sie zurück.

„Sie werden niemandem etwas von den Ereignissen des heutigen Abends erzählen, Herr von Brunneck — auch nicht Herrn Sarlo oder Ihrem ehemaligen Lehrer. Wie vorurteilsfrei sie auch sein mögen, ein Abenteuer wie dies würde mich ihnen doch vielleicht in einem falschen Lichte zeigen."

„Ich hoffe, daß es nicht erst eines feierlichen Versprechens bedarf, um Sie an meine Verschwiegenheit glauben zu machen. Oder ist Ihr Vertrauen zu mir so gering?"

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Soll ich Ihnen sagen, daß unsere Bekanntschaft noch zu kurz ist, um mich mit Vertrauen oder mit Mißtrauen zu erfüllen? Eigentlich wäre dies doch wohl die einzige Erwiderung, die Sie erwarten dürften."

„Aber es ist nicht die, zu der Ihr Herz Sie drängt. Sie würden nicht vorhin an meine Freundschaft appelliert haben, wenn Sie nicht an die Aufrichtigkeit dieser Freundschaft glaubten."

„Habe ich denn das wirklich gethan? Es muß in der Aufregung des Augenblicks geschehen sein. Und Sie müssen dabei eine hübsche Meinung von mir gewonnen haben!“

„Die beste von der Welt, Fräulein Dolly; denn es hat mich sehr glücklich gemacht!“

„O, welche Uebertreibung! Am Ende wissen Sie doch von mir noch sehr viel weniger, als ich von Ihnen.“

„Ich weiß von den Vollarts, daß Sie gegen den Willen Ihrer Familie eine Künstlerin werden wollen — und ich weiß aus Ihrem eigenen Munde, daß Sie sich einsam und schutzlos fühlen. Ist das nicht mehr als genug?“

„Genug vielleicht, um Ihr Mitleid wachzurufen. Aber Sie haben mich mißverstanden. Es ist wirklich nicht Mitleid, wonach es mich verlangt.“

„Wie mögen Sie es auch mit diesem garstigen Namen belegen! Nein, ich bemitleide Sie nicht, sondern ich bewundere Sie um des mutigen Kampfes willen, den Sie da auf sich genommen haben. Aber ich meine, daß in gewissen kritischen Augenblicken auch der Tapferste des Beistandes nicht entraten kann, zumal wenn — —“

„Zumal wenn er ein Weib ist,“ ergänzte sie mit einem gewissen leisen Spott, der indessen viel mehr anmutig Schelmisches, als Verletzendes hatte. „Und diesen Beistand, Sie wollten ihn mir auch künftig gewähren, wie Sie ihn mir heute gewährt haben?“

„Es mag Ihnen plump und ungeschickt, vielleicht sogar zudringlich klingen, wenn ich darauf mit Ja antworte. Aber ich wage es trotzdem. Die Lauterkeit meiner Absichten giebt mir den Mut dazu, Fräulein Dolly!“

Sie lehnte wieder so tief in ihrer Ecke, daß er nur in langen Zwischenräumen, wenn sie an einer Laterne vorüber fuhren, einen flüchtigen Lichtschein über ihr Gesicht hinhuschen sah. Auf seine letzten Worte hatte sie nicht sogleich eine Erwiderung, und er fürchtete schon, sie verletzt zu haben, als sie in auffallend verändertem, merkwürdig ernsthaftem Tone sagte:

„Wie sonderbar das ist! Wenn Sie vor zwei Stunden so zu mir gesprochen hätten, würde ich Ihr Anerbieten gewiß mit ehrlicher Entrüstung zurückgewiesen haben. Und jetzt, wo ich

Sie doch eigentlich kaum besser kenne als vor zwei Stunden, jetzt fühle ich mich beim besten Willen außer stande, den nötigen Vorrat von Entrüstung aufzubringen. — Nein, nein, keine Mißverständnisse, mein Herr“ — fügte sie abwehrend hinzu, da er sich ihr ungestüm zuwenden wollte. „Ich bin Ihnen nicht böse, und ich glaube Ihnen, daß Sie es aufrichtig gut mit mir meinen. Im übrigen aber wollen wir doch nicht vergessen, daß ein junger Mann immer das letzte sein soll, von dem sich ein alleinstehendes Mädchen in kritischen Augenblicken Beistand leisten läßt.“

Die Abweisung war fein und liebenswürdig; aber es war doch immerhin eine Abweisung, die ihn schmerzte.

„Räumen Sie den engherzigen Vorurteilen der Welt so viel Herrschaft ein über Ihre Handlungen?“ fragte er mit leisem Vorwurf. „Ich hielt Sie für stark genug, sich darüber hinweg zu setzen, sobald Ihr Empfinden Sie dazu drängte.“

„Wenn dies Empfinden stark und gebieterisch genug ist, fehlt mir's vielleicht in der That nicht an solchem Mut. Aber man darf doch am Ende nicht um jeder Laune willen den ganzen Heerbann spießbürgerlicher Lästersucht gegen sich herauf beschwören. Weil ich gegen den Willen meiner Angehörigen zum Theater gehen will, weil ich einem jungen Maler gestatte, mich im Kostüm einer Bacchantin zu malen, und weil ich gelegentlich einmal noch um Mitternacht allein über die Straße gehe, betrachte ich mich doch noch nicht so ganz als außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stehend, daß ich sie ohne Not gegen mich aufbringen möchte.“

„Ohne Not — das heißt: ohne jenes starke und gebieterische Empfinden, von dem Sie soeben sprechen? Ich verstehe vollkommen, wie es gemeint ist, Fräulein Dolly!“

„Ich denke, das wäre auch nicht allzu schwer. Aber ich begreife nicht, weshalb Sie es in einem so elegischen Tone sagen. Was, um Gotteswillen, konnten Sie denn nach einer Bekanntschaft von Viertelstunden anderes erwarten?“

„Nichts — Sie haben recht. Ich muß Ihnen mit meinen Freundschaftsanerbietungen vorkommen wie ein Narr. Aber Sie werden mich besser kennen lernen, wie ich hoffe. Und dann

werden Sie mir vielleicht eines Tages gewähren, was Sie heute verweigern müssen."

„Wenn das Schicksal unsere Lebenswege lange genug nebeneinander herlaufen läßt, mag es immerhin sein. Aber wir sind schon an der Jerusalemer Kirche. Vielleicht ist es besser, wenn Sie hier aussteigen, Herr von Brunneck!"

Er drückte gehorsam auf den Gummiball, und da der Wagen an der rechten Straßenseite hielt, bemühte sich Dolly, die neben ihr sich befindliche Thür zu öffnen. Aber der schlecht funktionierende Verschluß widerstand ihren Versuchen, und als Erich ihr zu Hilfe kommen wollte, erfaßte er statt des Riegels ihre denselben umklammernden Hände.

„Wie kräftig Sie zugreifen können!" lachte sie. „Sie haben mir ordentlich weh gethan."

„Habe ich —? O, verzeihen Sie, Fräulein Dolly — ich —"

Wie es geschah, er selbst hätte es eine Minute später kaum noch zu sagen gewußt. Ihr süßes Gesichtchen war ihm so nahe gewesen, ihre schillernden Nixenaugen hatten ihn so verführerisch angelacht, ihre rosigen Lippen schienen sich ihm so verlangend entgegen zu drängen — genug, er hatte seine stammelnde Entschuldigung damit beendet, daß er sie küßte, fest und feurig, mit einem urplötzlich in elementarer Gewalt hervorbrechenden, leidenschaftlichen Ungestüm.

Und so überwältigt schien Dolly von diesem Unerwarteten, so ganz gelähmt von dem Entsetzen über das Unerhörte, daß sie gar keinen Versuch machte, ihm zu widerstehen oder sich ihm zu entziehen. Nur wie zu einem tiefen Seufzer hob sich ihre Brust, während er sie in seinen Armen hielt. Und er hätte die Fassungslose vielleicht noch zum zweiten- und drittenmal küssen können, wenn nicht mit einem Male wie ein Sturz eiskalten Wassers das Bewußtsein seiner sträflichen und verdammenswerten Handlungsweise über ihn gekommen wäre.

Er gab sie frei und sprang aus dem Wagen. Sein erster Blick fiel auf das grinsende, rotnasige Gesicht des Kutschers, der sich auf seinem Bock umgedreht hatte, weil die Verabschiedung ihm etwas zu lange währen mochte. Und der Anblick dieses spöttischen Plebejergesichtes brachte Erich vollends um

alle Haltung. Er murmelte etwas Unverständliches und schloß den Schlag mit einer Empfindung, als schlösse er damit für immer die eben erst aufgethane Pforte eines paradiesischen Gefildes voll unnennbarer Seligkeiten. Wie ein unglücklicher Schatzgräber, vor dessen Augen die eben gefundenen Goldbarren in leere Luft zerfließen, starrte er der davonrollenden Droschke nach. Und erst, als sie im Eingang der engen Gasse neben der Kaserne verschwunden war, wendete er sich düsteren Antlitzes zum Gehen.

Zehntes Kapitel.

Es war sechs Tage später, als Erich zum erstenmal in seiner neuen Moabiter Wohnung erwachte. Am voraufgegangenen Nachmittag hatte er seinen Einzug gehalten, nachdem alle die kleinen Anschaffungen und Veränderungen bewirkt worden waren, die sich bei genauer Besichtigung als notwendig herausgestellt hatten. Namentlich das Schlafzimmer hatte er ganz neu einrichten lassen, da es ihm trotz seiner Freiheit von jeglichem Aberglauben doch etwas unbehaglich geworden war bei der Vorstellung, in dem Bett seines eben verstorbenen Vorgängers zu schlafen. Aber er hatte die Ausstattung auf das unumgänglich Notwendige beschränkt; denn er war fest entschlossen, mit dem Kapital, das ihm nach dem Tode des Obersten ausgezahlt worden war, möglichst haushälterisch umzugehen.

Es sieht aus wie in einer Mönchszelle, dachte er, während er seinen Blick über das dürftige Mobiliar und die weißgetünchten kahlen Wände hingleiten ließ, — aber es ist gut so, denn ein bißchen mönchische Askese kann mir auch in anderer Hinsicht für die nächste Zukunft nur förderlich sein.

Er kleidete sich an und zog den Fenstervorhang zurück, um einen Blick in seinen „Garten“ zu werfen. Denn dieser Garten war ihm ja von dem Hauswirt als einer der größten Vorzüge des Quartiers angepriesen worden.

„Ihr Vorgänger war ganz entzückt, ein Atelier zu ebener Erde zu finden,“ hatte er versichert, „und obendrein mit einem Garten, in dem er ungeniert malen konnte. Ich bin überzeugt, in ganz Berlin suchen Sie das vergebens zum zweitenmal!“

Nun hatte dieser vielgerühmte Garten allerdings nur die Größe eines mäßigen Tanzsaales; aber er mochte mit seinen beiden alten Bäumen und seinem verwilderten Strauchwerk zur Sommerszeit immerhin einen ganz erfreulichen Anblick gewähren. Jetzt, wo sich nur der erste grüne Knospenschimmer über Aeste und Zweige gelegt hatte, sah er recht wüst und verwahrlost aus, und die haushohen Stapel von Holzscheiten, die ihn von drei Seiten umschlossen, trugen auch nicht gerade dazu bei, die Aussicht anmutiger zu gestalten. Das kleine, aus leichtem Fachwerk ausgeführte Ateliergebäude lag nämlich wie eine winzige Kulturinsel inmitten ausgedehnter Lagerplätze für allerlei Brennmaterialien, und der Himmel mochte wissen, wie sein Erbauer auf den Gedanken verfallen war, es gerade hier zu errichten.

Jedenfalls werden wir ziemlich ungestört sein, tröstete sich Erich, und mit vornehmen Besuchern, die solche Umgebung abschrecken könnte, brauchen wir ja einstweilen noch nicht zu rechnen.

Ein klapperndes Geräusch im Nebenzimmer veranlaßte ihn, die Verbindungsthür zu öffnen. Und eine merkwürdig rauhe, heisere Stimme, die man, ohne die Sprechende zu sehen, sicherlich für eine Männerstimme gehalten hätte, klang ihm entgegen:

„'n Morgen, junger Herr! Schon 'raus aus die Posen? Na, denn is et man jut, det der Mokka fertig is. Ich bin't noch so jewöhnt von früher her. Denn der arme Herr Stehling war auch immer mit die Lerchen munter. Wenigstens in seine juten Tage, ehe die dummen Frauenzimmerjeschichten ihn janz außer Rand und Band jebracht hatten.“

Die würdige Dame, von der sich Erich mit solchem Redeschwall überschüttet sah, hatte ihre Hantierung am weiß gedeckten Frühstückstische unterbrochen, um ihren neuen Schützling mit aufmerksam forschendem, aber unverkennbar wohlwollendem Blick zu mustern. Sie war eine walkürenhaft gebaute Person zwischen vierzig und fünfzig Jahren mit einem derbknochigen, stark geröteten Gesicht und kleinen, verschmitzten Augen. Die biderbe Treuherzigkeit ihrer Ausdrucksweise schien nicht ganz ohne eine kleine Beimischung von Schauspielerei, und Erich fühlte sich davon nicht gerade angenehm berührt. Aber er sagte sich, daß es wenig politisch sein würde, sich durch eine hochmütig ablehnende Zurückhaltung von vornherein um ihre Gunst zu bringen.

Der Hauswirt hatte sie ihm als eine sehr ordentliche, zuverlässige Aufwärterin empfohlen, und er hatte sich schon deshalb entschließen müssen, sie vorläufig in seinen Dienst zu nehmen, weil der frühere Bewohner des Ateliers es so gehalten hatte, und weil ihre auf demselben Grundstück belegene Wohnung durch einen Glockenzug mit der seinigen verbunden war. Auch war sie in ihren Ansprüchen sehr bescheiden gewesen, und er durfte doch am Ende nicht erwarten, eine Dame von vornehmen Umgangsformen als Aufwärterin zu gewinnen.

So erwiderte er denn freundlich ihren Gruß und sagte, indem er sich an dem ganz einladend hergerichteten Kaffeetische niederließ:

„Sie haben meinen Vorgänger und seine Lebensgewohnheiten, wie es scheint, sehr genau gekannt, werte Frau Schulze!"

„Na, und ob ich ihn jekannt habe! Vor mir hatte er keine Jeheimnisse, bis zuletzt, wo — na, will nichts Schlechtes von dem armen Menschen reden. Und soviel kann ich Ihnen sagen, Herr von Brunneck: hätte er auf mir jehört, wie die Sache mit der Person anfing, er säß heute noch da, wo Sie jetzt sitzen. Den Tag, wie sie ihn mit'n Krankenwagen abholten, da hat er mir zum Abschied die Hand jejeben und hat jesagt: Schulzen — hat er jesagt — Schulzen, seien Sie mir nich mehr böse! Am Ende wär't doch jescheiter jewesen, wenn ich auf Ihnen jehört hätte; aber ich habe ja nu meine Strafe erhalten. — Un dabei lächelte er noch, aber mit so einem Lächeln, daß mir die Thränen über die Backen liefen, ich mochte wollen oder nich. Denn er is ein juter Mensch jewesen bei all' seine Künstlerschrullen."

Es war gut, daß sie ein Bedürfnis fühlte, mit dem Zipfel ihrer blauen Küchenschürze über die Augen zu fahren, denn der Strom ihrer Rede wäre sonst wohl noch eine gute Weile unaufhaltsam weiter gerieselt. So aber fand Erich Gelegenheit, den Erguß ihrer wehmütigen Erinnerungen abzuschneiden, indem er ihr so liebenswürdig wie möglich einen wirtschaftlichen Auftrag erteilte und sich damit wenigstens für jetzt ihren allzu vertraulichen Offenbarungen aus dem Leben seines bedauernswerten Vorgängers entzog.

Mißmutig schob er, sobald sie sich entfernt hatte, die halb geleerte Kaffeetasse zurück. Denn ihre Worte hatten die ohnedies

nicht sehr rosige Stimmung, in der er heute sein neues Künstlerleben begann, keineswegs heiterer gestaltet. Der Tote, von dem sie gesprochen, und den er nie mit leiblichen Augen gesehen, war ihm doch nicht mehr so fremd und so gleichgültig, wie er sich's hatte einreden wollen, als er sich entschlossen, seine Hinterlassenschaft zu übernehmen. Hier an diesem nämlichen Tische hatte er oftmals gesessen, hatte vielleicht aus derselben Tasse getrunken und seine Augen auf denselben abenteuerlich gestalteten Feuchtigkeitsfleck in der Tapete gerichtet, der sich dem Sofa gerade gegenüber befand. Er hatte wahrscheinlich dieselben hochfliegenden Hoffnungen im Herzen getragen und dieselben Träume von Ruhm und Künstlergröße geträumt. Und nun lag er irgendwo draußen in der kühlen Erde, zu Grunde gerichtet durch die verderbliche Leidenschaft für ein Weib, die ihn allem anderen untreu gemacht hatte: seinen heiligen Vorsätzen und seinen hohen Idealen. Denn daran, daß die wackere Frau Schulze in diesem Punkte richtig gesehen hatte, zweifelte er keinen Augenblick. Es dünkte ihm so erschütternd wahrscheinlich, weil er's seit sechs Tagen schmerzlich genug an sich selbst verspürte, was die Leidenschaft für ein Weib in eines Mannes Leben bedeutet.

Der Kuß, den er an jenem unglückseligen Abend von Dolly Försters Lippen getrunken, hatte in seiner Seele einen Sturm entfesselt, der ihm nicht mehr Ruhe ließ bei Tage wie bei Nacht, und der trotz alles verzweifelten Sträubens wie mit Zaubergewalt seine Gedanken immer in dem nämlichen Geleise hielt.

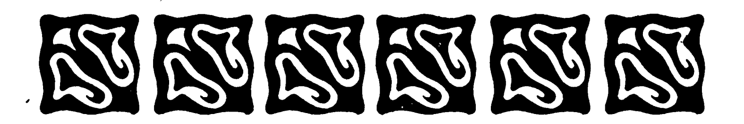
Er hatte sie nicht wiedergesehen, hatte sie nicht wiedersehen wollen; aber er verzehrte sich in brennender Sehnsucht nach ihr und verschmachtete wie ein Fieberkranker vor heißem Verlangen nach ihrem Anblick. Mit ängstlicher Sorgfalt hatte er seine wenigen Besuche bei den Vollarts so eingerichtet, daß eine Begegnung mit Dolly nicht wahrscheinlich war, und der Zufall hatte ihn in seinem Bemühen unterstützt Aber jedesmal, wenn er das Haus seines ehemaligen Lehrers verließ, ohne sie gesehen zu haben, hatte er grimmig mit diesem Zufall gehadert und hatte nichts anderes, als verächtliche Bitterkeit empfunden über die heroische Beharrlichkeit seiner entsagenden Vorsicht.

Von Tag zu Tag hatte er gehofft, endlich Herr zu werden über den unwürdigen Zwiespalt zwischen dem Bewußtsein seiner ernsten Pflichten und der gebieterischen Begehrlichkeit seiner Wünsche. Aber von Tag zu Tag war der Widerstand quälender und aufreibender geworden, so daß er niemals besser als in dem gegenwärtigen Augenblick den Seelenzustand eines Menschen zu begreifen vermochte, den die verderbliche Leidenschaft für ein Weib elend zu Grunde gerichtet.

Wäre nur Sarlo erst hier! dachte er. Ich glaube, es giebt keine schlechtere Gesellschaft für mich als der Geist dieses Malers, der wahrhaftig noch immer in seiner Behausung umzugehen scheint.

Aus der Wohnstube, die nicht viel größer war als das Schlafgemach, führte eine zweite Thür in das eigentliche Atelier. Hier lag und stand augenblicklich alles noch so, wie es zu Lebzeiten des Vorbewohners gewesen war. Die alte Verwandte, die ihn beerbt, hatte wohl nur seine wertvolleren Besitztümer an sich genommen und was etwa an Bildern und Zeichnungen von seiner Hand dagewesen sein mochte. Denn von solchen sichtbaren Spuren seiner künstlerischen Thätigkeit hatte Erich nichts mehr gefunden. Nur ein paar Gipsabgüsse von menschlichen Gliedern hingen noch an den kahlen Wänden, und auf dem sonst völlig geleerten Bücherregal lagen ein paar alte, abgegriffene Bände, die zu beseitigen Erich von einem gewissen dunklen Pietätsgefühl abgehalten worden war. (Fortsetzung folgt.)





Moderne Familiengespenster.

Von **Ewald van den Bosch.**

(Nachdruck verboten.)

In der englischen Aristokratie gehört es seit einer Reihe von Generationen zum guten Ton, auf seinem Stammsitz einen Familienspuk, eine weiße Frau oder dergleichen zu besitzen. Wer auf seinem Schloß ein solches übernatürliches Wesen beherbergt, gewinnt an Ansehen und Achtung, mag nun der Geist aus dem Kreise der eigenen Familie oder der ehemaligen Dienerschaft stammen, mag er männlich oder weiblich, gut oder schlecht sein. Und sicher werden auch diejenigen Herrnsitze, in denen das eine oder andere Gespenst haust, besonders beachtet und mit Vorliebe von den reichen Parvenus gekauft, die als australische Schafhüter, als kalifornische Goldgräber oder afrikanische Sklavenhändler ihre Millionen erworben haben und ihren Lebensabend auf einem der alten, vornehmen Landsitze ihres Mutterlandes beschließen möchten.

Ein Lord Airlie hatte Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Tod eines Trommelschlägers verschuldet. Zum Dank dafür rührt dessen Geist jedesmal im Schlosse Cortachy die Trommel, wenn sich der Tod einem Mitglied der Airlieschen Familie nähert. Dem eigenartigen Spuk liegt folgende Geschichte zu Grunde:

Lord Airlie, der sich über seinen widerspenstigen Trommler geärgert hatte, ließ ihn in seine eigene Trommel sperren und von den Mauern des Schlosses in den Burggraben werfen, wo der Aermste elendiglich ertrank. Der Trommelschläger hatte aber geschworen, daß er, wenn er auf die Weise umkommen sollte, für alle Zeiten im Schlosse umherspuken würde.

Er hat sein Wort gehalten. Denn 1840, kurz vor dem Tode des Lords, und im Jahre 1883, unmittelbar vor dem Ableben seiner zweiten Gemahlin, wurde die Trommel ganz deutlich von mehreren Familienmitgliedern gehört. Eins von diesen, eine Dame, die sich zum Besuch auf dem Schlosse aufhielt und noch nie von dem Dasein des Spuks gehört hatte, fragte beim Mittagsessen ihren Wirt, wer der sonderbare Trommler sei, der soeben auf der Treppe den Wirbel geschlagen habe. Die Frage machte die Wangen des Lords erbleichen. Einige Jahre vorher war derselbe Trommelschläger erschienen, und kurz darauf war seine erste Gemahlin ganz plötzlich verschieden. Diesmal galt der Besuch ihm selbst. Am nächsten Morgen fand man den Lord tot in seinem Bette liegen.

Der Familie Combermere sind sogar zwei Geister beschieden. In der Abtei von Combermere giebt es einen alten Raum, der früher Kinderstube war. Hier zeigt sich von Zeit zu Zeit der Geist eines vierzehnjährigen Mädchens, das eigenartig gekleidet ist und einen steifen Halskragen trägt.

Das letzte Mal zeigte der Geist sich der Nichte des Lords Colton, die diesen Raum bewohnte. Miß Colton, die mit der Toilette zum Mittagessen beschäftigt war, wandte sich vom Spiegel ab, um einen kleinen Schmuck zu suchen, der auf einem Nebentisch lag, als sie das Kind an ihrem Bette stehen und plötzlich einen wilden Rundtanz um dasselbe beginnen sah — das Bett stand nämlich frei im Zimmer, etwa einen Fuß von der Wand entfernt. Da der Raum hell erleuchtet war, konnte Miß Colton ganz deutlich die Gesichtszüge der armen Kleinen unterscheiden, die fortwährend die größte Angst und einen grenzenlosen Schmerz ausdrückten.

Als sie der Lady Colton Mitteilung von dem Erlebten machte, erzählte diese ihr, daß ihr verstorbener Gatte als Knabe mit seiner Lieblingsschwester gespielt und sie mehrere Male um dieses Bett herumgejagt habe, in dem sie wenige Stunden später plötzlich gestorben sei.

Eine zweite Erscheinung wurde auf einem anderen Landsitz des Lord Combermere mehrere Male beobachtet. In seinem Arbeitszimmer sah man den Geist des verstorbenen Lords häufig auf dem Lehnstuhl vor seinem Arbeitstisch sitzen. Eine Dame,

die auf dem Schlosse zum Besuch weilte und eine leidenschaftliche Photographin war, erblickte bei der Aufnahme des Zimmers ganz deutlich den alten Lord, eine große Gestalt mit langen, weißen Haaren und wallendem Bart, in seinem Stuhle sitzen. Auf der photographischen Platte war der Stuhl vorhanden, von dem Geist aber keine Spur zu sehen.

Zwei Gordongespenster zeigen sich auf dem Schlosse Fyvie in Schottland. Das eine ist eine vornehme Dame, in eleganter Kleidung von grünem Silberbrokat, die, mit einem brennenden Licht in der Hand, in der Halle und den Gängen des Schlosses herumspukt. Ihr Erscheinen hat immer ein wichtiges Familienereignis zur Folge.

Der andere Geist ist ein Trompeter, der sich aus Rache im Schlosse zeigt. Der ehemalige Besitzer von Fyvie, ein etwas lockerer Vogel, wollte sich des Trompeters, der ihm bei einer Liebesangelegenheit im Wege stand, entledigen. Er nahm ihn mit nach London und machte ihn dort in einer Hafenkneipe betrunken. In berauschtem Zustande ließ er ihn dann für ein nach Indien bestimmtes Kriegsschiff „pressen“. Als der Trompeter seinen Rausch ausgeschlafen hatte, befand sich das Schiff schon auf hoher See. In Indien starb er dann gleich nach seiner Ankunft am Fieber.

Das Mädchen aber, dessen Gunst der Lord zu gewinnen suchte, blieb ihrem Trompeter treu. Kurz nach seinem Verschwinden starb sie aus Trauer und Sehnsucht, und jetzt hört man auf dem Schlosse Fyvie jedesmal heftige Trompetenstöße, wenn jemand aus der Gordonschen Familie in Not und Elend gerät.

Man wird einräumen müssen, daß die Familie mehr als gewöhnlich vom Geschick verfolgt ist. Denn außer den beiden Unglück verkündenden Gespenstern steht sie noch unter einem erblichen Fluch. Als „Thomas, der Troubadour“ nach mehrjähriger Wanderung durch fremde Länder bei seiner Heimkehr ins Schloß seiner Väter die Thore unweigerlich für den armen Barden verschlossen fand, gab er seinem gewaltigen Zorn in einem alles zerschmetternden Fluche Ausdruck. Mit lauter, unheilschwangerer Stimme verkündete er, daß das Schloß sich nicht vorher vom Vater auf den Sohn vererben würde, ehe nicht drei „weinende Steine“ gefunden wären. Von diesen ist

bis jetzt aber nur einer, und zwar vor zwanzig Jahren, gefunden worden.

Auf dem Schlosse Fyvie befindet sich auch noch ein geheimnisvoller, immer verschlossener Raum, von dem es heißt, daß er fortwährend geschlossen bleiben müsse, da an demselben Tage, an dem er geöffnet würde, der Besitzer des Schlosses sterben und seine Gemahlin das Augenlicht verlieren würde. Aberglaube und Furcht haben es bis jetzt nicht möglich gemacht, die Wahrheit der Tradition zu beweisen; was aber „Thomas, des Troubadours“ Fluch betrifft, so ist es richtig, daß das Schloß sich nie direkt vom Vater auf den Sohn vererbt hat.

Auf dem Schlosse Glamis, das einem uralten Geschlecht, den Lyons, gehört, deren Aeltester den Namen Lord Strathnore trägt, giebt es laut Ueberlieferung eine Menge Geister und Gespenster. Auf diesem Schlosse besteht gleichfalls ein alter geheimnisvoller Raum, von dem man annimmt, daß er im Zusammenhang mit einem fürchterlichen Familiengeheimis steht, das nur dem Besitzer, seinem nächsten Erben und dem Haushofmeister bekannt ist. Niemand außer diesen dreien weiß, wo der Raum sich befindet und was er enthält. Der betreffende Erbe erfährt das Geheimnis an seinem einundzwanzigsten Geburtstag. Schon mancher Familienälteste hat seinen Brüdern und Verwandten vor diesem Tage versprochen, sie später in das Geheimnis einzuweihen. Sobald er es aber erfuhr, hat er ebenso, wie seine Vorgänger, geschwiegen. Auch von den Haushofmeistern ist nie etwas herauszubringen gewesen, und somit ist das Geheimnis Jahrhunderte hindurch sorgfältig unter den drei Eingeweihten aufbewahrt worden.

Man weiß daher auch nicht, ob und in welchem Zusammenhang dieser geheimnisvolle Raum mit dem Geiste eines alten Mannes mit langem Bart steht, der von Zeit zu Zeit im Schloß umherschwebt und sich über die Betten der schlafenden Kinder beugt. Vielleicht ist er identisch mit einer Erscheinung, die ein Gast des Schlosses in einer mondhellen Nacht gehabt haben will. Er sah oder glaubte ein bleiches Antlitz im Fenster eines unbewohnten Raumes des Schlosses gesehen zu haben.

Der Gesichtsausdruck war äußerst leidend und er sah aus, als wolle der Geist die Aufmerksamkeit des Gastes auf sich lenken.

In demselben Augenblick wurde aber die geheimnisvolle Person von jemandem hinter ihm vom Fenster entfernt. Gleich darauf ertönte ein heftiger Schrei, und der erschrockene Fremde sah eine wunderliche, einer gebückten, weiblichen Gestalt ähnliche Figur über den Schloßhof schweben und verschwinden.

Nach der geschichtlichen Ueberlieferung wurde hier, in diesem prächtigen, alten Schloß, Duncan von Lady Macbeth ermordet, und möglicherweise ist dieser Duncan derselbe alte bärtige Ritter, der sich jetzt im Schloßturm zeigt und einem Kinde, das gerade mit seiner Mutter auf dem Schloß zum Besuch war, durch sein Erscheinen einen fast tödlichen Schreck eingeflößt hat. Das Kind schlief im Ankleidezimmer neben dem Schlafgemach der Mutter. Letztere war noch wach und las, als das Licht auf ihrem Nachttisch plötzlich von einem kalten Windstoß erlosch, aber nicht so das Licht im Kinderzimmer, aus dem sie kurz darauf einen heftigen Angstschrei hörte. Die Mutter sprang auf, eilte dahin und fand ihr Kind wach und vor Schreck fast gelähmt. Schließlich berichtete es, daß es beim Aufwachen einen alten, weißbärtigen Mann über das Bett gelehnt erblickt habe.

Sicher ist, daß sich in den wunderbaren Sagen, die dies alte Schloß betreffen, Dichtung und Wirklichkeit derartig verschmelzen, daß niemand, nicht einmal der Skeptischste weiß, was er von den mannigfachen Ueberlieferungen glauben und nicht glauben soll.

Ein friedlicher und ungefährlicher Geist ist die sogenannte „braune Frau“ auf dem Landsitz Bainham in Norfolk. Sie wird als hochgewachsen und stattlich geschildert. Sie trägt ein steifes, braunseidenes Kleid und eine eigenartige Mütze auf dem Kopfe. Ihr Antlitz erscheint klar und deutlich, aber statt der Augen hat sie nur Augenhöhlen. Sie scheint viel im alten Schlosse umherzuwandern, doch ist man sich über den Zweck und die Veranlassung ihrer Besuche nicht ganz klar. Als der Besitzer des Schlosses, Lord Charles Townshend, einst gefragt wurde, ob er an die Anwesenheit der „braunen Frau“ glaube, antwortete er, daß er dazu gezwungen sei, an sie zu glauben, denn er habe sie selbst mehrmals, zuletzt am Abend vorher, mit eigenen Augen gesehen.

Einen liebenswürdigen und anscheinend einer civilisierten Spukwelt angehörenden Geist besitzt das Schloß Powy. Einst zeigte er sich einer alten, frommen Dame, die in dem sogenannten Spukzimmer, einem prächtigen Saale mit zwei großen Fenstern, einem großen, altmodischen Bett und anderen alten, kostbaren Möbeln, wohnte. Ein großes, lustiges Feuer brannte im Kamin, und auf dem Tisch vor dem Stuhl, in dem sie saß, stand ein Leuchter mit angezündetem Licht. Sie hatte gerade angefangen, in der Bibel zu lesen, als sie zu ihrem maßlosen Erstaunen einen älteren Ritter in großer Uniform den Raum betreten sah. Er trat an das Fenster heran, stützte den Ellbogen auf das Fensterbrett und ließ den Kopf in die Hand sinken. Sie glaubte, daß er, wie er so still dastand, eine Anrede von ihr erwartete, sie war aber zu erschrocken, um sprechen zu können.

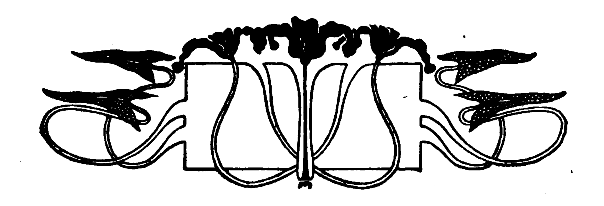
Kurz darauf verließ er den Raum, während die alte Dame sich auf die Kniee warf und mit der Bibel vor sich eifrig zu beten begann. Während ihres Gebets erschien der Geist von neuem, schritt einmal im Zimmer hin und her und stellte sich dann hinter sie. Dann entfernte er sich zum zweiten Male, kehrte aber gleich wieder zurück. Inzwischen war sie mutiger geworden und wagte die Frage:

„Wer seid Ihr, Sir, und was wünscht Ihr?"

Der Geist hob die Hand auf und sagte mit tiefem Ernst:

„Nehmt das Licht und folgt mir. Dann sollt Ihr alles erfahren."

Sie that, wie er ihr geheißen und folgte ihm in einen sehr kleinen Raum, wo er die Thür zu einem geheimen Schrank öffnete. Dann zeigte er auf einen kleinen Schrein unter einem der Fächer und auf einen Schlüssel, der in einer Vertiefung in der Wand versteckt war. Darauf befahl er ihr, den Schrein und Schlüssel an Lord Powy zu senden, der sich in London aufhielt, und verschwand. Was der Schrein enthielt, ist nie aufgeklärt worden, aber die unvermögende Dame hat von der Familie Powy bis zu ihrem Lebensende eine bedeutende Pension erhalten.



Ein Spielerleben.

Eine Erzählung aus Californien von Bret Harte.

(Nachdruck verboten.)

Als Herr John Oakhurst, Spieler von Fach, am Morgen des 23. November 1850 in die Hauptstraße von Poker-Flat hinaustrat, gewann er die Ueberzeugung, daß seit dem vorhergehenden Abend in der moralischen Atmosphäre dieses Ortes eine Aenderung sich vollzogen hatte. Zwei oder drei Männer, die in einem ernsthaften Gespräch mit einander begriffen waren, verstummten bei seiner Annäherung und wechselten vielsagende Blicke. Es lag eine sabbathliche Ruhe in der Luft, und das war in einer Kolonie, in welcher man an sabbathliche Einflüsse nicht gewöhnt war, ein unheilverkündendes Zeichen.

Herrn Oakhurst's ruhiges, hübsches Gesicht verriet wenig Besorgnis hinsichtlich dieser Anzeichen. Ob er eine Ahnung von der Ursache hatte, ist eine andere Frage.

„Ich vermute," dachte er bei sich, „daß sie hinter jemand her sind, — möglich, daß ich's bin."

Damit steckte er ruhig sein Schnupftuch, mit welchem er den roten Staub von Poker-Flat von seinen eleganten Stiefeln gefegt hatte, wieder in die Tasche und behelligte seinen Geist nicht länger mit weiteren Vermutungen.

In der That war Poker-Flat „hinter jemand her". In jüngster Zeit waren ihm mehrere tausend Dollar, zwei Pferde und ein hervorragender Bürger abhanden gekommen; und da empfand es plötzlich ein Aufflackern tugendhafter Reaktion, das

ganz so gesetzwidrig und gewaltthätig war wie nur irgend eine der Handlungen, die es hervorgerufen hatten. Ein geheimer Ausschuß hatte den Beschluß gefaßt, die Stadt von allen ungehörigen und zweideutigen Individuen zu säubern. Dies war geschehen auf ewige Zeiten in Bezug auf zwei Männer, welche bereits von den Zweigen einer Platane da oben in der Schlucht herabhingen, und temporär durch die Verbannung gewisser anderer zweideutiger Charaktere. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß einige darunter Damen waren. Doch bin ichs dem sanften Geschlecht schuldig zu konstatieren, daß sie aus ihrem anstößigen Lebenswandel ein Gewerbe machten, und nur bei solchen leicht festzustellenden Kapitalsünden wagte es Poker-Flat, zu Gericht zu sitzen.

Herr Oakhurst hatte sich nicht geirrt, als er vermutete, daß er in diese Kategorie mit eingeschlossen sei. Einige Mitglieder des geheimen Komitees hatten darauf gedrungen, ihn zu hängen, wodurch man möglicherweise nicht bloß ein eklatantes Exempel statuiert, sondern auch eine sichere Methode gefunden hätte, aus seinen Taschen sich die Summen wieder einzusäckeln, die er ihnen beim Spiel abgenommen hatte.

„Es ist wider alle Gerechtigkeit," sagte Jim Wheeler, „diesen jungen Menschen aus dem Brüller-Lager — einen vollständigen Fremdling — unser Geld forttragen zu lassen."

Da aber im Busen derer, welche so glücklich gewesen waren, von Herrn Oakhurst zu gewinnen, eine Art Billigkeitsgefühl wohnte, so wurden die Vertreter jenes engherzigen lokalen Vorurteils überstimmt.

Herr Oakhurst nahm sein Verbannungsurteil mit philosophischer Gelassenheit entgegen, — mit um so größerer Kaltblütigkeit, als er hörte, daß seine Richter geschwankt hatten. Er war zu sehr Spieler, um sich nicht in sein Schicksal zu ergeben. Ihm war das Leben im besten Fall ein ungewisses Glücksspiel und er erkannte die üblichen Prozente zu Gunsten des Bankhalters bereitwilligst an.

Eine Abteilung bewaffneter Männer begleitete die verbannte Gottlosigkeit von Poker-Flat bis an das Weichbild der Niederlassung. Außer Herrn Oakhurst, der durch seine kaltblütige Unerschrockenheit bekannt war, und zu dessen Einschüchterung man die bewaffnete Eskorte bestimmt hatte, bestand die Gesellschaft aus einem jungen Mädchen, das unter dem familiären Spitznamen „die Herzogin" bekannt war; ferner aus einer Person, die sich den Titel „Mutter Shipton" erworben hatte;

und endlich aus „Onkel Billy“, der ein vollendeter Trunkenbold war und außerdem im Verdacht stand, die Goldwäschereien bestohlen zu haben. Die Kavalkade rief keinerlei Bemerkungen von seiten der Zuschauer hervor; auch die Eskorte beobachtete vollkommenes Schweigen. Erst als man die Schlucht, welche die äußerste Grenze von Poker-Flat bezeichnete, erreicht hatte, hielt der Anführer eine kurze und durchaus sachliche Rede: Es wurde den Verbannten bei Gefahr ihres Lebens verboten, zurückzukehren.

Als die Eskorte verschwand, machten die bis dahin im Busen zurückgedrängten Gefühle sich endlich Luft durch einige hysterische Thränen der Herzogin und ein paar gemeine Injurien der Mutter Shipton. Onkel Billy warf mit einem wahren Pfeilregen von lästerlichen Schimpfreden um sich. Der philosophische Oakhurst allein bewahrte Schweigen. Gelassen hörte er Mutter Shiptons Wunsch an, jemand das Herz aus dem Leibe zu schneiden, die wiederholten Erklärungen der Herzogin, unterwegs sterben zu wollen, sowie die schrecklichen Worte Onkel Billys, die aus ihm herauskamen, als würden sie ihm ausgequetscht. Mit jener humoristischen Höflichkeit, welche Leute seines Schlages charakterisiert, bestand er darauf, sein eigenes Reitpferd, „Karreau Fünf“ geheißen, mit dem kläglichen Maultier zu vertauschen, welches die Herzogin ritt. Aber selbst diese edle That vermochte die Emigranten nicht sympathischer für einander zu stimmen. Das junge Mädchen brachte ihre verwelkten und etwas zerzausten Blumen mit einem schwachen Versuch von Koketterie wieder in Ordnung. Mutter Shipton warf dem Besitzer von „Karreau Fünf“ einige boshafte Blicke zu, und Onkel Billy schloß die ganze Gesellschaft in ein allumfassendes Anathema ein.

Die Straße nach Sandy-Bar — einem Lager, welches, da die auf eine Wiedergeburt abzielenden Einflüsse von Poker-Flat sich in ihm noch nicht geltend gemacht, den Emigranten einen Zufluchtsort zu bieten schien — führte über eine steile Bergkette. Es war eine starke, angestrengte Tagereise bis dahin. In dieser vorgerückten Jahreszeit gelangte die Gesellschaft bald aus den feuchten, gemäßigten Regionen der Hügellandschaft in die trockene, kalte und scharfe Luft der Sierras. Der enge Weg bot allerlei Hindernisse. Gegen Mittag kollerte die Herzogin aus ihrem Sattel zu Boden und erklärte ihre Absicht, nicht weiter zu gehen.

Die Gesellschaft machte Halt. Die Stelle war eigentümlich wild und großartig. Ein bewaldetes Amphitheater, auf drei

Seiten von jähen, nackten Granitfelsen umgeben, senkte sich in sanfter Abdachung nach dem Rande eines andern Abgrundes, der das Thal überragte. Es war ohne Zweifel die passendste Stelle für ein Lager — wäre es überhaupt ratsam gewesen, ein solches aufzuschlagen. Aber Herr Oakhurst wußte, daß man kaum erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, und für einen Aufenthalt war die Gesellschaft weder ausgerüstet noch mit Lebensmitteln versehen. Auf diese Thatsache machte er seine Gefährten aufmerksam, mit bündigen Worten und einem philosophischen Kommentar über die Thorheit, „die Karten fortzuwerfen, eh' die Partie ganz ausgespielt sei“. Aber sie waren mit Branntwein versehen, der ihnen in dieser bedenklichen Lage wohl alles ersetzte: Essen, Feuerung, Ruhe und auch Ueberlegung.

Trotz Oakhursts Vorstellungen befanden sie sich bald mehr oder weniger unter dem Einfluß des Schnapses. Onkel Billy ging aus seiner kriegerischen Stimmung rasch in den Zustand völliger Stumpfheit über; die Herzogin wurde sentimental, und Mutter Shipton begann zu schnarchen. Herr Oakhurst allein hielt sich aufrecht, lehnte gegen einen Felsen und überschaute ruhig seine Reisegefährten.

Herr Oakhurst trank nicht. Das vertrug sich nicht mit einem Berufe, der Kaltblütigkeit, Leidenschaftslosigkeit und Geistesgegenwart erheischte.

„Einen solchen Luxus,“ pflegte er zu sagen, „könne er sich nicht gestatten.“ — Wie er seine Mitverbannten so dahingelagert sah, begann die Pariastellung, zu welcher sein niedriges Gewerbe, seine Lebensgewohnheiten, seine Laster ihn verdammten, seinen Geist zum erstenmal gewaltig zu bedrücken.

Er bemühte sich, seinen Aerger zu vergessen, indem er sich den Staub von seinen schwarzen Kleidern klopfte, sich Gesicht und Hände wusch, und andere Handlungen seiner feinen Gewohnheiten vornahm. Und es gelang ihm für einen Augenblick. Der Gedanke, seine schwächern und noch bedauernswertern Leidensgenossen zu verlassen, kam ihm vielleicht niemals in den Sinn. Doch konnte er nicht umhin, tief jenen Mangel an Aufregung zu empfinden, der, seltsam genug, gerade am meisten jenen ruhigen Gleichmut herbeiführte, wegen dessen er berüchtigt war. Er betrachtete die düstern Felswände, die wohl an tausend Fuß sich jäh über die im Kreise um ihn herumstehenden Fichten erhoben; den Himmel, der sich mit unheilverkündenden Wolken überzogen; das Thal da unten, welches sich bereits in

Schatten gehüllt hatte. . . Noch stand er in Sinnen verloren, als er plötzlich seinen Namen rufen hörte.

Langsam kam ein Reiter den Weg herauf. In dem frischen, offenen Gesicht des Ankömmlings erkannte Herr Oakhurst Tom Simson, sonst bekannt unter dem Namen „Der Unschuldige von Sandy-Bar". Er hatte ihn vor einigen Monaten bei einem „Spielchen" getroffen und dem harmlosen Jüngling mit der vollkommensten Seelenruhe sein ganzes Vermögen — etwa vierzig Dollar — abgenommen. Nach Beendigung des Spiels hatte Herr Oakhurst den jugendlichen Spekulanten hinter die Thür gezogen und ihn also angeredet:

„Tommy, du bist ein ganz netter Junge, aber nicht im Stande, auch nur um einen Dreier zu spielen. Versuch's nicht wieder."

Dann hatte er ihm sein Geld wieder eingehändigt, ihn sanft aus dem Zimmer geschoben und sich Tom Simson auf diese Weise zu seinem ergebenen Sklaven gemacht.

Es lag eine Erinnerung an diesen Vorfall in dem knabenhaften und enthusiastischen Gruße, mit dem er Herrn Oakhurst anredete. Er hatte sich, sagte er, auf die Beine gemacht, um in Pokerat sein Glück zu versuchen.

„Allein?"

Nein, nicht gerade allein. Die Wahrheit sei, setzte er kichernd hinzu, daß er mit Piney Wodds Reißaus genommen. Ob Herr Oakhurst sich Piney's erinnerte? Die, welche im Mäßigkeitshause Aufwärterin gewesen. Schon lange Zeit wären sie verlobt gewesen, aber da hätte auf einmal der alte Jake Woods Einwendungen gemacht, und so wären sie davongelaufen und nun wären sie hier auf dem Wege nach Poker-Flat, um sich da zusammengeben zu lassen. Und sie wären ganz ab vor Müdigkeit, und wie glücklich sich das machte, daß sie hier einen Lagerplatz und Gesellschaft gefunden hätten!

Alles das plapperte der Unschuldige rasch daher, während Piney, ein kräftiges, hübsches Mädel von fünfzehn Jahren, hinter dem Fichtenbaume auftauchte, wo sie ungesehen errötet war, und nun an die Seite ihres Geliebten ritt.

Herr Oakhurst kümmerte sich selten um Fragen des Gefühls und noch seltener um solche des Anstandes; aber er hatte eine unbestimmte Vorstellung, daß die Situation keine glückliche war. Er behielt jedoch Geistesgegenwart genug, um Onkel Billy, der gerade etwas sagen wollte, einen Fußtritt zu versetzen, und Onkel Billy war nüchtern genug, um in Herrn Oakhursts

Fußtritt eine höhere Macht anzuerkennen, mit der zu spaßen nicht geraten war. Dann bemühte er sich, Tom Simson von der Notwendigkeit einer sofortigen Weiterreise zu überzeugen; aber umsonst. Er machte ihn sogar auf den Umstand aufmerksam, daß sie weder mit Lebensmitteln noch mit Material zum Aufschlagen eines Lagers versehen wären. Aber unglücklicherweise begegnete der Unschuldige diesem Einwurf mit der Versicherung, daß er extra ein mit Lebensmitteln beladenes Maultier mit sich führe, sowie mit der Entdeckung eines rohen Versuchs zu einem Blockhause unweit des Weges.

„Piney kann bei Frau Oakhurst bleiben," sagte der Unschuldige, indem er auf die Herzogin zeigte, „und ich werde mich schon behelfen."

Nichts als der mahnende Fuß des Herrn Oakhurst hielt Onkel Billy davon ab, in ein unbändiges Lachen auszubrechen. Wie die Dinge standen, sah er sich genötigt, sich in die Schlucht zurückzuziehen, bis es ihm möglich wäre, wieder eine ernsthafte Miene anzunehmen. Dort vertraute er den hohen Fichtenbäumen diesen Kapitalspaß an, wobei er sich wiederholt auf die Lende schlug, Gesichter schnitt und die ihm geläufigen Witze riß. Als er aber zur Gesellschaft zurückkehrte, fand er sie — allem Anschein nach in freundschaftlichster Unterhaltung — um ein Feuer sitzen; denn die Luft war merkwürdig kalt geworden, und der Himmel hatte sich immer mehr bezogen. Piney schwatzte in animierter, mädchenhafter Weise mit der Herzogin, und diese hörte ihr mit einem Interesse und einer Lebhaftigkeit zu, wie sie sie seit vielen Tagen nicht gezeigt hatte. Der Unschuldige hielt Herrn Oakhurst und Mutter Shipton Vortrag, — dem Anschein nach mit gleichem Erfolge, denn die letztere vergaß sich soweit, daß sie geradezu liebenswürdig wurde.

„Ist das da nicht ein verdammtes Picknick?" sagte Onkel Billy mit innerlicher Verachtung, indem er die Waldgruppe, das strahlende Feuer und die im Vordergrund angebundenen Thiere überschaute. Da plötzlich mischte sich ein Gedanke in die Alkoholdünste, welche sein Gehirn umnebelten. Der Einfall war ohne Zweifel spaßhafter Natur, denn er fühlte das Bedürfnis, sich abermals auf die Lende zu klatschen und sich die Faust in den Mund zu stopfen.

Als die Schatten langsam den Berg hinankletterten, begann eine leichte Brise die Wipfel der Fichtenbäume zu wiegen und leise klagend durch ihre langen, düstern Säulengänge zu ziehen.

Die halbverfallene Hütte, mit Fichtenzweigen gedeckt und ausgebessert, wurde den Damen allein überlassen. Als die Liebenden sich trennten, tauschten sie ohne Ziererei einen so ehrlichen, aufrichtigen Kuß aus, daß man ihn über den sich schaukelnden Fichten hätte hören können. Die gebrechliche Herzogin und die boshafte Mutter Shipton waren wahrscheinlich zu sehr verdutzt, um über diesen letzteren Beweis kindlicher Einfalt Bemerkungen zu machen, und so wandten sie sich, ohne ein Wort zu sagen, der Hütte zu. Das Feuer wurde von neuem mit Brennstoff versehen, die Männer legten sich vor der Thür nieder und nach wenigen Minuten waren alle eingeschlafen.

Herr Oakhurst hatte einen leichten Schlaf. Gegen Morgen erwachte er — erstarrt und kalt. Als er das verlöschende Feuer schürte, führte ihm der Wind, der jetzt sehr stark wehete, etwas an die Wange, bei dessen Berührung ihm das Blut daraus entwich, — Schnee!

Er sprang auf die Füße in der Absicht, die Schläfer zu wecken; denn es war keine Zeit zu verlieren. Aber indem er sich der Stelle zuwandte, wo Onkel Billy gelegen, fand er, daß dieser verschwunden war. Ein Verdacht fuhr ihm durch das Hirn und ein Fluch von den Lippen. Er lief nach der Stelle, wo die Maultiere angebunden gewesen waren — gleichfalls verschwunden; und ihre Spuren wurden bereits rasch durch den Schnee verwischt.

Einen Augenblick geriet Herr Oakhurst in Aufregung. Doch bald kehrte die ihm eigene Ruhe zurück. Er trat wieder zum Feuer, aber ohne jemand zu wecken. Friedlich, mit einem Lächeln auf seinem gutmütigen, sommersprossigen Gesicht, schlummerte der Unschuldige; und die jungfräuliche Piney schlief neben ihren schwächeren Schwestern so süß, als ob Schutzengel ihrer warteten. Herr Oakhurst zog sich seine Decke über die Schultern, strich sich den Schnurrbart und erwartete die Morgendämmerung. Langsam rückte sie heran, in einem Wirbel von Schneeflocken welche die Augen blendeten und verwirrten. Was von der Landschaft gesehen werden konnte, erschien wie durch einen Zauberschlag verändert. Er überschaute das Thal und faßte dann Gegenwart und Zukunft in ein Wort zusammen — „eingeschneit!“

Eine sorgfältige Inventur der Mundvorräte, die glücklicherweise innerhalb der Hütte untergebracht worden und so den verräterischen Händen Onkel Billy's entgangen waren, ergab die Thatsache, daß man es mit Sparsamkeit und Vorsicht zehn

Tage aushalten könnte. „Vorausgesetzt,“ sagte leise Herr Oakhurst zu dem Unschuldigen, „daß Sie bereit sind, uns in Kost zu nehmen. Wenn nicht — und vielleicht thäten Sie besser daran — so können Sie's abwarten, bis Onkel Billy mit Lebensmitteln zurückkommt.“

Aus irgend einem verborgenem Grunde konnte Herr Oakhurst es nicht über sich bringen, Onkel Billy's Schurkenstreich aufzudecken, und so stellte er die Vermutung auf, daß er sich vom Lager verirrt und die Tiere zufällig scheu gemacht habe. Dabei gab er der Herzogin und Mutter Shipton einen Wink; denn diese zweifelten natürlich keinen Augenblick daran, daß ihr Gefährte von ihnen abgefallen war.

„Sie werden schon herausfinden, was wir alle für Leute sind — wenn Sie überhaupt etwas herausfinden,“ setzte er vielsagend hinzu: „und es hat ja keinen Zweck, sie jetzt zu ängstigen.“

Tom Simson stellte nicht nur seine ganze irdische Habe Herrn Oakhurst zur Verfügung, ja die Aussicht auf die gezwungene Ausschließung von der Welt da draußen schien ihm sogar Vergnügen zu machen.

„Wir werden hier acht Tage prächtig kampieren,“ sagte er; „und dann schmilzt der Schnee, und wir kehren alle mit einander zurück.“

Die Fröhlichkeit des jungen Menschen und Herrn Oakhurst's Ruhe steckten die andern an. Der Unschuldige improvisierte mit Hilfe von Fichtenzweigen ein Dach für die unbedeckte Hütte, und die Herzogin unterwies Piney in der Einrichtung des Innern mit einem Geschmack und einem Takt, daß diese Jungfer vom Lande ihre blauen Augen so weit aufriß, als es ihr nur möglich war.

„Ich kann mir denken,“ sagte sie, „daß ihr an schöne Sachen gewöhnt seid da in Poker-Flat.“

Die Herzogin wandte sich schnell zur Seite, um etwas zu verbergen, das ihre Wangen durch ihre gewerbsmäßige Farbe hindurch erröten machte, und Mutter Shipton bat Piney, nicht „solch dummes Zeug“ zu schwatzen. Aber als Herr Oakhurst von einem ermüdenden Suchen nach dem Wege zurückkehrte, hörte er das fröhlichste Lachen von den Felswänden widertönen. Etwas beruhigt blieb er stehen und im ersten Augenblick dachte er natürlich an den Whiskey, den er die Vorsicht gehabt hatte zu verstecken.

„Und doch klingt es mir gar nicht wie Whiskey,“ sagte der Spieler.

Aber erst, als er durch das noch immer blendende Schneegestöber des flackernden Feuers und des um dasselbe lagernden Gruppe ansichtig wurde, gewann er die Ueberzeugung, daß es „bloßer Spaß“ sei.

Ob Herr Oakhurst mit dem Whiskey auch seine Karten als etwas, dem der freie Zutritt zu dieser Gemeinde verweigert werden müsse, versteckt hatte, kann ich nicht sagen. So viel steht fest, daß, wie Mutter Shipton sich ausdrückte, während dieses Abends nicht ein einziges Mal das Wort „Karten“ über seine Lippen kam. Glücklicherweise konnte man sich die Zeit mit einer Ziehharmonika vertreiben, welche Tom Simson mit einer etwas herausfordernden Miene aus seiner Bagage hervorgezogen hatte. Trotz einiger Schwierigkeiten in der Handhabung dieses Instrumentes war Piney Woods so glücklich, seinen Klappen ein paar widerstrebende Melodien zu entreißen, welche der Unschuldige mit ein paar knöchernen Castagnetten begleitete. Aber die Krone des Festes an diesem Abend wurde erreicht mit einer jener rauhen Hymnen, welche bei den religiösen Meetings in den Lagern abgesungen werden: mit gefalteten Händen und großer Ernsthaftigkeit trugen die Liebenden laut ihren Choral vor. Ich fürchte, daß es mehr ein gewisser herausfordernder Ton und kriegerischer Schwung in der Melodie der Hymne als irgend eine erbauliche Eigenschaft derselben war, wodurch die übrigen hingerissen wurden, die zuletzt sämtlich in den Kehrreim einfielen:

„Bin stolz zu stehn im Dienst des Herrn,
Bereit in seinem Heer zu sterben.“

Die Fichten wiegten sich dabei, der Schneesturm wirbelte über der unglückseligen Gruppe und die Flammen ihres Altars züngelten himmelwärts, gleichsam als wollten sie das Gelübde emportragen.

Gegen Mitternacht ließ der Sturm nach, die rollenden Wolken zogen davon, und hell schimmerten die Sterne über dem schlafenden Lager. Oakhurst, den die Gewohnheiten seines Berufs befähigten, mit einem äußerst geringen Betrag an Schlaf auszukommen, richtete es, indem er mit Tom Simson die Wache teilte, so ein, daß ihm selbst der größere Teil dieser Pflicht zufiel. Er entschuldigte sich gegen den Unschuldigen damit, daß er sagte, er sei „oft eine ganze Woche ohne Schlaf gewesen.“

„Und was hielt Sie wach?“ fragte Tom.

„Das Spiel!“ versetzte Oakhurst bündig. „Hat der Mensch Glück — ein Negerglück — so wird er nicht müde. Nicht der

Mensch, sondern das Glück giebt zuerst nach. Das Glück," fuhr der Spieler nachdenklich fort, „ist ein überaus wunderliches Ding. Alles, was wir zuverlässig darüber wissen, beschränkt sich darauf, daß es der Veränderung unterworfen ist. Und herauszufinden, wann es grad im Begriff steht, sich zu wenden — das ist die ganze Kunst! . . . Seitdem wir Poker-Flat verlassen, haben wir schlechte Karten gehabt . . . Sie kommen dahergezogen und fallen ebenfalls herein . . . Können Sie Ihre Karte während des ganzen Spieles behaupten, so wird alles gut für Sie ablaufen. Uebrigens," setzte der Spieler mit einer gewissen heitern Respektwidrigkeit hinzu:

„Bin stolz, zu stehn im Dienst des Herrn,
Bereit, in seinem Heer zu sterben."

Der Morgen des dritten Tages brach an, und als die Sonne hinter den weißen Vorhängen des Thales hervorschaute, fand sie die Verbannten damit beschäftigt, von ihren Mundvorräten, mit denen es allmählich auf die Neige ging, sich ihr Frühmahl zuzuteilen. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten jenes gebirgigen Klimas, daß ihre Strahlen eine freundliche Wärme über die Winterlandschaft ausgossen — gleichsam zum Zeichen des Mitleids und des Bedauerns. Aber zugleich enthüllte sie gewaltige, rings um die Hütte aufgetürmte Schneemassen — ein unbefahrbares, hoffnungberaubendes, weißes Meer, das unabsehbar unter dem felsigen Gestade sich hinzog, an welches die Verstoßenen noch immer sich anklammerten. In der wunderbar klaren Luft verbreitete der Rauch aus der tugendhaften Niederlassung Poker-Flat sich meilenweit über die Landschaft. Mutter Shipton bekam ihn zu Gesicht und schleuderte von einer einsamen Zinne ihrer Felsenburg nochmals einen Fluch nach jener Richtung. Es war ihr letzter Versuch in diesem Genre, und das mochte der Grund sein, daß er eine gewisse Erhabenheit an sich hatte.

„Es that mir wohl," gestand sie der Herzogin im Vertrauen. „Geh auch du hinauf und fluche ein wenig — du wirst die gute Wirkung an dir selbst erproben."

Dann fing sie an das „Kind" zu amüsieren, wie Piney von ihr und der Herzogin mit Vorliebe genannt wurde. Nicht als ob Piney noch ein Püppchen gewesen wäre, aber mit diesem Kosenamen deuteten die beiden Damen auf den für sie so merkwürdigen Umstand hin, daß Piney nicht fluchte und ein Mädchen von anständigem Betragen war.

Als abermals die Nacht vom Thalgrund heraufzog, ließen

sich wieder die schnarrenden Töne der Ziehharmonika bald in plötzlichem Aufzucken, bald in langgedehnten Zügen um das flackernde Lagerfeuer vornehmen. Aber die Musik war heute nicht im Stande, die schmerzliche Lücke, welche die ungenügende Nahrung zurückgelassen, ganz auszufüllen, und so wurde von Piney ein neues Mittel der Zerstreuung in Vorschlag gebracht — das Geschichtenerzählen. Da jedoch weder Herr Oakhurst noch seine Schicksalsgefährtinnen ihre persönlichen Erfahrungen zum Besten geben mochten, so wäre auch dieser Plan zu Wasser geworden, wenn nicht der Unschuldige sämtliche Kosten getragen hätte.

Vor einigen Monaten war ihm ein verirrtes Exemplar von Pope's sinnreicher Uebersetzung der Ilias in die Hände gefallen. Und so machte er sich jetzt anheischig, die hauptsächlichsten der in dieser Dichtung erzählten Wechselfälle vorzutragen, und zwar — da ihm mit dem Inhalt nicht auch die Worte im Gedächtnis geblieben — in dem nationalen Idiom von Sandy-Bar. Solcher Art war es an jenem Abend den homerischen Halbgöttern vergönnt, wieder auf der Erde zu wandeln. Die renommierenden Trojaner wurden handgemein mit den geriebenen Griechen unter dem Pfeifen des californischen Windes, und die hohen Fichtenbäume der Schlucht schienen sich zu krümmen unter dem Zorn des Peleussohnes Achilles. Herr Oakhurst lauschte mit ruhigem Behagen. Ganz besonders interessierte ihn das Schicksal des „Hans Schinnes", wie der Unschuldige hartnäckig den Namen des „schnellfüßigen Achilles" verhunzte.

So zogen mit Hilfe von ein wenig Nahrung, viel Musik und noch mehr homerischen Geschichten noch acht Tage über die Häupter der Verstoßenen dahin. Wiederum verließ sie die Sonne und wiederum wurden aus den bleiernen Wolken die Schneeflocken über die Landschaft gewirbelt. Mit jedem Tage zog sich die Schneegrenze enger um sie zusammen, bis sie zuletzt nur aus ihrem Gefängnis über blendende weiße Mauern hinauszublicken vermochten — an zwanzig Fuß hoch hatte der Wirbelwind die Schneemassen vor ihnen aufgetürmt. Mehr und mehr wuchs die Schwierigkeit, immer von neuem das Feuer mit Brennstoff zu versehen, da selbst die allernächsten umgesunkenen Bäume jetzt bald unter dem Schnee vergraben waren. Und dennoch äußerte niemand eine Klage. Die Liebenden wandten den Blick ab von der verhängnisvollen Zukunft, schauten einander in die Augen und waren glücklich. Herr Oakhurst faßte kaltblütig die Thatsache ins Auge, daß er das Spiel zu ver-

lieren habe. Die Herzogin, jetzt heiterer als sie je gewesen, beschäftigte sich angelegentlich mit Piney. Nur mit Mutter Shipton — früher die stärkste von allen — ging es rasch bergab. Mitten in der Nacht vom neunten auf den zehnten Tag rief sie Oakhurst an ihre Seite.

„Ich verlasse euch," sagte sie mit schwacher, klagender Stimme. „Aber sagen Sie nichts davon .... Wecken Sie die „Kinder" nicht .... Nehmen Sie das Packet unter meinem Kopfe weg und öffnen Sie es."

Herr Oakhurst that, wie ihm geheißen. Es enthielt Mutter Shiptons Rationen von der letzten Woche — sie waren völlig unberührt.

„Geben Sie das dem Kinde," fuhr sie fort, indem sie auf die schlafende Piney zeigte.

„Und Sie selbst sterben den Hungertod!" sagte der Spieler.

„So nennen es die Leute," versetzte sie klagend.

Dann legte sie sich wieder hin, wandte das Gesicht zur Wand und schlummerte ruhig ein.

Die Ziehharmonika und die Castagnetten wurden an diesem Tage beiseite gelassen und Homer war vergessen. Als die Leiche der Mutter Shipton dem Schnee übergeben worden war, nahm Herr Oakhurst den Unschuldigen auf die Seite und zeigte ihm ein Paar Schneeschuhe, die er aus dem alten Packsattel zurecht gemacht.

Noch giebt es eine Möglichkeit, sie zu retten," sprach er, indem er auf Piney zeigte. „Aber sie liegt dort," setzte er, nach Poker-Flat deutend, hinzu. „Können Sie die Ansiedlung in zwei Tagen erreichen, so ist sie gerettet."

„Und Sie?" fragte Tom Simson.

„Ich bleibe hier," war die kurze Antwort.

Die Liebenden schieden mit einer langen Umarmung.

„Sie gehen ebenfalls?" fragte die Herzogin Herrn Oakhurst, der, wie es schien, Anstalten machte, um den Unschuldigen zu begleiten.

„Bis unten zur Schlucht," gab er zur Antwort. Dann wandte er sich plötzlich wieder um und schloß die Herzogin in die Arme, deren blasses Antlitz flammendrot und deren bebende Lippen ganz starr wurden — sie war so erstaunt!

Die Nacht kam, aber kein Oakhurst. Sie brachte nur wieder Sturm und wirbelnden Schnee. Als die Herzogin das Feuer schürte, fand sie, daß jemand heimlich so viel Brennholz neben der Hütte aufgehäuft hatte, daß sie noch mehrere Tage

damit auskommen mußten. Die Thränen drangen ihr in die Augen, aber sie verbarg sie vor Piney.

Die Frauen schliefen nur wenig. Als sie am Morgen erwachten und sich anblickten, da las die eine in den Augen der andern ihr Schicksal. Niemand sprach ein Wort; aber Piney, jetzt die stärkere, schmiegte sich an die Herzogin und schlang ihren Arm um sie. In dieser Stellung blieben sie den ganzen Tag. In der folgenden Nacht erreichte die Wut des Schneesturmes den höchsten Grad: die schützenden Fichtenbäume niederreißend, drang er bis in die Hütte vor.

Gegen Morgen fühlten sie nicht mehr die Kraft in sich, das Feuer zu schüren — es fing an langsam zu erlöschen. Als bereits die Kohlen sich zu schwärzen begannen, schloß die Herzogin sich noch fester an Piney an und brach endlich nach vielen Stunden das Schweigen mit den Worten:

„Piney, kannst du beten?“

„Nein,“ sagte Piney aufrichtig.

Die Herzogin empfand — sie wußte selbst nicht warum — eine Art Erleichterung, lehnte ihr Haupt gegen Pineys Schulter und verstummte wieder. Und also gebettet, — die jüngere und reinere das Haupt ihrer sündigen Schwester an ihren jungfräulichen Busen drückend, — schlummerten sie beide ein. Der Wind legte sich — als fürchtete er, sie zu wecken. Federähnliche Schneeflocken, von den langen Fichtenzweigen abgeschüttelt. flogen gleich weißbeschwingten Vöglein herab und ließen sich in ihrer Nähe nieder, gleichsam als wollten sie über ihren Schlummer wachen. Durch die zerrissenen Wolken schaute der Mond hernieder auf das ehemalige Lager.

Aber alle menschlichen Schandflecken, alle Spuren irdischer Mühsal wurden begraben unter dem makellos reinen Mantel, welcher erbarmungsvoll von oben darüber gebreitet worden ...

Diesen ganzen Tag schliefen sie, und auch den folgenden Tag, und als rufende Stimmen und nahende Schritte das Schweigen brachen, wachten sie nicht auf. Und als mitleidige Hände den Schnee von ihren blassen Gesichtern wischten, hätte man kaum zu sagen vermocht, welche die Sünderin gewesen — ein so gleichmäßiger Frieden ruhte auf beider Antlitz. Selbst das Gesetz von Poker-Flat erkannte das an, wandte das Haupt ab und ließ sie verschlungen, die eine in den Armen der andern.

Aber am Eingang der Schlucht fand man an die Rinde eines der größten Fichtenbäume mit einem Dolchmesser eine

Pique-Zwei angeheftet, worauf mit fester Hand in Blei Folgendes geschrieben stand:

†

Unter diesem Baume liegt die Leiche von John Oakhurst, der eine schlechte Karte zog am 23. November 1850 und seinen Einsatz zurückgab am 7. Dezember 1850.

†

Und kalt und regungslos, einen Revolver an der Seite und eine Kugel im Herzen, ruhig und stolz, wie er's im Leben war, lag da unter dem Schnee derjenige, welcher der stärkste und zugleich der schwächste gewesen unter den Verstoßenen von Poker-Flat.



———



Leipziger Universität (Augusteum) nach vollendetem Neubau.

Ein Rundgang durch die deutschen Hochschulen.

Plaudereien aus alter und neuer Zeit.

Von Dr. A. Stern.

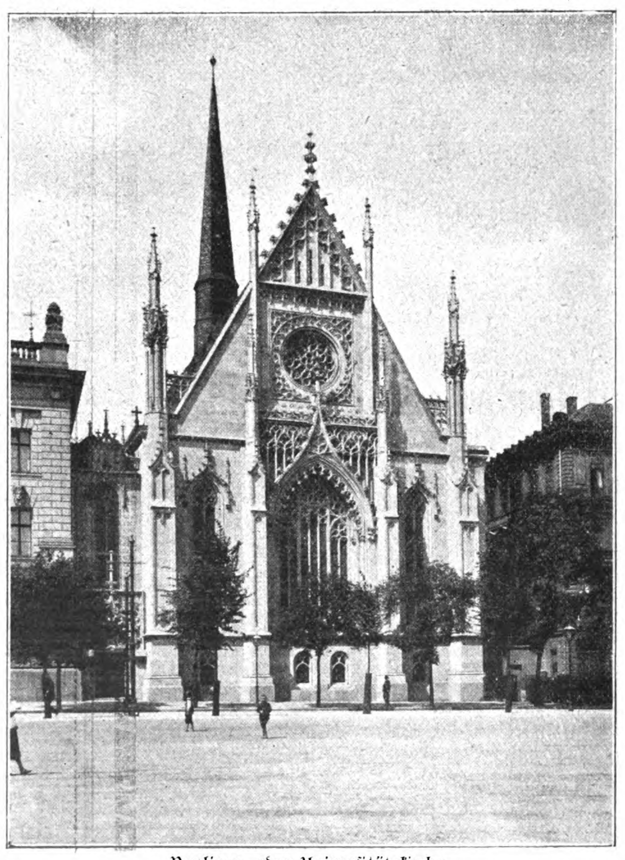
(Nachdruck verboten.)

6. Leipzig.

Wie drängt's mich wiederum zu schauen
Die schönen Felder, Wiesen, Auen,
Wo Bierdorf sich an Bierdorf reiht
Dem Studio zu Lust und Freud!
Und Leipzig selbst, welch' reges Leben,
Welch' froher Fleiß und frisches Streben!
Aus dem „Leipziger Karzer-Album."

Fast zwei Jahrzehnte sind verflossen, seitdem ich in Leipzig mit klopfendem Herzen und tadellosem Cylinder ins „Rigorosum" stieg und mit dem — nur noch symbolisch gemeinten — Doktorhut den Prüfungssaal wieder verließ. Als ich neuerdings die altehrwürdige Musenstadt, die bald das fünfhundertjährige Bestehen ihrer Universität wird feiern können, wieder besuchte, fiel mir neben anderen Verschönerungen der neue Schmuck auf, den sich die „alma mater" zugelegt hatte. Die Vorderseite des Universitätsgebäudes, das nach dem Augustusplatz zu gelegene Augusteum, präsentierte sich mir weit stattlicher als früher, desgleichen die anstoßende Paulinerkirche. Mit Bewunderung schritt ich durch die mit großem Kostenaufwand hergestellte, luftig hohe und künstlerisch ausgeschmückte Wandelhalle, von der aus man zu den Hörsälen

gelangt; sie ist einzig in ihrer Art, und keine andere Hochschule kann ihr etwas Aehnliches an die Seite stellen. Beim Ausgang nach der Universitätsstraße blieb ich noch im Paulinerhofe stehen, um die den-

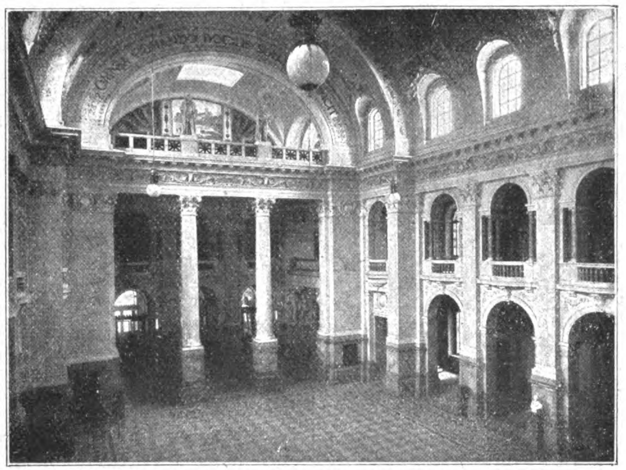


Pauliner- oder Universitätskirche.

selben einschließenden Nebengebäude der Universität, das neue Albertinum und Johanneum, das Bornerianum und Paulinum, gebührend zu betrachten, und manche Vergleiche zwischen einst und jetzt stiegen in mir auf. Ja, Leipzig hat sich in den letzten Jahren sehr zu seinem Vorteil verändert, und seine Hochschule hat redlichen Anteil daran gehabt.

Auszug aus Prag und Gründung der Universität Leipzig.

Die Universität Leipzig ist eine der ältesten, welche Deutschland besitzt. Es war im Mai 1409, als die Czechen in ihrem schon damals stark entwickelten nationalen Uebermut es durchsetzten, daß König Wenzel die der deutschen „Nation" an der Prager Hochschule zustehenden Rechte verletzte und zum Hohn seinen Küchenmeister zum Oberhaupte der Universität einsetzte. Durch religiöse Gegensätze, besonders durch den Magister Johannes Hus, der an die Spitze der Böhmen trat, war der Deutschenhaß verschärft worden, und so entschlossen sich die deutschen Studenten und ihre Lehrer zum Auszug aus Prag, lieferten Siegel, Matrikeln



Wandelhalle der Leipziger Universität. (Die Inschrift oben bedeutet: „Klugheit und Geschick, verbunden mit Wagemut, überwindet Alles.")

und Statuten ab und zogen größtenteils nach Leipzig, wo sie noch im Herbst desselben Jahres eine neue Hochschule gründen halfen. Geführt wurden die Auswanderer von dem Professor Johann Hofmann aus Schweidnitz, der zwei Jahre vorher Rektor zu Prag gewesen war, in der neugegründeten Universität Leipzig Professor der Theologie wurde und als Bischof in Meißen starb. Dem Philosophen Gruner, der früher selbst einen Lehrstuhl in Prag inne hatte, verdankten sie es, daß sie in der Pleißestadt gute Aufnahme und mit ihrer Gründungsidee allgemeinen Anklang fanden. Papst Alexander V. gab die zur Errichtung einer Universität im Mittelalter erforderliche Einwilligung, und schon am 2. Dezember 1409 konnte die neue Hochschule von dem thatkräftigen

Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren, der die Stiftungsurkunde überreichte, und von seinem mitregierenden Bruder, dem thüringischen Landgrafen Wilhelm dem Einäugigen, eröffnet werden. An demselben Tage fand die Wahl des ersten Rektors statt, zu dem der schlesische Magister Johann Otto von Münsterberg, der schon in Prag sowohl das Rektorat wie das Dekanat der philosophischen Fakultät bekleidet hatte, ernannt wurde.

Entwickelung der Universität Leipzig.

Der Besuch der jungen Hochschule war in der ersten Zeit kein besonders großer; auch hatte sie sonst mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre geringe Ausstattung mit Mitteln verhinderte eine ausreichende Besoldung der Lehrer, so daß diese, zum Schaden ihrer Lehrthätigkeit, auf allerlei Nebenerwerb angewiesen waren. Erst der verdienstvolle Rektor Kaspar Borner, nach dem das zu Anfang erwähnte Bornerianum seinen Namen erhielt, setzte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts eine reichere Dotation für die Universität durch. Sie bestand in einer großen jährlichen Geldzuwendung seitens des Landesfürsten und machte Leipzig plötzlich zur reichsten Universität Deutschlands. Neue Lehrstühle wurden geschaffen und mit hervorragenden Kräften besetzt, vor dem Grimmaischen Thor wurde der Botanische Garten angelegt und aus den Bücherbeständen und gesammelten Handschriften mehrerer Klöster der Grundstock gebildet zu der jetzigen Universitätsbibliothek.



Professor Johann Hofmann, Führer der von Prag nach Leipzig auswandernden Studenten und Professoren, Urheber der Gründung der Universität Leipzig.

Der frische Aufschwung, den der Humanismus und die von ihm herbeigeführte freie Forschung auch über die Leipziger Hochschule brachten, wich bald gelehrten Zänkereien, die nur zu oft über der Form das Wesen der Sache vergaßen. So konnte es kommen, daß Christian Thomasius, der mutige Bekämpfer der Hexenprozesse, den Unwillen der Zopfgelehrten sich zuzog, weil er so kühn war, mit einer tausendjährigen Ueberlieferung zu brechen und nicht nur eine Anzahl gelehrter Werke, statt in lateinischer, in deutscher Sprache zu verfassen, sondern auch seine Vorlesungen über Rechtswissenschaft und Moralphilosophie deutsch zu halten. Von allen Kathedern herab wurde gegen den berühmten Gelehrten geeifert und schließlich gelang es, den kurfürstlichen Hof zu Dresden gegen ihn mobil zu machen und einen Verhaftbefehl zu erwirken. Thomasius hatte jedoch

noch rechtzeitig von der Sache Wind bekommen und verließ sofort Leipzig. Er ging erst nach Berlin, dann nach Halle, wo er an der damaligen Ritterakademie unter solchem Andrang und Beifall Zuhörer fand, daß dies die Veranlassung wurde, im Jahre 1694 dort eine neue Universität zu begründen, wo er bis zu seinem Tode als erster Professor der Rechtswissenschaft wirkte, ein Bahnbrecher des Naturrechts und ein Vorkämpfer für die Aufklärung.

Auch der Freund von Thomasius, der große Leibniz, einer der hervorragendsten Denker aller Zeiten, konnte, obgleich er ein geborener Leipziger war und auf der dortigen Universität seine Studien gemacht hatte, zu ihr keine rechte Fühlung gewinnen. Wie man sagt, hat er es nicht vergessen können, daß sie den jungen siebzehnjährigen Rechtsbeflissenen Gottfried Wilhelm Leibniz wegen allzu großer Jugend nicht zur Magisterpromotion zulassen wollte.



Kurfürst Friedrich der Streitbare.
Stifter der Leipziger Universität.

Im engen Anschluß an Leibniz wirkte als Professor der Philosophie an der Leipziger Universität der Fabeldichter Gellert, dessen akademische Wirksamkeit allerdings weit zurücktritt hinter seiner Bedeutung für die deutsche Litteratur.

Leipziger Professorenleben im 18. Jahrhundert.

In den Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten der damaligen Zeit finden wir folgende amüsante Schilderungen einzelner Professoren: „Des alten ehrwürdigen Ernesti Geiz ist bekannt. Er geht so weit, daß er, ohngeachtet er vor Schwachheit und Alter sich überall mußte hinführen lassen, und er sehr reich ist, sich doch keine Equipage anschaffen

wollte; bis seine Freunde es von seinem Gelde thaten und ihn anfangs glauben ließen, sie selbst hielten sie ihm. Sein Bruder ist ein reicher Kaufmann in Leipzig. Seine Tochter soll Latein verstehen, aber am Griechischen wollte man zweifeln. Sie ist also nicht die große und überdies pedantische Gelehrte, wofür man sie hält. Sie ist sehr elend und krankt an der Wassersucht, so daß sie alle vier Wochen sterben sollte. Burscher ist ein Harlekin auf dem Katheder. Er liest wenigstens anderthalb Jahr über die philosophische Geschichte, die er wöchentlich zweimal publice vorträgt. In dies Kollegium und in seine Reformationsgeschichte gehen viele, bloß um zu lachen. Die Viertelstunde vorher, ehe er kommt, läuft eine erstaunliche Menge in das Auditorium, bloß um zu pochen und zu lärmen. Und sobald er hineintritt, laufen oft wohl an fünfzig wieder heraus. „Man giebt," sagte er einmal in der Reformationsgeschichte, „die Niedersachsen gewöhnlich für sehr ehrliche Leute aus, es sind aber auch viele Dumme darunter" usw. So schöne Folgeschlüsse machte ein Doktor der Theologie! Dathe stottert, welches freilich zu einem Lehrer der orientalischen Sprachen nicht gut passet. Einige konnten ihm das Wort „Nebukadnezar" schön nachsprechen. Hommel ist nicht groß und geht etwas schief. Sein Charakter ist bekannt. Er soll sehr schöne mathematische Instrumente haben. Zoller und Seeger sitzen beyde tief in Schulden, und der letzte großentheils aus Liebe zu seinen Geschwistern. Er wird seines guten Herzens wegen gerühmt. Nur soll er in seinen Collegien sehr unordentlich seyn, und oft um drey Viertel erst anfangen, und bis halb in die folgende Stunde hineinlesen. Zoller ist ein wackerer Mann von Ansehen und hat ein offenes, aber sehr satyrisches Gesicht. Er spottet oft sehr fein, wenn er bei Disputationen präsidirt. Bruning soll, wie Dr. Sammet, außerordentlich schweinigeln, und der letzte oft Religionsspöttereien vorgebracht haben. Sammet nennen Viele das Verderben junger Leute. Er ist ein äußerst unansehnlicher Mann, der im grünen Schlafrocke und dem rothsammtnen Mützchen dasitzt und nicht vom Buche aufsieht und alle seine Späße ebenso trocken vorbringt, als die historiam juris (Rechtsgeschichte). Er belehrt oft im Collegio, ohne die Worte irgends zu wiegen, den Churfürsten eines Bessern. Böhme soll einen außerordentlichen Stolz haben, den er aber, als ein sehr feiner Hofmann, geschickt zu verbergen weiß. Seydlitz ist ein überaus höflicher, fast zu höflicher, guter Mann. Es ist gut, daß er da ist. Die Anfänger hören mit Vortheil bey ihm die Philosophie zuerst, ehe sie zu Platnern gehen; denn wer noch keine Philosophie gehört hat, und hört sie gleich bey Platnern, der lernt nie welche. Selbst mancher Geübtere versteht diesen oft nicht. Er hat zu viel Genie, um sich an systematische Compendienfolge der Gedanken zu binden. Ebenso soll er in seinen medicinischen Vorlesungen seyn; aber doch läuft Theologe und Orientalist mit Haufen hinzu, wenn er

über einige streitige Sätze der Physiologie z. E. lieset, und schreibt hitzig nach, was er nicht versteht, weil es ein publicum ist. In diesem letzteren Collegio, das er im auditorio medico las, wurde, wie bey Burschern, jeder in die Thür Tretende mit Pochen, Pfeiffen, Lärmen usw. bewillkommt. „Ach! seyn sie ganz ruhig, meine Herrn," sagte einmal in völliger Gelassenheit ein junger reisender Edelmann, den sie auch auspochten, „wenn Sie erst auf so vielen Akademien gewesen sind als ich, so wird Ihnen das Pochen schon vergehen." Und Alles war stille. Ein andermal traf das nemliche Schicksal einen Jenenser. „Ihr Hundsfötter!" blökte dieser mit seiner Baßstimme. Sie fingen noch lauter an zu pochen. „Ja, wollt ihr denn was, ihr Hundsfötter, so komm er einer heraus!" schrie dieser noch lauter, so daß Alles schwieg. Funke ist im Vortrage außerordentlich furchtsam. Clodius rappelt oft. Er soll ganz im Exceß den Wein lieben. Als seine jetzige Frau noch seine Braut war, soll er zuweilen im Collegio närrisches Zeug gemacht haben. Unter andern hörte er einmal um drey Viertel mit folgenden Worten auf: „Ich muß hier für heute schließen, meine Herren. Meine göttliche Juliane ruft mich. Leben Sie wohl!" Wer heute bey ihm gewesen ist, den kennt er morgen nicht mehr und hat es vergessen, wenn er ihm gestern etwas versprochen hat. Morus ist ein außerordentlich braver Mann; stille, bescheiden, simpel im ganzen Betragen und Aeußerlichen. Die Gellerten gekannt hatten, sagten, Morus habe fast Alles im Aeußerlichen an sich, was jener gehabt habe, sogar daß er, wie Gellert, den Kopf etwas auf die linke Seite hängen ließe. Leske ist ein kleiner, schiefer Mann, der fast immer mit dem Degen läuft und nicht schön aussieht."

Auch von einem Rektor weiß der ehemalige Leipziger Student, der so launig und so frisch burschikos seine Beobachtungen wiedergiebt, etwas Schnurriges zu berichten. Die Inskriptions- oder Immatrikulationsgelder betrugen damals fünf Thaler, von denen der Rektor dem ärmeren Studenten viel schenken konnte, wenn er wollte. Hier wird nun ein Fall mitgeteilt, wo von zwei jungen Leuten, die zugleich von eben derselben Schule nach Leipzig kamen, der eine die Inskription, trotz seinem Bitten, nur bis auf zwei Thaler geschenkt bekam, und der andere, fast ohne vieles Bitten, statt jener fünf Thaler nur einen halben Laubthaler (18 Groschen 6 Pfennige) zahlte. Er war nicht ärmer, wie der erste, aber — er hatte der Cousine des zeitigen Rektors Magnifikus einen Hirschziemer mitgebracht.

Auch sonst findet sich in den genannten Aufzeichnungen manche lustige Bemerkung. So fällt z. B. der Verfasser über die Leipziger folgendes Urteil: Die Höflichkeit der Einwohner entsteht wohl größtenteils aus Gewinnsucht; selbst der Schritt der Leipziger, an den sich auch der Student mit gewöhnt hat, scheint Fremden so gewinnsüchtig. Die

Gewinnsucht giebt der Sprache des gemeinen Mannes einen äußerst quängelnden Ton, so daß der, welcher sich bei Obsthändlerinnen etwas kauft, oder der Fremde, der sich nach dem Wege erkundigt, oft zehnmal in einem Atem: mein Herzchen, mein Bester, mein gutes, liebes Herrchen u. s. w. heißt. Dies ist oft unerträglich.

Leipziger Studentenleben in früheren Jahrhunderten.

Wem darf man nun mehr glauben: dem alten Geheimrat Goethe, der auf Grund eigener Erfahrungen zu dem Ergebnis kam: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute" — oder dem alten bayrischen Schriftsteller Rebmann, der unter dem Namen „Anselmus Rabiosus der Jüngere" im Juni 1795 „Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands" veröffentlichte und darin folgende „rabiate" Schilderung von Leipzig und seinen Musensöhnen entwarf: „Leipzig ist, als Universität betrachtet, ebenso einzig in seiner Art, wie es an und für sich ist. Solch ein zweideutiges Gemisch von Ton, solch ein schielendes Ding von Volks- und Bürgercharakter trifft man im Deutschen Reiche ebenso wenig wieder an, wie das wunderbare Tier, das hier Student geworden ist. Man sage von Sittenlosigkeit anderer Universitäten, was man will; man streiche die feinen Sitten Leipzigs heraus, so viel man will: mir ist der ernste Jenische Bursch tausendmal lieber, als der freundliche Leipziger Student; ich will lieber jenem einen Verstoß wider seine Lebensart, als diesem seinen Mangel an Geradheit verzeihen; möchte, wäre ich Vater, meinen Sohn lieber mit zerhauenen Gliedern, als mit verderbtem Herzen nach Hause kommen sehen, obgleich jenes in Jena bei weitem nicht mit der Gewißheit zu fürchten ist, als dieses in Leipzig. Ueberhaupt weiß der Himmel, wie Leipzig zu dem Ruhme kommt, als ob der Student daselbst feine Sitten lernen könne. Auf keiner Universität ist er so ganz von aller Verbindung mit Familien ausgeschlossen, die seinem Stande angemessen wären. Von allen verachtet, muß er sich zu dem Umgange mit niederen Bürgerfamilien entschließen oder sich auf seinesgleichen einschränken. Der Professor ist zu stolz auf seine Kenntnisse, der Adelige zu stolz auf seinen Adel, der Beamte zu stolz auf seinen Rang, der Kaufmann zu stolz auf sein Geld; alle finden ihre Rechnung dabei, einem Stande die Vergehungen fühlen zu lassen, deren er sich leider gegen seine eigene Würde schuldig macht, und, wenn es so fortgeht und nicht irgend ein günstiger Zufall den Stand der Studierenden in Leipzig wieder emporhebt, so wird er bald zum Sprichworte werden."

Die verschiedenartige Zusammensetzung der Studentenschaft war wohl der Grund der einander scheinbar so widersprechenden Urteile. Der „wütende Anselm" hat offenbar aus einer andern Schicht seine Beobachtungen geschöpft, als diejenige war, welcher der junge Goethe



Deutsche Studenten im 18. Jahrhundert.

angehörte. Der Sohn aus reichem Hause fand in den Kreisen der vornehmen Kaufleute und in den anderen guten Bürgerkreisen Leipzigs Zutritt und ein angenehmes, gesellschaftliches Leben, dessen verfeinerte Art er selber bald annahm. So wurde der Leipziger Student der bessersituierten Schichten durch die Eleganz seiner Manieren und seiner Kleidung bekannt, sowie durch seine Galanterie gegen die Damen. Wem es nicht möglich war, in der ersten Gesellschaft zu verkehren, der suchte Umgang mit den Familien mittlerer Bürgerklassen, und es war nicht selten, daß Verlobungen mit der Tochter des Hauses oder sonst einem hübschen Bürgermädchen aus diesem Verkehr entstanden. So wird man den alten Studentenspruch verstehen, welcher den glücklich preist, der „ohne Weib“ aus Leipzig kommt.

Wer kommt von Halle mit gesundem Leib,
Und von Leipzig ohne Weib,
Und von Jena ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.

Die mannigfachen edlen Genüsse, welche eine Stadt wie Leipzig bot, besonders Theater und Musik, ermöglichten den Studenten, die durch Neigung, Anlage und — die Höhe des väterlichen „Wechsels“ dazu befähigt wären, die ernstliche Beschäftigung mit schönwissenschaftlichen Dingen, die sich nach außen hin in dem Zusammenschluß der jungen Musensöhne zu Dichtergesellschaften bekundete. So bildete sich der Kreis, aus dem heraus die in der Litteraturgeschichte bekannten „Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ entstanden und dem eine Zeitlang auch Gellert und Klopstock angehörten; so wurde Gottsched der Mittelpunkt verschiedener Kreise und Gründer der „Gesellschaft der feinen Künste.“

Nicht ganz so ästhetisch waren die Genüsse, denen sich besonders die weniger bemittelten Studenten mit Vorliebe hingaben: Tanz und Kneiperei. Der Tanz war schon in frühester Zeit auf den „Bierdörfern“ in der Umgegend Leipzigs — es sei nur an Gohlis, Lindenau, Eutritzsch und Connewitz erinnert — ein beliebtes Sonntagsvergnügen der meisten Studenten, wobei es nicht selten Händel mit den Verehrern der dort vorhandenen „Damen“ aus den Kreisen der „Philister“ (Bürger) oder „Knoten“ (Handwerksburschen) setzte. Bei den Zechgelagen, bei denen es oft recht roh herging und die liebliche Gose noch nicht aus langhalsigen Flaschen die Zecher besänftigend anlachte, vertrieb man sich die Zeit mit Gesang und Musik auf der Fiedel oder Laute, mit Würfel- und Kartenspiel, und zum Schluß gab es oft genug eine Rauferei. Wurden dann die Ruhestörer aus den Trinkstuben hinausgeworfen, so zogen sie lärmend durch die Straßen, brachten unbeliebten Personen eine Katzenmusik, beschädigten die Häuser oder warfen Fenster ein, bis sie schließlich von den „Dienern der Stadt“ in ein sicheres Gewahrsam

gebracht wurden. Um diesen Störungen der nächtlichen Ruhe vorzubeugen, forderte ein Paragraph der Verbesserungsvorschläge für die Universität Leipzig von 1577, man solle den Bürgern verbieten, die Nachtschwärmerei durch Herausgabe von Hausschlüsseln zu unterstützen. Trotz dieses Verbotes, das wohl manche Ehefrau auch auf ihren kneiplustigen Gatten ausgedehnt sehen mochte, verlautet nichts darüber, daß die Solidität der Leipziger Studenten wesentlich zugenommen hätte. Auch gemeine Verbrechen kamen hin und wieder zur Aburteilung. Im November 1579 wurde der Sohn eines Jenenser Professors wegen Verleitung zum Diebstahle durch das Schwert hingerichtet. Besonderes Aufsehen erregte im Jahre 1567 die That des Studenten Goldstein und seiner Genossen, die von dem zur Messe anwesenden Wittenberger Bürgermeister und Apotheker Pfreund durch allerlei Drohungen und Mißhandlungen 3600 Gulden zu erpressen suchten. Goldstein wurde wenige Wochen nach der That auf dem Leipziger Markte im Beisein des Kurfürsten enthauptet. Einen seiner Helfershelfer, Alesius, ergriff man lange Zeit darauf; da er aber der Sohn eines berühmten Professors war, kam er — im Gegensatz zu jenem Jenenser Professorensohn — noch mit dem Leben davon. Er wurde auf — neunzig Jahre von der Universität relegiert; ob er nach Ablauf derselben noch in der Lage war, neuen Unfug zu verüben, darüber schweigen die Chroniken.

Ein Hauptgrund für die frühere Verwilderung eines großen Teils der Leipziger Studenten war der Umstand, daß viele Söhne armer Familien sich auf das Studium warfen und ein Studentenproletariat erzeugten, das bis in spätere Zeiten hinein für Leipzig charakteristisch gewesen ist. Gerade die reiche Handelsstadt zog begreiflicherweise viele solcher unvermögenden Studenten an, da sie hofften, hier am ehesten durch allerlei Nebenerwerb sich die Mittel zum Studium selbst zu beschaffen, was bisweilen auf eine recht wenig würdige Art geschah. Sie spielten Bauern oder Handwerkern Sonntags öffentlich zum Tanz auf, sie verschmähten es nicht, mit Bettelbriefen in die Häuser wohlhabender Bürger zu gehen, und, was noch viel schlimmer war, sie ließen sich von Frauen durchfüttern, denen sie galante Dienste erwiesen. Ein dankbares Feld bot vor allem die Musik. Jeder Bauernjunge, der zu nichts als zum Studieren taugte, lernte doch von seinem Schulmeister wenigstens ein paar Stückchen auf dem Klavier klimpern. Mit dieser Kunst suchte er nun auf der Universität zu wuchern, und da sich die rasende Sucht des Klavierspielens in Leipzig von der Dame bis auf die Küchenmagd und vom Vornehmsten bis zum Hausknecht herab gleich stark äußerte, so schlug jene Hoffnung selten fehl. Man gab Klavierstunden zu sechs Groschen und auch zu sechs Pfennigen.

Eine segensreiche Einrichtung für die ärmeren Studenten war die alte Sitte, daß jeder Student gehalten war, bei einem Magister Wohnung

und Verpflegung zu nehmen. In den der Universität gehörigen oder von den einzelnen Dozenten in ihren Häusern errichteten Studentenzimmern oder „Bursen“ standen die Musensöhne in beständigem fami-



Werkzeuge, die bei der Einführung der Studenten ins akademische Leben zur Anwendung gelangten.

(Beil zum Abschlagen der auf der Maske oben befindlichen Hörner, falls letztere nicht abgelaufen wurden; zwei Hobel, Hammer, Zange zum Ausziehen des Bacchantenzahnes; Rasiermesser, Pinsel, Seifenbecken, Kamm, Schere, Ohrlöffel, Meßruthe, Kreuze.)

liären Verkehr mit ihrem Lehrer, aber auch unter dessen Aufsicht; ein Verhältnis, das natürlich mehr und mehr schwand, je mehr die Studierenden in Bürgerwohnungen zogen. Im Paulinum, dem alten Nebengebäude der Universität, fanden viele ärmere Studenten Unterkunft

Hier konnte man die Herren bei ihrer verschiedenen Beschäftigung bewundern. Einer kochte, einer spaltete Holz, einer trug Wasser herbei. Hier sah man durch eine halbgeöffnete Thür der verräucherten Stübchen bei qualmender Oellampe, in Tabakswolken gehüllt, eine kleinere lustige Gesellschaft, dort ein „frugales“ Mahl. Ueber letzteres wurde freilich bisweilen geklagt: es würde nicht oft genug Braten vorgesetzt und gar kein Käse, obgleich man genug Geld für Kost und Wohnung bezahlen müßte. Aehnliche Klagen erhoben sich später auch über das große, vom Rektor Borner geschaffene Konvikt, jene mustergültige, billige Speiseanstalt, die ihre ursprüngliche Anlage bis heute, wo sie täglich mittags und abends gegen dreihundert Studenten speist, beibehalten hat. So kam es zum Beispiel vor, daß die mit der Verpflegung unzufriedenen Konviktoristen die bemängelten Speisen in feierlichem Zuge durch die Stadt trugen, ein Vorgang, der sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch einmal wiederholt hat.

Wie man ehedem ins studentische Leben eingeführt wurde.

Wer kennt nicht die Ausdrücke: „Das ist ein ungehobelter Mensch“, und „der hat sich die Hörner noch nicht abgelaufen“? Nur wenige wissen aber, daß in einer mittelalterlich barbarischen Sitte jene Ausdrücke ihren Ursprung haben. Diese Sitte ist die sogenannte „Deposition“, d. h. die Hörner-Abschlagung und Zurechthobelung des angehenden Studenten, verbunden mit einer an die „Fuchstaufe“ entfernt erinnernden Tauf-Zeremonie und allerhand possenhaften Bräuchen, wobei dem Kandidaten mit Beil, Hobel und Säge, mit Kamm, Schere und Raspel, mit Ohrlöffel, Bohrer und Bartmesser hart zugesetzt wurde. Diese Instrumente, von riesigen Dimensionen, wurden auch in späterer Zeit noch lange den neu ankommenden Studenten zu ihrem nicht geringen Schrecken vorgezeigt. Der „Bean“ — so hieß das arme Opfer — mußte sich auf den Boden legen und wurde mit Säge, Beil, Hobel und Axt nach der Schnur wie ein Zimmerbalken bearbeitet, auch wusch man ihm den Kopf, rasierte und kämmte ihn in der derbsten Weise, um dann die eigentliche „Deposition“ an ihm zu vollziehen. Von letzterem Akte, wie er im Jahre 1636 an ihm selbst vollzogen wurde, giebt ein gewisser Wilhelm Weber folgende anschauliche Schilderung:

Er (der „Depositor“, der Leiter der Handlung)
setzt mir auf einen wollenen Hut,
Dran hing ein krummes Widderhorn,
Drückt mir's an den Kopf, es machte mir Zorn.
Als ich's eine gute Zeit auf hab',
Sagt er: geh' hin und stoß' es ab!
Am Ende des Saals sah ich eine Thür,
Einen guten Lauf nahm ich mir für,
Lief mit meinem tollen Hut hinan,
So daß die Stubenthür auf thut gahn.
Fiel der Länge nach in die Stube hinein,
Daß in die Höhe stunden die Bein';

Das Horn that sich gar bald verlier'n,
Eine Beule hatt' ich an der Stirn.
Er bracht' einen Stuhl, der hatt' nur ein Bein,
Ich setzte mich drauf, es müßte so sein;
Auf den Kopf legt er mir ein Tuch,
Von klarer Leinwand, grob genug;
Den Knaben ward bald anbefohlen,
Daß sie das Haar mir kraus machen sollen,
Die sich geschwind zur Arbeit geschickt,
Einer zupft, der rupft, der dritte zwickt.
Indem kam die große hölzerne Scheer',
Ich dacht', wenn's nur bald fertig wär'!

Er schnitt hinein, daß die Schwarte mir
kracht.
Ein hölzernes Scheermesser dann er bracht',
Damit that er fein subtil mich scheeren,
Ich dacht': wenn's nur nicht lang' sollt'
währen!
Bald fragt er, ob ich ihm sagen sollt',
Was für 'nen Bart ich haben wollt';
Ich sagt': einen, wie man alle Tag' ihn trägt.
Ein Geißhorn er ins Maul mir steckt
Und wollt' mir ausreißen einen Zahn;
Als von mir das Maul nicht ward aufgethan,
Nahm er einen Schlägel in die Hand,
Den Meißel ich auch gut befand,
Jedoch das Horn wollt' nicht hinein,
Er sprach: die Schachtel ist zu klein.
Indem ich also sitz' und tos',
Eine hölzerne Schrot-Säge groß
Bracht' er geschwind, und ihrer Zween
Mußten auf beiden Seiten steh'n;
Die sägten lang', ich faßt' das Horn,
Denn das Gerassel machte mir Zorn.
Er nahm eine große hölzerne Zangen,
Ich dacht': was wird er jetzt anfangen?
Er faßt mich beim Hals an, daß auf die Erd'
Ich gar leicht niedergefallen wär'.
Hierauf mußten wir uns nach einander
Auf den Fußboden legen alle sander;
Einem Kälbermarkt sah es gar gleich.
Der Depositor ohne Scheu
Warf mir ein großes Holz an die Lend',
Daß ich schrie: gemach! potz Element!
Indem er mit einem Hobel kam,
Ziemlich grob Spähn' er runternahm;
Den Kopf that ich zwar wohl bewahren,
Hinten ist er wüst mit mir verfahren;
Die Säge braucht er auch gar wohl,
Daß seine Partei ich loben soll.
Als er mich schlug auf die hintere Grenz',
Rief ich: gemach! potz Pestilenz!
Es geht gar hart dem armen Thor:
Er bracht' einen großen hölzernen Bohrer,
Mit dem zu bohren er anfing,
Darob mir schier der Schweiß ausging.
Ich sagt': das Loch ist tief genug;
Den Zeug er wieder zusammentrug,
Man faßt' ihn ein, das gefiel mir wohl;
Er sprach: ein jeder aufsteh'n soll.
Das thaten wir bald, groß und klein,
Man führt uns in die Stube hinein,
Ein Teller Salz lag auf dem Tisch,
Da stund ein Gläslein Wein so frisch,
Welches ich sah sehnsüchtig an.
Am Tisch saß ein gar feiner Mann,
Der ehrbar und auch wohl geehrt,
Herr Magister, der hochgelehrt.

Und nun muß der Kandidat samt den Knaben niederknien, der würdige Herr Magister giebt nach kurzer Prüfung und Belehrung jedem etwas Salz in den Mund, das „Salz der Weisheit", und nimmt dann das Gläslein Wein, womit er die Häupter aller Knieenden begießt. Hierauf erfolgt die feierliche „Absolution", das ist die Freisprechung von den Sünden des „Beanismus", die amtliche Bescheinigung derselben, und nunmehr steht der Immatrikulation des jungen Studenten nichts mehr im Wege.

Um die schlimmsten Auswüchse der Depositionssitte, welcher Gesundheit und Leben der Gequälten oft genug zum Opfer fielen, zu beseitigen, übernahmen die deutschen Hochschulen im sechzehnten Jahrhundert nach und nach den Brauch selbst und erhoben ihn zu einem offiziellen Universitätsakt, wobei jetzt oft die Eltern oder nächsten Verwandten der „Beanen" gegenwärtig waren, ein besonders dazu aufgestellter „Depositor" die Deposition vornahm und der Dekan der philosophischen Fakultät, meist unter Einfügung eines kurzen Examens, die ernsthafte Schlußzeremonie der „Absolution" besorgte.

Der Spottname „beanus", früher „bejanus" oder „bejaunus", ist wahrscheinlich auf den französischen Ausdruck „bec jaune" (Gelbschnabel) zurückzuführen; eine scherzhafte Erklärung des Wortes giebt das Akrostichon: „**B**eanus **e**st **a**sinus **n**esciens **v**itam **s**tudiosorum" („Beanus ist ein Esel, der das Studentenleben noch nicht kennt").

Noch Martin Luther hat als Dekan viele Beanen, wenn sie die Hörner deponiert hatten und zur „Absolution" ihm zugeführt wurden,

geprüft und in die Studentenschaft aufgenommen. Manche Ermahnungen und Betrachtungen knüpfte er an die barbarische Sitte und suchte in einer Ansprache den tieferen Sinn derselben klarzulegen: „Diese gegenwärtige Demütigung und Deposition ist nichts weiter, Knabe, als der Anfang jener Depositionen, welche für dich das ganze Leben hindurch bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch für eine halbe Stunde Hörner auf und verspottet dich. Aber glaube mir, es kommt noch weit ärger. Der nächste Depositor, der dich täglich deponiert, wird dein Präceptor oder Magister sein und wird alles, was an dir in Sitte und Glauben bäurisch ist, abhauen, nicht mit einem Schlage oder Hieb, sondern durch häufige und viele, bis er dich ein wenig zugestutzt hat und dich dem Pastor oder Prediger übergiebt. Der wird nun auch, so viel er kann, bei dir versuchen, aus einem Gottlosen einen Frommen zu machen und zu festigen. Auf diesen folgt nun Rektor und Konzil, die werden dich, wenn du anhältst, nichtsnutzig zu sein, noch härter anfassen. Bist du zunächst über diese Depositionen weg und ein wenig geübt, dann gehst du zu wichtigeren über, das heißt, du nimmst wohl eine Gattin, die nach ihrer Weise dich immer deponiert, bis sie dich sanftmütiger macht, um nicht davon zu reden, wie viele Depositionen du merken wirst, wenn du zu Aemtern und Diensten in Staat und Kirche herangezogen wirst. Guter Gott, wie viel Schwierigkeit und Herzeleid, was alles du für eine Art der Deposition halten magst, mußt du da durchmachen! Bauern, Ritter, Bürger, ja deine Diener und Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Bist du dahin gekommen, so sagst du wohl: Ja ja, zu Wittenberg hub mein Deponiertwerden an, und nun dauert es das ganze Leben hindurch."

Mit der Wandlung der studentischen Sitten schwand im achtzehnten Jahrhundert auch die alte Sitte der Deposition, in Leipzig um 1720, und heute bearbeitet man keinen jungen „Fuchs" mehr mit

> Säge und Picke und Zahn, Kamm, Hacke, Knüttel und Messer,
> Meißel und Bohrer dazu, und Feile und Hammer und Amboß,
> Karste mit Sticheln dabei, und Gabeln und Zwingen und Zangen.

Leipziger Studentenkriege.

Wie in anderen Universitätsstädten, hat es auch in Leipzig früher manche heftige Reibereien gegeben zwischen den städtischen und den akademischen Bürgern. Drei Episoden verdienen besondere Hervorhebung: der Streit mit den Schuhknechten, der Schlafrockkrieg und der Musenkrieg.

Der Streit mit den Schuhknechten spielte sich im Jahre 1471 ab, also in der Jugendzeit der Leipziger Universität. „Schuhknechte" waren Schuhmacher, daher man denn auch kurz von der „Schusterfehde" redet. Mehrere Glieder dieser ehrenwerten Zunft waren von einigen übermütigen Gliedern der Universität geneckt und gefoppt worden und waren

darob sehr ergrimmt. Sie erließen deshalb an alle akademischen Bürger einen geharnischten Fehdebrief, worin sie „allen und jeglichen Studenten der Universität Leipczk, welches Wesens sie sind, es seien Doctoren, Licentiaten, Magister oder Baccalaureen, sie seien geistlichen oder weltlichen Standes, jung oder alt, klein oder groß,“ ewige Feindschaft schworen. Diese Selbsthilfe wurde von den Schutzherren der Universität, dem Kurfürsten Ernst und dem Herzog Albrecht zu Sachsen, sehr übel aufgenommen, und schon nach kurzer Zeit erging das Urteil dahin, daß die Schuhknechte mit dem großen Bann belegt werden sollten, bis sie Abbitte geleistet haben würden.

Hatte dieser Streit einen für die Studenten günstigen Ausgang genommen, so gestaltete sich die Sache etwas ernster in dem sogen. Schlafrockkrieg im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Es war im Jahre 1701, als in Leipzig die Straßenbeleuchtung mit Laternen eingeführt wurde; der Rat hielt es aber für notwendig, schon vorher gegen die Beschädigung der Laternen durch die Studenten Vorsorge zu treffen. Im Jahre 1702 wurde sogar ausdrücklich verboten, nachts mit Schlafröcken, Nachtmützen und brennenden Pfeifen in den Straßen umherzuziehen. Als 1713 einige Uebertreter des aufs neue eingeschärften Verbotes verhaftet wurden, kam es zu einem regelrechten Aufstand. Es fanden Zusammenrottungen statt, und so weit griff die Aufsässigkeit der Studentenschaft gegen die Behörden um sich, daß die Studenten sogar Zuzug von auswärts erhielten, besonders von Jena. Es wurden Fensterscheiben eingeschlagen, Bürgerwehr und Militär wurde angegriffen, aufrührerische Anschläge wurden von unbekannter Hand ans Schwarze Brett angeheftet, in denen die Studenten mit Mord und Brandstiftung drohten, wenn man ihnen ihre Schlafrockfreiheit nicht wiedergäbe. Leipzig sollte, wie es in einem dieser mit „Ernst von Rummelbauch, Purschen-General-Lieutenant“ unterzeichneten Anschläge hieß, zur Meßzeit an vier Ecken angezündet werden, weil auf keiner Universität in ganz Deutschland solche Sklaverei herrsche, wie hier. Das Ergebnis der behördlichen Maßnahmen war ein sehr dürftiges. Einige Studenten, meistens Juristen, wurden verhaftet und in den Karzer gesteckt. Das war damals in Leipzig, wie anderwärts, ein elendes Lokal, schmutzig und ohne die allernotdürftigste Einrichtung; nicht einmal eine Pritsche wurde den Musensöhnen geboten, sondern nur ein halbverfaultes Strohlager, und trotzdem mußte die schlechte Kost darin noch mit zwei Thalern wöchentlich bezahlt werden. Die Verhafteten hatten sogar noch die Kühnheit, aus der Haft eine Eingabe an den Kurfürsten zu richten und sich darin über den „kalten und unflätigen“ Karzer zu beschweren. Nachdem aber die Eltern ihre Söhne aus den Karzerlokalen losgebeten hatten, verlief die weitere Untersuchung im Sande. Indessen weder die Stadt wurde angezündet, noch auch die Schlafrockfreiheit jemals wieder hergestellt.

Auch nach der Beilegung des Schlafrockkrieges hörten die Unruhen unter den Studenten und die Reibereien mit den Behörden und ihren Beamten nicht auf. Die gereizte Stimmung steigerte sich wieder in bedenklicher Weise, als Karoline Neuber, die bekannte Truppenleiterin, welche auf Betreiben Gottscheds 1737 von Studenten den „Hanswurst“ und mit ihm das mittelalterliche Pickelheringsspiel (Harlekinade) mit Pomp zu Grabe tragen ließ, zur Freude der Musensöhne mit ihren Vorstellungen in Leipzig begonnen hatte und die akademischen Behörden gegen den regen Besuch des Theaters durch die Studenten und gegen das Theater überhaupt sich ins Zeug legten. Theaterfreiheit und „Schutz den Musen!“ war das Feldgeschrei der Studenten, welche schon damals das Parterre ausschließlich für sich reservierten, im Theater den Ton angaben, und besonders bei Premièren, deren Glück hauptsächlich von ihrem Beifall abhing, mit großem Eifer ihres Kritikeramtes walteten. Es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um den offenen Kampf, wie er dann im „Musenkrieg“ zu Tage trat, zum Ausbruch kommen zu lassen. Die Gelegenheit blieb auch nicht aus. Im Frühjahr 1768 gaben etliche hundert Studenten, wie Dr. Fick, der gelehrte Geschichtschreiber der deutschen Hochschulen, berichtet, einem verstorbenen Kommilitonen das letzte Geleit. Entgegen der bestehenden Vorschrift unterließ es der Posten am Thore, vor dem Leichenzug zu präsentieren, er rief auch die Wache nicht ins Gewehr. Böswilligkeit soll dabei nicht vorgelegen haben, denn die Untersuchung stellte fest: „Diese Beerdigung geschah so frühe, und die Schildwache hatte nach ihrer Gewohnheit die Augen und den Kopf voll Schlaf.“ Die Studenten ließen sich aber in ihrem Aerger über die ihnen und ihrem verstorbenen Freunde widerfahrene Mißachtung nicht erst auf langes Fragen ein; die Schildwache wurde durchgeprügelt, und es entstand trotz der frühen Morgenstunde ein großer Straßentumult.

Die Behörden wagten aber nicht, ernstlich einzuschreiten, aus Sorge, die Sache dadurch nur noch schlimmer zu machen; und so gingen denn die gegenseitigen Schraubereien nnd Nörgeleien weiter bis in den Sommer hinein; auf keiner Seite wollte man sich zu einem Zugeständnis verstehen. Da kam es am 29. Juli zu einem großen Tumult in Plagwitz, bei dem die Geßner'sche Schänke gänzlich demoliert wurde. Das war aber erst das Vorspiel zu dem, was folgte. Am 11. August, mittags um zwei Uhr, zogen ungefähr siebenhundert Studenten ins Paulinum und drangen vor in dem Kreuzgang und bis in den Vorsaal der Gerichtsstube, den Degen an der Seite, große Stöcke in den Händen, und verlangten Freilassung derer, die im Karzer saßen. Der „Carcer Paulinus“ war speziell als äußerst unbehaglicher Aufenthaltsort verrufen. Den Gefangenen auf diesem Karzer und auf den anderen war Freigabe zugesagt worden gegen das Versprechen, daß sie sich wieder

stellten, wenn sie verlangt würden. Da dieses Anerbieten aber nicht angenommen wurde, so willigten die schwächlichen Behörden angesichts der drohenden Haltung der Studenten in bedingungslose Freilassung. Die Studenten-Poesie, die bei Gelegenheit des Musenkrieges in hoher Blüte stand, verherrlicht diesen Erfolg mit den Versen:

„Da schlug man bald den Frieden vor,
Gab Alle völlig frei,
Sie zogen mit uns aus dem Thor,
Mit Jauchzen und Geschrei.“

Zum Grimmaischen Thore hinaus ging es nun, nach Landsmannschaften geordnet, in die „Kohlgärten“, dort sang man, wie es auch ähnlich von der Plagwitzer Kneiperei berichtet wird, Lieder, besonders den „Landesvater“, „während welchem die Hüte auf die Degen gestochen und dann an die Stubendecke nach der Reihe gesteckt wurden, bis nach Mitternacht“. Dann zog man zurück, im Ganzen etwa zweitausend Studenten. Auf dem Markte angekommen, bildete die gewaltige Schar einen großen Kreis, und ein Studiosus brachte „mit einer deutlichen und wohl vernehmlichen Löwenstimme“ ein dreifaches Hoch auf die akademische Freiheit aus.

Diese Demonstration gegen die akademischen Behörden hatte zunächst einen großen Erfolg; diese waren so erschreckt und so eingeschüchtert, daß sie den Studenten alle ihnen mühsam abgerungenen Freiheiten wieder einräumten. Sie durften wieder Nachtständchen und Vivats (Lebehochs) bringen, durften wieder Aufzüge zu Pferde oder in Kutschen auf die Bierdörfer unternehmen; sie wurden vom Thorgroschen befreit, der auch den Bürgern eine verhaßte Abgabe war; die Stadtsoldaten, die Ratshäscher und die Garnison durften gegen die Studenten nicht mehr verwandt werden; täglich durfte Komödie gespielt und diese von den Studenten auch täglich besucht werden, sogar Amnestie wurde für Alle bewilligt — kurz, der Erfolg war vollständig, der Friede schien nun für lange Zeit gesichert zu sein.

Da trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein. Plötzlich wurde vor dem Petersthore eine kursächsische Hauptwache eingerichtet, und dreihundert Mann Soldaten wurden in die Gasthäuser vor dem Thore gelegt. Unter dem Schutz der Gewehre traf eine Untersuchungskommission aus Dresden ein, und die studentischen Revolten nahmen von Neuem ihren Anfang. Ins Kolleg wurde nicht mehr gegangen. Sogar Gellert, der „sonsten viel Liebe hatte“, schloß wegen Mangels an Zuhörern seine Vorlesungen im „Roten Kolleg“ und reiste zu einem guten Freunde aufs Land. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Am 26. September war die Untersuchung beendet, und nun regnete es Strafen: nicht weniger als dreiundvierzig Studenten wurden verurteilt, die damals noch im Turme des großen Fürstenkollegiums in der Ritter-

straße belegenen sieben Karzer zu beziehen. Das war das unrühmliche Ende des großen Leipziger Musenkrieges.

Goethe als Leipziger Student.

Ein lebhaftes Interesse an dem Musenkriege hatte auch der Student Goethe, wenn er auch nicht persönlich daran beteiligt war. Zahlreiche Theater-Erinnerungen hat später der Herr Geheimrat von der Höhe seines Lebens herab in „Wahrheit und Dichtung“ der Nachwelt überliefert, aber leider nur wenig über sein eigentliches Studentenleben berichtet. Im Oktober 1765, eben sechzehn Jahre alt geworden, kam er nach Leipzig und wurde als Student der Rechte immatrikuliert. Seine Wohnung nahm er in der „Feuerkugel“ am Neumarkt. Mehr, als die Fachstudien, interessierten ihn die schönen Wissenschaften, Geschichte und Kunst, und besonders das Theater übte magnetische Anziehungskraft auf ihn aus. Im Verkehr mit feingebildeten Frauen lernte er gesellschaftlichen Schliff und vertauschte sogar seine provinzielle Garderobe mit neumodischen Kleidern. Eine innige Zuneigung faßte er zu Käthchen Schönkopf, der munteren, reizenden Gastwirtstochter, die dieselbe mit herzlicher Liebe erwiderte, aber in jugendlich übermütiger Laune quälte er sie mit grundlosen Eifersüchteleien so lange, bis sie sich von ihm trennte. Der poetische Niederschlag dieser Episode ist das Schäferspiel: „Die Laune des Verliebten“, das Goethe noch in Leipzig geschrieben hat, die erste uns erhaltene dramatische Arbeit des großen Dichters.

Nur zu bald kam der junge Brausekopf in weniger gute Gesellschaft, und oft genug verstieß er mit wilden, ausgelassenen Streichen gegen die Regeln der bürgerlichen Sitte. Wenn er später in seinem „Faust“, in der Scene in Auerbachs Keller, das Treiben roher Studenten recht anschaulich geschildert hat, so hat er sicherlich dazu reichliche Vorstudien gemacht in seiner Leipziger Studentenzeit. Die alte Dame im Härtelschen Hause (Breitkopf & Härtel) hat sicherlich gewußt, weshalb sie die für den jungen Mann schwärmenden Töchter des Hauses vor ihm warnte: „Ach, geht mir mit eurem Goethe! Der Goethe ist ein Lustikus!“

In seinem sechsten Semester bekam der junge Wolfgang eine „Kontrahage“ mit einem „krassen Fuchs“, bei der er schlecht abschnitt. Am Eingang zum Theater versperrte ihm der livländische Student Gustav Bergmann den Weg, worauf Goethe, auf ihn weisend, zu seinem Begleiter sagte: „Hier stinkt's nach Füchsen.“ Bergmann reagierte mit einer Ohrfeige, und ein Duell war die Folge, in welchem Goethe am Oberarm verwundet wurde.

Waren somit für den Dichter die Leipziger Jahre eine Zeit des „Austobens“, so vernachlässigte er darüber doch nicht seine Studien, bei denen freilich das juristische Fach sehr schlecht davonkam, und legte hier

den Grund zu seiner vielumfassenden Bildung. Michaelis 1768 verließ er Leipzig, um die Universität Straßburg zu beziehen.

Lessing als Leipziger Student.

In der „Feuerkugel“, wo Goethe wohnte, hatte auch Lessing als Student eine Zeitlang gewohnt. Von der Meißener Fürstenschule aus, wo er in klösterlicher Abgeschiedenheit eine gelehrte Vorbildung genossen hatte, machte er den Sprung ins volle Leben hinein. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er Theologie studieren, aber statt dessen betrieb er unter den Professoren Christ und Ernesti Altertumskunde und Philologie. Nebenbei aber beschäftigte er sich mit allen möglichen Wissenschaften und Künsten. Um seine „bäurische Schüchternheit“ abzulegen, lernte er tanzen, fechten, voltigieren und brachte es hierin zu einer bemerkenswerten Fertigkeit. So stürzte er sich in den Strudel des Lebens hinein; die ärmsten Teufel waren ihm zum Umgange recht, wenn sie nur witzige Köpfe waren, und aller modischen Eleganz der guten Gesellschaft zog er den lockeren Dichter Mylius mit seinen absatzlosen Schuhen vor. Mit leidenschaftlichem Eifer besuchte er das Theater, trat mit den Schaupielern in Verkehr, und hier in Leipzig entstanden auch seine ersten Gedichte und Komödien. Mit Erfolg ging „Der junge Gelehrte“, das Erstlingslustspiel Lessings, über die Bretter. Auf seinen damaligen Stubengenossen Fischer, welcher später Rektor der Thomasschule wurde, scheint das Stück keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben, denn, als er als gereifter Mann den jungen Friedrich Rochlitz bei dessen Abgange von der Schule entließ, hielt er, wie dieser in seiner Selbstbiographie mitteilt, an ihn folgende bezeichnende Ansprache: „Wie ich von Koburg hierher auf die Universität kam,' da zog ich mit einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind — ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben, in der alten Baderei. Was hatte Gott dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechisch und Latein! Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thucydidem zu lesen. Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang. Er hatte vorher schon viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Haltens mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit anseh'n. Er fing sogar an, Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurde er nach und nach — ach, ich mag's nicht sagen! Frag' er nur die Leute, die's verstehen; der Kerl hieß — Lessing.“ Der Mann hatte recht: als Mensch und Dichter ist Lessing ein ganzer Kerl geworden.

Als der Vater erfuhr, daß der Sohn, anstatt sich der „Gottes-

gelahrtheit" zu befleißigen, mit Schauspielern und Schauspielerinnen verkehrte und sogar selbst Komödien machte, schrieb er ihm einen sehr ernsten Brief, worin er ihn vor dem „niederträchtigen Umgang mit Komödianten und Freigeistern" warnte, und, als ihm zu Ohren kam, daß der von der Mutter gesandte Weihnachtsstollen in lustiger Gesellschaft bei einem Schmause mit dem verhaßten Komödiantenvolk verzehrt worden sei, da hielt er seinen „ungeratenen" Sohn für Zeit und Ewigkeit für verloren und ließ ihn, um ihn vom Verderben zu retten, schleunigst nach Kamenz kommen, unter dem unwahren Vorwande, die Mutter sei tödlich erkrankt und wünsche ihn noch zu sprechen. Halberfroren trat Lessing in die Stube der Eltern ein und überzeugte seinen Vater bald davon, daß sein Gemüt sittlich noch ganz unverdorben war und daß seine Neigung zu Poesie und Theater ihn nicht ganz von seinen Studien abgezogen hatte. Unter diesen Umständen war eine Verständigung leicht möglich. Die Eltern verzichteten auf ihren Lieblingsgedanken, daß der Sohn Pfarrer werden sollte, bezahlten seine Schulden und hatten schon nach drei Monaten im näheren Umgange wieder so viel Vertrauen zu ihm gefaßt, daß sie ihm erlaubten, Ostern 1748 nach Leipzig zurückzukehren, wo er noch bis Ende Juli blieb, um dann nach der Universität zu Wittenberg überzusiedeln.

Körner als Leipziger Student.

Auch der Sänger von „Leier und Schwert", der so früh den Heldentod fürs Vaterland sterben sollte, war eine Zeitlang Leipziger Student (1810—1811). Alle Verbindungen rissen sich um ihn, der schon als Dichter der „Knospen" bekannt war, und überall ward er mit Jubel empfangen. Er war der erste am Kneipabend und beim Kommers und der erste auch auf dem Fechtboden. Mit einigen befreundeten Kommilitonen gründete er den Verein „Macaria", der nur litterarischen Zwecken dienen sollte, aber bald durch das Eindringen störender Elemente der Schauplatz heftiger Kämpfe wurde. Es entstanden Spaltungen, es erfolgten Duelle, und Relegationen sowie Karzerstrafen folgten diesen auf dem Fuße. Als einen der ersten traf dies Los auch Theodor Körner. Den ihm bis zu beendigter Untersuchung auferlegten Stadtarrest brach er und floh nach Berlin. Er wurde dafür mit der Relegation (dauernder Entfernung von der Universität) bestraft, doch ist dieselbe später durch Gnadenerlaß aufgehoben worden. Bezeichnend für seine damalige Stimmung ist der Stammbuchvers, den er einem Freunde gewidmet hat:

Angeschmiert und relegiert —
Hat mich alles nicht gerührt —
Bin drauf nach Berlin spaziert —;
Habe Philosophie studiert —,
Trotz der Philosophie —
Bleib' ich ein fideles Vieh.

Und auf einem anderen Stammbuchblatt schreibt der Sänger:

> Konsilieren und relegieren,
> Was kann das weiter den Burschen rühren!

und die — von uns faksimilierten Verse:

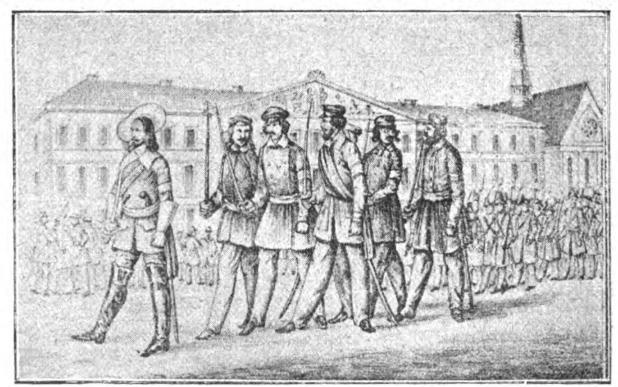
> Ohne Freyheit, Lieb und Wein
> Mag der Teufel Bursche sein!

Ohne Freyheit, Lieb und Wein
mag der Teufel Bursche sein

Faksimile Theodor Körners vom Jahre 1811.

Leipziger Farbenstudenten und Finken.

Das Verbindungswesen in seinen mannigfachen Abstufungen ist in Leipzig besonders reich entfaltet. Unter den Korps nehmen die Saxonen



Eine Studentenpatrouille zu Leipzig im August 1845.
(Im Hintergrunde die Universität.)

(Sachsen), Lusaten (Lausitzer) und Guestphalen (Westfalen) durch Alter und Mitgliederzahl eine hervorragende Stellung ein. Die akademischen Sängervereine „Arion" und „St. Pauli" sind durch ihre treffliche Schulung bekannt. Große Bedeutung gewann seit einigen Jahren in Leipzig die sogenannte Finkenschaftsbewegung (Vereinigung der keiner Farbenverbindung angehörenden Studenten an derselben Hochschule in völlig zwangloser Form zum Zwecke sportlicher und geistiger Uebungen und einer der Mitgliederzahl entsprechenden repräsentativen Vertretung innerhalb der Studentenschaft); vor allem haben die von den Leipziger „Finken" veranstalteten Theaterabende — die Aufführungen von Hebbels „Judith" und Schillers „Räubern", an denen hervorragende auswärtige

Schauspieler, wie Adalbert Matkowsky und Max Grube, und die Studenten meist nur in Nebenrollen und als Statisten teilnahmen — durch das abgetönte Zusammenspiel und die temperamentvolle Darstellung allgemeines Aufsehen erregt.

Aus dem Leipziger Karzer-Album.

Der Karzer ist, wenn man dem Herausgeber dieses leider vergriffenen Albums glauben darf, eine Besserungsanstalt für „verkommene Studenten", die so tief gesunken sind, daß sie nachts an Laternen emporklettern; die sich anmaßen, durch ihr Studium so erleuchtet zu sein, daß sie das Gaslicht ausdrehen; die so von ihrer Nichtswürdigkeit sich gedrückt fühlen, daß sie vor Schmerz des Nachts laut aufschreien; die von Neid darüber erfüllt sind, daß die Schutzleute und Droschkenkutscher bereits Geld verdienen, sie aber nicht! Solche Subjekte müssen gezüchtigt werden. Sie werden deshalb auf den Karzer „geschleift", in die Zelle „geworfen" und müssen dort für ihre Missethaten schmachten.

Diese jugendlichen Verbrecher werden nun in zwei Klassen eingeteilt: 1. in Verstockte, 2. in Reumütige. Mit den Verstockten ist nichts anzufangen! Sie sitzen finster auf einer Pritsche. Die Reumütigen aber beichten ihre Sünden und zeichnen sie sogar auf, als Beweis der beginnenden Besserung. Allerdings ihre „Verbrechersprache" können sie sich nicht sofort abgewöhnen. Worte, wie: „Philister" (Spießbürger), „Knoten" (Handwerksbursche), „Polyp" (Nachtwächter oder Schutzmann wegen seiner „Fangarme"), „Bierrichter", „uzen" (foppen) usw. findet man in Masse. Andererseits begegnet man in diesem „Verbrecheralbum" auch tiefempfundenen, poesiereichen Liedern, aus denen Wehmut, Reue, Zerknirschung in hinreißender Sprache uns kund wird und eine Poesie tiefsten Weltschmerzes hervortönt.

Wie herzbrechend kingt der Stoßseufzer eines jungen Mathematikers, der durch Brüllen auf der Straße die Schläfer aus der nächtlichen Ruhe geschreckt hat:

Weil ich die Reflexion des Schalls studiert
Um Mitternacht,
Ward ich vom Biergericht inkarzeriert
Ganz sacht. —
So achtet man die Wissenschaft. —
Grauenhaft! —

Aehnliche Töne schlägt ein Student der Rechte an:

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß an den Ecken stets ein Schutzmann steht,
Und wenn man nachts laut singend einmal dichtet,
Mit einem er gleich auf die Wache geht,
Er zeigt dann an in seines Sinns Bethörung
Den kreuzfidelen, lust'gen Studio.
Er wird bestraft dann wegen Ruhestörung;
Drum merke dir: „Des Nachts sei niemals froh!"

Das ist im Leben lieblich eingerichtet,
Daß für den Studio es den Karzer giebt;
War auch sein Sinn und Herz noch so vernichtet,
Die Zeit verfließt ihm dort ganz ungetrübt.
Dort kann er niemals seine Schuld bereuen,
Man tränkt und füttert ihn für seinen Schmerz;
Wie er den Schutzmann foppen kann von neuem,
Sinnt er hier oben dann in seinem Herz.

Ungeahnte Vorzüge, im Vergleich zu dem Leben auf einer „Studentenbude", entdeckt ein junger Mediziner an dem „fidelen Gefängnis":

Im wunderschönen Monat Mai,
Wo alle Knospen sprangen,
Bin einer geknickten Lilie gleich
Zum Karzer ich gegangen.

Wiegt' sonst auf meiner Bude ich mich
Des Morgens im schönsten Schlummer,
So macht der Klingel Ton sicherlich
Mir oft den größten Kummer.

Es kommen tänzelnd dann Mann an Mann;
Zuerst die Herren Schneider,
Und fragen, wann ich bezahlen kann
Die auf Pump gelieferten Kleider.

Wie kann Bezahlung, o welch' ein Hohn! —
Verlangen solch' trauriger Knabe
Für Kleider, die zerrissen längst schon
Oder die versetzt ich habe.

Doch warum die andern noch nennen hier,
Aus Erfahrung kennt ihr sie alle.
Zuweilen kommt auch der Gerichtsvollzieh'r
Mit 'nem Zahlungsbefehl aus Halle.

Allein in diesem Gemach wir sind
Befreit von solchen Qualen
Und können wie ein froh spielend Kind
Die Wände schön bemalen.

Den galanten Leipziger Studenten verrät folgender schwärmerische Erguß eines älteren Semesters:

Was dem Studio vor allem
In Ewigkeit hier wird gefallen,
Das ist der Frau'n und Mägdlein Schar
Mit blauem Aug' und blondem Haar.
O Studio, nimm dein Herz in Acht!
Im blauen Aug' ruht Zaubermacht!
Das lockt und zieht dich mächtig an
Und schmeichelt sich ins Herz dir ein,
Berauscht dich ganz wie süßer Wein;
Und um dich Armen ist's gethan;
Du kannst und kannst nicht widerstehen
Und weißt kaum selbst, wie es geschehen.
Drum meide wohl die Zauberglut,
Die in des Mägdleins Auge ruht;
Studiere nicht ihr tiefes Leben,
Geheimnisvoll sinniges Weben;
Bald ist ein glühendes Herz verloren,
Ein trautes Lieb ist bald erkoren! —

* * *

Doch ist's zu spät, bist schon geschlagen
In Fesseln du und süße Banden,
Die dich so schmeichelnd hold umwanden,
Dann laß zum schönen Trost dir sagen,
Du Aermster, brauchst nicht zu verzagen:
„Die dir die Wunden schlug, die Hand,
Die Süße, die dein Herz entwand,
Wird dich auch heilen, neuem Leben
Und neuem Glück dich wiedergeben!
In ihrem Arm, an ihrer Brust,
Studentenherz, o welche Lust!"

* * *

Drum schenkt noch 'mal die Gläser voll,
Ein donnernd, brausend Vivat soll
Den Leipz'ger mitleidsvollen Schönen
Vielhunderttausendfach ertönen!
So lange sich die Erde dreht,
So lange noch das Weltall steht,
So lang' die Pleiße niederrinnt,
Grüß Gott dich, holdes Leipz'ger Kind!
Du traute, echte, deutsche Maid,
Wachs', blüh', gedeih' in Ewigkeit,
Und möchten bis zu fernsten Tagen
Treu' Burschenherzen für dich schlagen!

Zum Schluß möge ein Gedicht hier Platz finden, das ein köstliches Zeugnis ablegt von der Urwüchsigkeit und Derbheit des deutschen Studentenhumors.

Lob des Karzers.

Wie herrlich hat das Biergericht
Den Karzer eingerichtet,
Ich weiß mir etwas Schön'res nicht,
Drum sei's auch jetzt bedichtet:

Die Wände leuchten unschuldsweiß,
Damit darauf kann schmieren
Der jüngste Fuchs, der Meeresgreis,
Man spart das Tapezieren.

Verlockend lacht im matten Grau
Des Karzers nied're Decke,
Darum benutzt der Studio schlau
Sie zu demselben Zwecke.

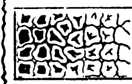
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bette; kann
Der Mangel uns erbosen?
O nein, — weil an dem Möbel man,
Das fehlt, sich nicht kann stoßen.

Vergebens suchet eine Uhr
Dein Blick rings in der Runde.
Es tröstet uns das Sprichwort nur:
„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!"

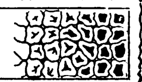
Und, weil ein Unfall leicht gescheh'n,
Der edle Fiskus zittert;
Er hat aus Vorsicht drum, wie schön!
Die Fenster fest vergittert.



Rektoratssiegel der Leipziger Universität.



Deutsche Dichtergrüße.



Letztes Blühen.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Es kommt noch einmal mir zu Sinn
Der Liebe holdes Wunder;
Wir gehen durch die Mondnacht hin,
Die Nachtigall klagt im Holunder.

Es bettet sich schwer und süß dein Haupt
Auf meine Brust mit Beben,
Mein Herz, das längst ich tot geglaubt,
Erwacht noch einmal zum Leben.

Es schauert und ringt im Mondenlicht,
Weil mit gewaltigem Triebe
Durch seine Tiefen kosend bricht
Der Lenzsturm deiner Liebe.

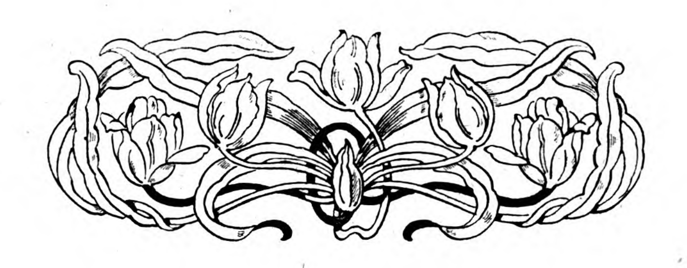
O gönne mir einen letzten Traum,
Du Kind mit glühenden Wangen:
Bleib treu mir, bis vom Holunderbaum
Die Blätter wirbelnd gegangen;

Ich möchte mildern den Abschiedsschmerz
Durch etwas seltsam Neues —
Ich möchte sterbend pressen ans Herz
Ein Frauenherz — ein treues.

Des Glückes Tage gehn im Flug,
Bald ist es Sommermitte.
Es ist ja nur ein holder Betrug,
Um den ich scheu dich bitte.

Denn wenn die Blätter gefallen sind,
Buntwirbelnd an den Wegen,
Dann gehe auch ich, ein Blatt im Wind,
Dem ewigen Lenz entgegen.

Dann gehe auch ich, um weit von hier
Wohl unter rauschenden Bäumen
In alle Ewigkeit von dir
Und deiner Lieb' zu träumen.



Ein Zirkuskind.

Novelle von **Riccardo Barretti.**

(Nachdruck verboten.)

Kenn', o kenne deine Sphäre!
Laß sie nimmer ohne Not.
Bist du Seefisch, bleib' im Meere,
Süßes Wasser ist dein Tod.



age-, wochenlang hatte es geregnet. Jeder neue Morgen brachte dieselbe trübe, graue, einförmige Dämmerung. Unaufhörlich klatschten schwere Tropfen an Fenster und Mauern. Lange schon hatten sie die letzten gelbroten Blätter über die Wege des Parkes von Buchenhof gestreut, und herbstlich kahl, trostlos öde war die Aussicht in das weite Flachland, über dessen abwechselungslose Einförmigkeit der sommerlich belaubte Park einigermaßen hinwegzutäuschen vermocht hatte. Nichts regte sich weit und breit, jeder Laut, jedes Zeichen, das an lebende Geschöpfe erinnerte, ging unter in dem ewig gleichmäßigen Rauschen der fallenden Tropfen.

An das weite Bogenfenster des Turmzimmers auf Buchenhof gelehnt, stand ein junges Weib. Der zierliche, fast überschlanke Körper war in ein loses, hellfarbiges Morgenkleid gehüllt, dessen offene Aermel von den weißen, blaugeäderten Armen zurückfielen. Leicht fiel das reiche, rötlichblonde Kraushaar bis zur Taille hinab, in eigensinnigen Löckchen die niedere Stirn halb verdeckend. Aus dem blassen, schmalen Gesicht blickten große, blaue, von dunklen Wimpern beschattete Augen trostlos in die bleigraue

Regenluft. Die kleinen Hände hielten das Fensterkreuz fest umklammert, und plötzlich rüttelten sie an dem festen Eichenholz mit der hoffnungsvollen Verzweiflung des Gefangenen, der sich vergebens bemüht, das feste Gitter seiner Zelle zu sprengen.

„Luft, Luft, ich ersticke!“ murmelte sie und riß gewaltsam den schweren Flügel auf. Die feuchte Regenluft drang in das behaglich erwärmte Gemach, berührte kühlend die heiße Stirn der jungen Frau und legte sich schwer und erkältend in die Falten des leichten, wollenen Gewandes. Lange stand sie regungslos, begierig sogen die brennenden Lippen die feuchten Dünste ein, bis sie sich endlich zusammenschauernd abwandte. Ein Hustenanfall überkam sie; kurz und schwer atmend lag sie auf der breiten Chaiselongue, beide Hände auf die von dem trockenen Husten schmerzende Brust gepreßt.

Da öffnete sich geräuschvoll die Thür und ein stattlicher Mann, jeder Zoll der gewesene Reiteroffizier, der ritterliche Gutsbesitzer, trat ein. Sein Blick glitt von dem schmerzhaft verzogenen Antlitz seiner jungen Gattin, die noch immer mit dem Hustenanfalle kämpfte, zu dem geöffneten Fenster, und ein mehr ärgerlicher als besorgter Ausdruck flog über das aristokratische Gesicht.

„Aber, Anna, wie oft soll ich dich noch bitten, vorsichtig zu sein! Du weißt doch so gut wie ich, daß du dich vor Erkältungen zu hüten hast, und nun liegst du hier bei dem Wetter, das selbst mir den Atem benimmt, bei offenem Fenster. Wie kannst du auf solche Weise je gesund werden!“

Er hatte das Fenster geschlossen und näherte sich jetzt der Chaiselongue, neben der er sich auf einen Sessel niederließ. Sein Gesicht war freundlicher geworden, und mit einem Anfluge von Zärtlichkeit nahm er die schmale, durchsichtige Hand des jungen Weibes in die seine.

„Was, arme Maus, du langweilst dich wohl bei dem ewigen Regen? Ja, wahrhaftig, es ist auch, um die Geduld zu verlieren! Weißt du was? Wenn es schon nicht besser werden will hier, dann machen wir uns einfach auf und davon. Was sagst du zu einem kleinen Ausfluge nach —“

„Zu Alice?“ unterbrach sie ihn, hastig fragend.

Er runzelte die Stirn. „Nein, Alice muß warten, sie muß sich erst an den Aufenthalt bei Mama gewöhnen; ein Besuch jetzt schon würde das nur unnötig erschweren.“

Anna sank schweigend in die Polster zurück. Die Röte, die einen Augenblick das Gesichtchen so kinderhaft jung gemacht hatte, wich wieder der gelblichen Blässe, die ihm eigen war.

„Nein, nach Berlin wollen wir,“ fuhr Albert von Buchen fort, „ich habe so wie so dort zu thun, und eben telegraphieren Breda und Werder, daß sie mich übermorgen abend zu einem improvisierten Diner mit alten Kameraden erwarten. Du kannst dann die Gelegenheit benutzen, einmal gründlich deinen Husten kurieren zu lassen; vielleicht hast du vor dem Befehl einer Berliner Autorität mehr Respekt, als vor den Verordnungen unseres guten Sanitätsrates hier. Na, thu' mir nun den Gefallen und sieh' nicht so jämmerlich aus! Diese ewige Trauermiene ist ja zum Verzweifeln für uns andere; was fehlt dir denn eigentlich, du unzufriedene kleine Maus?“

„Was mir fehlt?“ fragte sie leise zurück. Eine Antwort schien ihr auf der Lippe zu schweben, sie unterdrückte sie indes und sagte nur: „Alice.“

Er erhob sich und wandte sich ärgerlich, mit einem eigentümlichen, halb verlegenen Ausdruck ab. „Mein liebes Kind,“ sagte er mit einer Stimme, die vielleicht nur so heftig klang, weil sie nicht verlegen klingen sollte, „du weißt, daß wir es nach reiflicher Ueberlegung für richtig gehalten haben, Alice vorläufig meiner Mutter anzuvertrauen. Du weißt ebenso und am allerbesten, daß du selbst die Veranlassung dazu gegeben hast durch dein — dein Berühren von Dingen, die dem Kinde in seinem jetzigen Alter durchaus fremd bleiben müssen. Ich habe dich oft genug gebeten, gewarnt, zuletzt blieb eben nichts anderes übrig. Du mußt dich einstweilen fügen, zum Sommer bringt Mama dir ja Alice auf einige Zeit hierher. Sei doch vernünftig, Anna, erschwere dir das Leben nicht unnützerweise. Mach' dich nun fertig, gleich nach Tisch fahren wir, damit wir den Abendeilzug noch in K. erreichen.“ Mit einem leichten Kuß auf die geschlossenen Augen verließ er sie.

Anna blieb lange still liegen. Sie dachte nicht daran, Vorbereitungen für die Reise zu treffen; das besorgte die Jungfer viel besser als sie. Ihre Gedanken flogen zurück in die Vergangenheit.

Welches Aufsehen hatte es vor acht Jahren in der rheinischen Garnisonstadt B. erregt, als der schneidige junge Husarenoffizier seine glänzende Laufbahn aufgab, um die junge Kunstreiterin Miß Anita Cortes zu heiraten. Wie stolz, wie glücklich war sie gewesen, als sie neben dem geliebten, bewunderten Gatten, der ihr in der strahlenden Uniform, die er an jenem Tage zum letzten Male trug, wie der junge Kriegsgott selbst erschien, als sie an seinem Arme durch die gaffende, staunende Menge schritt,

die die Kirche an ihrem Hochzeitstage füllte! Als er sie dann nach einem kurzen Frühstück in den Wagen hob, der sie zum Bahnhof führen sollte, wie leicht, wie lachend hatte sie Abschied genommen von den zurückbleibenden Kameraden, kaum daß sie den Vater und die Geschwister flüchtig geküßt hatte. Hell und licht, voll glänzender Verheißungen lag die Zukunft vor dem glücklichen Zirkuskinde.

Ein Zirkuskind war sie im vollen Sinne des Wortes. In dem großen grünen, von vier guten Pferden gezogenen Wagen war sie geboren, hatte sie ihre ersten Kinderjahre verlebt, bis später die selbst die kleinsten Städtchen berührende Eisenbahn den eigentümlichen Wohnwagen überflüssig gemacht hatte. Ihre Eltern gehörten beide altrenommierten Artistenfamilien an; die Mutter war vor Jahren bei der Arbeit verunglückt, der Vater war als Dresseur und Schulreiter berühmt gewesen, jetzt bereiste er als Mitdirektor einer guten Truppe Süddeutschland. Alle ihre Geschwister arbeiteten als Zirkuskünstler, teils bei des Vaters Truppe, teils bei den besten und bekanntesten Gesellschaften. Anita, die zweitjüngste von Direktor Cortes' sieben Kindern, war, wie die übrigen, von frühester Jugend an für den Zirkus erzogen worden, und ihre Geschicklichkeit, die Geschmeidigkeit der zarten jungen Glieder, der kecke Mut, der auch vor den schwierigsten und gewagtesten Tricks nicht einen Augenblick zurückbebte, machte sie zum Liebling des Vaters, der auf sie die größten Hoffnungen setzte. Wie alle besseren Artistenfamilien angehörigen Kinder ward sie, sobald die Truppe sich länger in einer Stadt aufhielt, zur Schule geschickt, und von ihrem zehnten bis fünfzehnten Jahre war sie in einer französischen Erziehungsanstalt untergebracht worden. Das war die traurigste Zeit ihres jungen Lebens gewesen. Sie fühlte sich einem gefangenen Vögelchen gleich und fand das streng von der Außenwelt abgeschlossene Leben in der Anstalt unerträglich.

Als sie dann endlich befreit war, wie jubelte sie auf, wie lernte, übte, arbeitete sie mit brennendem Eifer, um so bald als möglich wieder auftreten zu können! Und wie beglückte, berauschte sie dann der Beifall der Menge, der ebenso sehr ihrer Kühnheit und Geschicklichkeit wie ihrem süßen Kindergesicht mit den strahlenden Augen, dem glücklich lachenden, schelmischen Munde galt. Sie war ein entzückendes Wesen geworden, die kleine Anita, ein kleines Elfenkind, ein lustiger, schelmischer Puck, und es war begreiflich, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihr ruhte, wenn sie in ihrem leichten gold- und silberschimmernden

Kleidchen auf dem prächtig geschirrten Rosse durch die Manege flog. Sie lebte nur ihrer Kunst, ihrer Arbeit; sie sah und kannte nur ihre Kameraden, die sie alle verzogen, und das Leben in ihren Kreisen, und sie konnte sich nichts anderes, nichts Schöneres denken, als das ewige Wandern von Stadt zu Stadt, immer neue Menschen bezaubernd, neue Triumphe feiernd, Neues sehend und hörend. Das ewig Wechselnde war ihr das einzig Beständige.

Da traf sie in B. den jungen Husarenoffizier Albert von Buchen, der, ein eifriger Sportfreund, vom ersten Tage an zu den ständigen Besuchern der Vorstellungen wie der Proben gehört hatte. Er war entzückt von der „kleinen Annie“ und machte ihr, wie andere seiner Kameraden, eifrig den Hof. Und Anita, die bisher solche Huldigungen mit derselben naiven Freude entgegengenommen hatte wie abends in der Manege den lauten Beifall des Publikums, konnte bald das Bild des jungen, flotten Offiziers nicht mehr aus den Gedanken bringen. Sie gedachte seiner früh und spät, und es war Albert ein Leichtes, zu bemerken, daß er in diesem Kampfe seine Kameraden alle besiegt hatte. Wie tief er selbst sich aber in seine Leidenschaft für das schöne Gauklerkind verstrickt hatte, ward ihm erst klar, als der Abschied kam und Anita mit des Vaters Truppe weiterziehen sollte. Vergebens stellte er sich die Unmöglichkeit vor, sie zu halten, sie, des Vaters Stolz und die beste Zugkraft der Truppe, vergebens kämpfte er mit sich selbst; er konnte ohne sie nicht leben, er mußte sie besitzen, sie ganz, für alle Zeit sein Eigen nennen können, und gab es kein anderes Mittel — nun, so heiratete er, Freiherr Albert von Buchen, Anita Cortes, die Kunstreiterin.

Und es gab kein anderes Mittel.

Von den heftigen Kämpfen, die er, um seinen Willen durchzusetzen, mit seiner Familie gehabt hatte, erfuhr Anita wenig. Ihr kam es kaum in den Sinn, daß derartige Bedenken für ihn bestehen könnten. Mit ihren achtzehn Jahren kannte sie noch so wenig von dem Leben außerhalb der Kreise, in denen sie aufgewachsen war, und in denen sie, wie ihre ganze Familie, eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Daß Albert seiner Heirat wegen den Dienst verlassen mußte, war unangenehm; ihr gefiel die heitere, rheinische Stadt so gut, aber schließlich konnte man ja überall glücklich sein, warum nicht auch oben auf dem mecklenburgischen Gute Buchenhof, dessen bisheriger Pächter nun dem jungen Besitzer die Verwaltung überlassen mußte.

Und anfänglich schienen alle ihre Hoffnungen sich erfüllen zu sollen. Albert vergötterte sein junges Weib, das ungewohnte Leben einer Schloßfrau, wenngleich das „Schloß“ eigentlich nur ein altmodisches, sehr geräumiges, aber ziemlich schmuckloses Landhaus war, amüsierte sie, und sie, die selten anders als in der Manege geritten hatte, war entzückt über die langen Ausflüge, die sie auf ihrem prächtigen Pferde in das weite, flache Land machen durfte.

Lange aber dauerte es nicht, bis die Zugvogelnatur in ihr erwachte. Sie begann sich hinaus in die Welt zu sehnen, die Erinnerung an die alten Kameraden, an die lustigen Reisen, an die abendlichen Triumphe erwachte, und ihr Lachen verstummte, ihr Gesichtchen verlor seine frische Farbe, und sie schlich still und verzagt durch die langen Korridore und stand stundenlang in hilfloser Sehnsucht auf dem Altan, der ihr Turmzimmer umgab, die Wandervögel beneidend, die vor dem grauen, kalten Winter nach dem sonnigen Süden fliehen konnten. Ihr Gatte, den die ungewohnte Arbeit, die die Gutsverwaltung mit sich brachte, den größten Teil des Tages von ihr fern hielt, bemerkte den allmählichen Umschlag ihrer Stimmung kaum, und als sie ihm eines Tages schüchtern von ihrer Sehnsucht nach dem alten Leben sprach und von dem Wunsche, den Vater auf einige Zeit zu besuchen oder zu sich zu bitten, ward er so heftig und verbot ihr so energisch, je daran zu denken, daß sie verschüchtert schwieg. Ihre einzige Freude war ihr Pferd. Täglich ritt sie, wenn Albert keine Zeit fand, sie zu begleiten, von einem Reitknechte gefolgt, stundenlang. Es machte ihr Vergnügen, wenn sie durch das zum Gute gehörige Dorf ritt, der sich schnell um sie versammelnden Dorfjugend auf der Dorfwiese allerlei Kunststückchen zu zeigen. Die erstaunten, interessierten Gesichter der Kinder, wie der zeitweise sich einfindenden Erwachsenen amüsierten sie — es war doch immer ein Publikum, und die Freude, sich immer noch als sichere Herrin über ihr Tier zu fühlen, ließ sie alles andere vergessen.

Während sie, ganz in ihre „Arbeit“ vertieft, eines Morgens das Pferd vor dem dankbaren Kreise ihrer ländlichen Bewunderer die verschiedensten Gangarten ausführen ließ, tauchte in einiger Entfernung von ihr ihr Gatte, ebenfalls zu Pferde, auf. Mit einem Blicke erfaßte er die Situation, sogar das eigentümliche Lächeln des Reitknechtes entging ihm nicht. Dunkle Röte überzog sein Antlitz, und mit herrischer Gebärde befahl er ihr, ihm zu folgen. Er sprach nicht viel, verbot ihr nur kurz, mit

finsterer Miene, je wieder dergleichen „Vorstellungen zu geben“. Einige Tage später aber fand der alte Sanitätsrat das Reiten ihrer zarten Konstitution durchaus schädlich, und „Dear Boy“, ihr Liebling, der treue Freund ihrer glücklichen Künstlertage, ward verkauft.

Dann kam die Geburt der kleinen Alice, die ihr eine Zeit lang über alle Sehnsucht, über alle Täuschungen hinweghalf. Das Kind ward ihr alles, ihr Leben, ihr ganzes Glück. Lange, ehe die Kleine das geringste Verständnis dafür hatte, plauderte Anita mit ihr von allem, was ihren beweglichen Sinn erfüllte. Alle Sehnsucht, allen Jammer, all die qualvolle Einsamkeit sprach sie sich von der Seele vor dem kleinen Wesen, das, die dicken Fäustchen fest geballt, in der Wiege lag und sie mit großen Kinderaugen verwundert betrachtete. Und jedesmal erhob sie sich erleichtert und getröstet.

Bei Alicens Taufe sah Anita zum erstenmal ihre Schwiegermutter. Frau von Buchen hatte sich bis dahin der Gattin ihres Sohnes, dem sie die Mißheirat nicht verzeihen konnte, fern gehalten. Sie war eine feine und liebenswürdige Frau, weder dummstolz, noch hart und kalt, aber Aristokratin vom Scheitel bis zur Sohle, mit einem starken Gefühl der Ueberlegenheit des Standes, dem sie angehörte, erzogen und alt geworden. Als die Heirat unwiderruflich vollzogen war, hatte sie die Partie ergriffen, Anita allen Angriffen anderer gegenüber zu verteidigen; was dem Hause Buchen einmal angehörte, daran durfte ein Fremder wenigstens nichts auszusetzen wagen. Aber erst die Geburt ihres Enkelkindes ließ sie ihre Abneigung gegen die „Gauklerin“ so weit überwinden, daß sie sich zu der Reise nach Buchenhof entschloß. Der Anblick des süßen, zarten Geschöpfes, das so bleich, so matt und so ängstlich zu ihr aufsah aus den weißen Kissen des alten Himmelbettes, stimmte sie weicher. Sie gewann ihre junge Schwiegertochter, der das Mutterglück nach und nach fast die frühere Frische und Heiterkeit wiedergegeben zu haben schien, lieb, und sie äußerte ihr Wohlwollen dem Sohne gegenüber, der ihr in dankbarem Aufwallen ehrerbietig die Hand küßte.

„Du mußt versuchen, lieber Sohn,“ sagte sie ihm einige Tage nach ihrer Ankunft, „Anna“ — dahin hatte sie Anita, das sie zu sehr an den Zirkus erinnerte, abgeändert — „ihre traurige Herkunft vergessen zu machen. Ich billige vollkommen, daß du das Pferd verkauft hast, und rate dir besonders, sie von allen Schaustellungen, die sie an das alte Leben erinnern

können, fern zu halten. Die Verbindung mit ihrer Familie wird auch nach und nach abzubrechen sein. Wie du mir sagst, schreiben die Leute nur selten. Das ist nur zu loben, sie werden eben selbst einsehen, daß Anna ihrer Sphäre entrückt ist. Wenn sie nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, wird ihr Interesse dafür schnell verschwinden. Dagegen würde ich sie, sobald ihr Zustand es gestattet, in die Kreise eurer Nachbarn einführen. Es war nicht richtig, daß du das nicht gleich nach eurer Hochzeit gethan hast, wenn ich auch deine Bedenken verstehe. Es war ein taktischer Fehler, den ich mich bemühen werde, wieder gut zu machen. — Ich möchte doch sehen," fügte sie mit einem stolzen Lächeln hinzu, „wer meiner Schwiegertochter, die ich selbst in die Gesellschaft einführe, die schuldige Achtung verweigern wird!" —

Und Anna, wie sie von jetzt ab hieß, ward in die „Gesellschaft" eingeführt. Wie sie sich unglücklich und verloren vorkam zwischen diesen breiten, behäbigen, selbstzufriedenen Mecklenburgerinnen, die die fremdartige Erscheinung trotz Frau von Buchens Protektorat mit zweifelnden, mißtrauischen Blicken musterten! Wie verständnislos stand sie den Interessen dieser Frauen, die sich um Wirtschaft, Kinder, Dienstboten und mehr oder weniger boshaften Klatsch drehten, gegenüber. Sie fühlte sich gedrückt, unwissend, trostlos unglücklich bei diesen Zusammenkünften, die auch ihrem Manne, der aus anderem Holze geschnitzt schien, als die massiven Gutsherren und Pächter, peinlich waren. Nach Frau von Buchens Abreise trat eine Stockung im Verkehr mit den naheliegenden Gütern ein, und während Albert sich mit Eifer der Verwaltung des seinen widmete, blieb Anita mehr und mehr sich selbst und ihren Grübeleien überlassen.

Und mit jedem Tage wuchs die herzbeengende Sehnsucht nach Freiheit, nach dem zwang- und heimatlosen, lustigen Vagantenleben. Sie war ein Gauklerkind, ihre ganze Seele zog sie zu dem losen, leichten, freien Völkchen, das heute hier, morgen dort sein bewegliches Heim aufschlägt. Sie dachte wachend und träumend an die kurze, glückliche Zeit ihrer Triumphe, und halb unbewußt formte ihre Sehnsucht sich in Worte, denen die kleine Alice, ihre einzige Zuhörerin, geduldig, wenn auch ziemlich verständnislos, lauschte.

Fünf Jahre waren seit Alicens Geburt vergangen, und immer tiefer grub sich der Stachel ungestillter Sehnsucht in Anitas einsame Seele. Sie hatte sich längst von allem Umgang

mit den Nachbarn zurückgezogen. Den größten Teil des Tages brachte sie allein mit Alice im Park oder in dem traulich ausgestatteten Turmgemache zu. Ein Jahr nach der Geburt der Kleinen hatte sie angefangen, zu kränkeln; der alte Hausarzt konnte kein bestimmtes Leiden entdecken. Daß es Heimweh, grenzenloses, verzehrendes Verlangen nach Freiheit, nach dem alten Vagantenleben war, was die Wangen der jungen Frau bleichte, ihre Augen so müde und traumverloren vor sich hinstarren ließ, das wäre dem alten Herrn, der wie alle andern geneigt war, die „Gauklerin" des guten Coups wegen, den sie mit ihrer Heirat gemacht hatte, für beneidenswert zu halten, nie eingefallen. Albert hatte Anita, dem Rate seiner Mutter folgend, sorgfältig von allem, was sie an die Vergangenheit erinnern konnte, fern gehalten. Niemals hatte sie während ihrer häufigen Reisen nach Berlin oder in die nahe Kreisstadt Zirkusvorstellungen oder ähnlichen Schaustellungen beiwohnen dürfen. Ihre anfänglichen Bitten hatte er gütig, aber bestimmt abgewiesen; nun bat sie schon lange nicht mehr darum. Das Verhältnis der beiden Gatten zu einander war bis vor kurzem das allerbeste gewesen. Anita liebte ihren Gatten, und es fiel ihr niemals ein, ihn für den Irrtum, den sie mit ihrer Heirat begangen hatte, büßen zu lassen. Eben die Liebe zu ihm und ihrem Kinde war die unzerreißbare Fessel, die sie auf Buchenhof hielt. Auch Alberts Gefühle waren dieselben, wenngleich die leidenschaftliche Vergötterung der ersten Jahre längst einer ruhigen, etwas gewohnheitsmäßigen Zärtlichkeit gewichen war. Wohl kostete ihn der Gedanke an die so früh geopferte, glänzende Laufbahn ab und zu einen leisen Seufzer; da er indes früher oder später doch die Verwaltung von Buchenhof hatte übernehmen sollen, dachte er nicht daran, diesen Schritt zu bereuen. In seinem ängstlichen Bemühen, Anitas Herkunft bei ihr selbst und anderen vergessen zu machen, trug er zuerst den Anschauungen seiner Standesgenossen, zwischen denen er nun einmal lebte, und von denen er sich selbst trotz seiner Heirat durchdrungen fühlte, Rechnung, dann aber glaubte er wirklich, daß dieses vollkommene Unterdrücken der Vergangenheit Anita endlich zum Vergessen bringen werde.

In der letzten Zeit indes war das Verhältnis ein anderes geworden. Anitas Erzählungen aus der glänzenden, schimmernden, lustigen Zirkuswelt — all die trüben, sorgenvollen Stunden, die den Vaganten wie allen anderen Sterblichen reichlich zugemessen sind, waren ihrer Erinnerung entschwunden — ihre

Beschreibungen der prächtigen Pferde, der samt- und seide-knisternden Reiter und Reiterinnen, des abenteuerlichen Wanderlebens, die sie dem Kinde immer und immer wiederholte, erfüllten die lebhafte Phantasie der kleinen Alice ganz und gar, und eines Tages erklärte sie in Gegenwart des Vaters und der gerade auf Buchenhof weilenden Großmutter energisch, Kunstreiterin werden zu wollen wie Mammi!

Wie von einem Schlage getroffen fuhr Frau von Buchen auf, und zum erstenmale kam es zu einer Szene zwischen ihr und Anita, der sie auf das strengste verbot, dem Kinde je wieder von diesen Sachen zu reden. Anita schwieg; sie fühlte, daß man unmögliches von ihr verlange; sie mußte jemand haben, dem sie von dem, was ihr ganzes Sein und Denken erfüllte, sprechen konnte, und Alice war die einzige. Trotzdem versuchte sie, nach Kräften sich zu beherrschen; sah sie doch selbst die Gefahr ein, die sie heraufbeschwor, indem sie in ihrem Kinde denselben Zwiespalt hervorrief, an dem sie selbst zu Grunde gehen würde.

Aber wenn Alice zärtlich schmeichelnd bat: „Mammi, Mütterchen, erzähle!" dann vermochte sie nicht zu widerstehn, und selbst wenn sie mit irgend einem Märchen begann, nach kurzer Zeit war sie doch stets bei den alten, lieben Erinnerungen, angelangt, und mit heißen Köpfen, ganz in ihr Thema vertieft, kauerten Mutter und Tochter eng aneinandergeschmiegt vor dem flackernden Kaminfeuer oder auf der weichen Chaiselongue. So traf sie Albert eines Tages, und auf seine barsche Frage erzählte ihm Alice treuherzig den Gegenstand ihres eifrigen Gespräches.

Da hatte er das Kind mit sich genommen und es zu seiner Mutter gebracht. In der jungen Seele, in der lebhaften Phantasie seiner Tochter wünsche er nicht Eindrücke wachgerufen zu sehen, die ihr im späteren Leben von unberechenbarem Schaden sein könnten. Jetzt endlich hatte Anita ihre stille Ergebung fahren lassen. Sie kämpfte um ihr Kind, ihr einziges, ihr ganzes Glück. Vergebens. Und als sie ihn so fest, so unbeugsam, so ganz von seinem Rechte durchdrungen vor sich stehen sah, da brach er hervor, der jahrelang verhaltene Schmerz, die Sehnsucht nach dem alten Glück, der bittere Jammer unverstandenen, ungeteilten Kummers. Zum erstenmal empfand sie ganz klar die selbstische Ungerechtigkeit, mit der er von ihr, der Einzelnen, der Schwachen, das Aufgeben ihres innersten Seins als etwas Selbstverständliches verlangte, ohne daß er selbst auch nur handbreit von seinen Vorurteilen abwich.

„Warum, warum denn nahmst du mich mit dir! Du wußtest ja, wer und wie ich war! Kann ich mich zu einer andern machen, als ich nun einmal bin? Ich habe geschwiegen und geduldet all die Jahre; jetzt ist's genug, mehr ertrage ich nicht — ich will nicht mehr leiden! Gieb mir mein Kind zurück; sie sollen es nicht lehren, seine Mutter zu vergessen oder gering zu achten!“

Er empfand das Berechtigte ihrer Vorwürfe und fühlte sich um eine Antwort verlegen, seine Anschauung indes blieb unverändert wie sein Entschluß. Nach jenem Auftritt hatte Anita eine Zeitlang das Bett hüten müssen, und als sie dann bleich und abgespannt, oft von schmerzendem Husten geplagt, wieder aufstand, schien sie sich in das Unvermeidliche gefügt zu haben; sie machte keine Versuche mehr, Alice zurückzuerhalten. Ihren Gatten jedoch vermied sie so viel als möglich. —

Anita erhob sich mit einem tiefen Seufzer aus ihrer liegenden Stellung. Das war nach acht Jahren das erträumte Glück! Der Eintritt der Jungfer riß sie aus ihren Grübeleien; sie gab Befehl zum Einpacken, und wenige Stunden später führte der Nachtzug sie und ihren Gatten nach der Reichshauptstadt.

Am zweiten Tage ihres Aufenthalts in Berlin fuhren sie gegen Mittag im Wagen des Hotels die Linden entlang zum Tiergarten. Das lebhafte Gewoge von Fußgängern, Reitern, Luxus- und Arbeitswagen unterhielt und zerstreute beide, und sie musterten in so guter Stimmung, wie sie sie lange nicht empfunden hatten, die verschiedenartige Menge. Plötzlich zuckte Anita zusammen, tiefe Röte überzog ihr Antlitz, und sie erhob sich, lebhaft mit der Hand winkend.

„Was giebt's, was hast du?“ fragte Albert verwundert.

„John, mein Bruder, ich erkannte ihn gewiß, er hat uns nicht gesehn, laß uns wenden, wir holen ihn noch ein!“

Sie sprach lebhaft, freudig bewegt. Einen Augenblick zögerte er, am liebsten hätte er es ihr verweigert; diese Begegnung konnte alles, was die Vorsicht der letzten Jahre zustande gebracht hatte, vernichten; aber sie stand vor ihm so strahlend, so sicher, so glücklich, wie er sie lange, lange nicht gesehen hatte; er konnte ihr die Bitte nicht versagen. Und schließlich: konnte, durfte er ihr den so natürlichen Wunsch, den Bruder zu begrüßen, den sie seit Jahren nicht gesehen hatte, abschlagen? Er gab Befehl zum Wenden, und bald hatten sie den jungen Mann, der langsam, mit dem dem Reiter eigentümlichen breitspurigen, wiegenden Gang durch die Menge schritt, erreicht. Anitas leb-

hafter Ruf „John“ drang durch den Lärm der Straße an sein Ohr, und er wandte sich um. Er erkannte Schwester und Schwager sofort, und wenngleich sein Gruß an beide herzlich war, so stach doch sein echt englisches Phlegma von der fieberhaften Lebhaftigkeit der Schwester merkwürdig ab. Albert, der sich in Gegenwart des Kunstreiters etwas ungemütlich fühlte und außerdem die Geschwister sich selbst überlassen wollte, schob Geschäfte vor und verließ die beiden nach wenigen Minuten.

John, ein bildhübscher Mensch, dessen große, dunkelblaue Augen denen der Schwester glichen, drehte mit der weißen, wohlgepflegten Hand, an deren Fingern prachtvolle Brillanten funkelten, unablässig den langen Schnurbart und ließ vorläufig die zahlreichen Fragen der Schwester ruhig über sich ergehn, nur kurze, gedrängte Antworten gebend. Als sie endlich ruhiger ward, fragte er anscheinend gleichmütig, aber mit einem aufmerksam beobachtenden Blick in den scharfen Augen: „Na, Annie, und wie geht es denn eigentlich dir? Du siehst ziemlich verzweifelt aus, wenn ich mir die kleine Anita vorstelle, die uns vor acht Jahren verließ. Behandelt dein Herr Gemahl dich nicht, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit ist, was? Aus den paar Zeilen, die du uns ab und zu gönntest, war nicht besonders klug zu werden, nur das eine verstanden wir zur Genüge, daß die Familie der gnädigen Frau sich auf distance hielt. Goddam, will mein hochnasiger Herr Schwager nichts von uns wissen — wir können ohne ihn leben.“ Anita versuchte Einwendungen zu machen, da er jedoch nichts hören wollte, brach sie ab und fragte eifrig nach seinem augenblicklichen Engagement,

„Ich bin hier mit R., bin schon seit einem Jahre bei ihm, seine Zugnummer, verstehst du, seine great attraction. Ich mache enormes Glück, bei Damen besonders.“ Er drehte selbstgefällig den langen Schnurrbart, und hinter den geöffneten Lippen wurden zwei Reihen kleiner, weißer, spitziger Zähne sichtbar.

„Na, du kommst doch heute Abend und siehst mich?“ fragte er dann, „ich stelle euch die beste Loge zur Verfügung.“

Sie waren inzwischen in ihrem Zimmer im Hotel angelangt. Anita zögerte mit der Antwort. Der Bruder sah sie erstaunt an. „Was, kommst du nicht? Hast du etwas anderes vor heute?“

„Nein, das nicht, aber — ja, Albert wünscht nicht, daß ich Zirkusvorstellungen besuche,“ sagte sie zögernd.

Dunkle Röte fuhr über das schöne, offene Gesicht des Kunstreiters.

„Da hinaus also geht es! Er schämt sich deiner Herkunft? Nicht du also hast uns vergessen, wie wir glaubten — er wünscht es nicht! Dieser“ — Ein kräftiger englischer Fluch beendete den Satz.

Jetzt war es mit Anitas Fassung vorbei. „Ich euch vergessen?“ rief sie. „Mein ganzes Herz hängt an euch; ich starb fast vor Sehnsucht! Ach, einmal nur möchte ich es wiedersehen, das strahlende, helle Haus, einmal die lieben alten Gesichter sehen, die bekannten Klänge hören, einmal nur wieder auf einem feurigen Pferde durch die Manege jagen, einmal, ein einziges Mal nur wieder Kunstreiterin sein!“ Sie wußte kaum, was sie sprach, so heftig, so alles bezwingend war die leidenschaftliche Sehnsucht, die sie erfüllte.

„Das alles kannst und sollst du sehen und hören!“ erwiderte der Bruder bestimmt. „Man hat einfach nicht das Recht, dich daran zu hindern; indes, wenn du Scenen vermeiden willst, so kann es ja geschehen, ohne daß dein Mann etwas davon erfährt; er wird ja wohl einmal abends ausgehn?“

„Heute,“ entfuhr es ihr unwillkürlich, „heute ist er zu Tisch mit Kameraden aus früherer Zeit!“ — „Gut,“ erwiderte John, „dann hole ich dich gegen Abend ab und“ — er lachte vergnügt — „dann sollst du auch deinen Willen ganz haben! Wir schließen heute mit einem Jagdreiten von vierundzwanzig Damen, da schmuggeln wir dich ein; das besorge ich, verlaß dich drauf! Ich habe den Alten am Schnürchen, der thut, was ich will. Das wird ein Hauptspaß, was, Schwesterchen? Nun, Annie, liebe kleine Annie, so freu' dich doch!“

Sie stand in Gedanken verloren. Wie das zog und lockte! Sie fühlte, daß sie der Versuchung erlag. — Er erfuhr es ja nie; kein Mensch kannte sie hier, und wenn auch, wer würde sie unter den Reiterinnen vermuten! Noch eine Minute schwankte sie, dann erklärte sie:

„Gut, abgemacht, John, ich komme, aber mitreiten — nein nein, ich wage es nicht; wir wollen sehen, vielleicht — jedenfalls komme ich, ich will dich reiten sehen. Noch eins, hole mich nicht ab; das könnte auffallen. Erwarte mich um sieben Uhr am Zirkus, und nun gehe, John, ich möchte allein sein.“

Die Stunden bis zu der abgesprochenen Zeit vergingen ihr wie im Fluge in beständigem Kampfe mit sich selbst. Albert, der nur in das Hotel zurückkehrte, um sich zu dem Diner mit seinen Kameraden umzukleiden, schlug ihr vor, in die Oper zu gehn, was sie ablehnte, da sie nicht aufgelegt sei, Musik zu hören.

Er betrachtete sie einen Augenblick forschend. Wie bleich sie aussah, so krank und müde! Es that ihm leid, daß er sie allein lassen sollte. Es war klar, daß die Begegnung mit dem Bruder sie erregt hatte.

„Vielleicht ist es auch gescheiter so, Maus, geh' zu Bett und schlaf' dich recht ordentlich aus, damit du morgen wieder recht frisch bist. Adieu, leb' wohl!"

Er küßte sie leicht auf die Wange, sie aber schlang mit plötzlicher Leidenschaft die Arme fest um seinen Hals und hielt ihn lange, lange so, das thränenüberströmte Antlitz an seine Brust gedrückt. Er liebte dergleichen Ueberschwenglichkeiten nicht; sie setzten ihn in Verlegenheit; mit weinenden Frauen wußte er nichts anzufangen. So gut es angehen wollte, entzog er sich ihrer Umarmung und ging mit mißvergnügter Miene im Zimmer auf und nieder. Als sie dann endlich ruhiger geworden war, verließ er sie, froh dem Wiedersehen mit den Kameraden, dem Auffrischen alter Erinnerungen entgegeneilend.

Bitterkeit im Herzen, sah Anita ihn gehen. Auch nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, bei ihr dieselben Gefühle vorauszusetzen. Was für ihn natürlich und passend war, ihr war es verboten! — Nein, sie wollte sich nicht seinem egoistischen Vorurteil opfern lassen; was ihm billig war, es war ihr recht! Hastig ergriff sie den dunklen Reisemantel, knüpfte einen dichten Schleier um das schwarze Federbarett und fuhr in einer Droschke nach dem Zirkus.

John hatte sie bereits erwartet. „Gut, daß du kommst, es ist bald an der Zeit, mich umzukleiden. Komm mit mir, ich habe dir einen Platz dicht bei dem Eingang zu den Ställen reserviert. Du wirst übrigens Bekannte treffen. Bedford ist hier, ein bißchen alt geworden, kein rechtes Feuer mehr; dann die beiden Gerards, fixe Jungens, machen Voltige- und Jongleurarbeit, na, und dann vor allen Emmie Sadée, deine Konkurrentin, als du eben anfingst. Sie hat den Bedford geheiratet, ist noch immer tüchtig. Nun, du wirst ja selbst sehen. Komm nun, Schwesterchen, ich muß hinein."

Sie betraten den großen, noch halbdunklen Raum, in dem nur erst die billigen Plätze besetzt waren. John führte seine Schwester nach ihrem Logensitz und überließ sie dann sich selbst. Anita vermochte anfänglich kaum ihrer nervösen Bewegung Herrin zu werden. Erst allmählich begann sie, sich zu orientieren. Ihr Auge flog durch den weiten Raum, der ihr so bekannt, so heimisch vorkam, gierig sog sie das eigentümliche Zirkusparfüm ein, die

langen Jahre der Verbannung versanken, verschwanden aus ihrer Erinnerung, sie war wieder das frohe, glückliche Vagantenkind Miß Anita Cortes, die Kunstreiterin. Jetzt flammte das weiße Glühlicht hinter den matten Kuppeln auf, die weite Runde feenhaft erleuchtend, und während das Parkett- und Logenpublikum scharenweise hereinzuströmen begann, während der Zirkus sich langsam füllte, ertönten die ersten Takte einer jener Melodien, die ihr schon als Kind den Beginn der Vorstellung, den Glanzpunkt des Tages angezeigt hatten.

Die Glocke erklang, und das große Herrenpersonal in der eleganten hellblauen Stallmeisteruniform flankierte den Eingang zu den Ställen. Ein Diener führte einen prächtig geschirrten Schimmel in die Manege, und eine junge, hübsche Reiterin flog, kaum die dargebotene Hand eines Kollegen berührend, leicht und gewandt auf das Panneau. Die rauschende Musik, die graziösen Pas der lächelnden Reiterin, der laute Beifall des animierten Publikums, alles, alles genau wie damals, als dieser Jubel ihr gegolten hatte, als sie selbst so strahlend heiter durch die Manege geflogen war. Eine Nummer folgte rasch der anderen, und mit jeder Minute wuchs Anitas Erregung. John ritt die letzte Nummer vor der Pause, und die deutlich erkennbare Unruhe im Publikum bewies, daß es keine Uebertreibung gewesen war, als er sich die „great attraction“ der Truppe genannt hatte. Das Orchester intonierte einen elektrisierenden Galopp, und mit eleganter Lancade sprengte der schöne Jockey über die Piste, begrüßt von den jubelnden Zurufen, dem wild-enthusiastischen Beifall des Publikums. Knapp umschloß das weiße, goldgestickte Samtwams die prächtige Figur, auf dem reichen, aschblonden Haar saß keck die rote Jockeymütze, übermütig lachten Augen und Mund, und während er in wilderem und wilderem Ritt die Manege umkreiste, suchten diese Augen immer und immer wieder die der Schwester, in deren gespannten Mienen er begeisterte Anerkennung las. Als er dann zum Schluß wie ein toller Junge mit einem weiten Sprung über die Köpfe der Stallbedienten hinweg hinter dem Vorhang verschwand, wollte der brausende Beifall kein Ende nehmen, und wieder und wieder mußte er in die Manege, dankend, lächelnd, strahlend vor Stolz. Anitas Blick hing an ihm wie bezaubert. Nein, sie wollte, sie mußte einmal, ein einziges Mal mit ihm, mit den anderen sein! Es kam ein wilder, unbändiger Trotz über sie — und galt es alles, sie wollte es wagen! Was hatte sie zu verlieren! Forschend suchte ihr Blick die Reihen der Logen und Parkettplätze entlang.

Nein, kein bekanntes Gesicht war zu entdecken. Unten aber zwischen dem Personal traf sie auf vertraute Gesichter, und man wußte, wer sie war; John hatte geplaudert. Lächelnde Mienen, heiteres Nicken zeigten ihr, daß Anita Cortes hier noch unvergessen war. Jetzt trat John, bereits umgekleidet, an den Direktor heran und sprach leise, eifrig und lächelnd auf ihn ein. An dem bedenklichen Kopfschütteln, den forschend auf sie gerichteten Blicken erriet sie den Gegenstand des Gesprächs, und plötzlich überkam sie eine seltsame Angst, ein Gefühl peinlichen Unbehagens. Furcht vor den Blicken der Menge, um die sie vor kurzem noch den Bruder beneidet hatte. Da aber trat John an ihre Loge.

„Abgemacht, Annie, oder doch so gut wie abgemacht!“ sagte er, vergnügt lachend. „Komm 'mal mit, der Direktor möchte dich sprechen, er erinnert sich deiner von früher her; er hat dich selbst in Frankfurt arbeiten sehen.“

Anita folgte ihm halb willenlos, und kaum hatte sie den halbdunkeln Vorplatz vor dem Stall betreten, als sie sich von dem Direktor und den alten Kameraden lebhaft begrüßt und umringt sah. Wie das wohlthat, einmal wieder die alten lieben Gesichter zu sehen, das eigentümliche Kauderwelsch, diese aus einem Gemisch aller Kultursprachen bestehende Zirkussprache zu hören! Im Nu war die Angst von vorhin verflogen, heiter lächelnd hörte sie die Berichte merkwürdiger Erlebnisse, großartiger Triumphe oder ungerecht erlittener Zurücksetzungen an, die jeder einzelne zu berichten wußte. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen blitzten, und als der galante Direktor dann lächelnd fragte, ob sie in der That die letzte Nummer mitreiten wollte, antwortete sie schnell und bestimmt: „Ja.“

„Du kannst meinen Faust reiten, Annie,“ bot die frühere Kollegin Emmy Sadée ihr freundlich an; „er ist ein wenig unruhig, aber du hast wohl keine Angst, halte nur nicht zu stramm, dann geht er von selbst.“ Anita strich kosend über das blanke Fell des Tieres, das fragend den klugen Kopf nach ihr umwandte, dann folgte sie Emmy, um sich in deren Zimmer umzukleiden. Als sie kurz nachher in dem schwarzen Reitkleide Emmys, den hohen Hut auf die Locken gedrückt, das feine Gesichtchen über einem Hauch roter Schminke leicht gepudert, vor dem Spiegel stand, mit dem alten, erwartungsfrohen Herzklopfen, da war aus ihrer Erinnerung Anna von Buchen verschwunden, als sei sie nie gewesen. Ohne Zögern schritt sie die Treppe hinab und ließ sich von John auf das unruhig scharrende Pferd heben. Wieder ertönte die Glocke, und lächelnd ritt sie hinter

Emmy in die Manege, die sie alle einmal langsam umritten. —

In einer Loge, die erst nach Beginn der zweiten Abteilung von einer kleinen Herrengesellschaft eingenommen worden war, erhob sich beim Anblick Anitas, die, noch ein wenig verwirrt von dem hellen Lichte und der vielköpfigen Menschenmenge, die Augen fest auf den Kopf ihres Tieres gerichtet hielt, Albert von Buchen mit einem Ausdruck, als habe er ein Gespenst gesehen. Er war nach dem sehr heiter verlaufenen Diner mit den Freunden zum Zirkus gefahren und glaubte einen Augenblick, das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein, als er dort unten sein Weib, seine Anna, geschminkt und mit strahlendem Lächeln zwischen den Reiterinnen erblickte.

Jetzt jagten diese eine nach der anderen quer durch die Manege, leicht und elegant das erste Hindernis nehmend, am kühnsten von allen ritt Anita, am wildesten klang das Heidonc, mit dem sie ihr Tier anfeuerte; sie war wie von einem Taumel ergriffen, alles um sich her vergessend. Die Augen sprühten Blitze, die Lippen lachten, die Brust wogte auf und nieder, sie schien ihm verwandelt, eine andere, ein tolles, wildes Weib, das er nicht kannte. Aber schön war sie, weit verlockender und begehrenswerter, als das bleiche, stille Kind, das auf Buchenhof seine halb mitleidigen Liebkosungen erduldete. Leichenblaß stand er auf seinen Stuhl gestützt; wie gebannt hing sein Blick an ihr, als wolle sein glühendes Auge sie durchbohren. Und wie wenn dieser Blick den ihren unwiderstehlich an sich gezogen hätte, so traf ihr Auge auf das seine, als sie nun zum letztenmal, jetzt die erste in der Reihe, hineinjagte, um die hohe Barriere, das letzte und höchste Hindernis, zu nehmen. Ihr Auge erweiterte sich, mit dem Ausdruck sinnlosen Schreckens starrte sie ihn an, und unwillkürlich rissen die zitternden Hände mit einem scharfen Ruck das Pferd vor der Barriere zurück. Einen Augenblick stand der Rappe still, dann setzte er mit einem prächtigen Sprunge über das Hindernis, dabei die ohnmächtige junge Reiterin in einem hohen Bogen aus dem Sattel in den Sand der Manege schleudernd.

Eine grenzenlose Verwirrung folgte, in der Alberts verzweifelter Schrei: „Anita, mein Weib!“ ungehört unterging. Es gelang, die Leblose vor den Hufen der übrigen Pferde zu retten, und man trug sie anscheinend unverletzt in das Privatzimmer des Direktors. Während man in aller Eile nach einem Arzte schickte, begannen sich auf Anitas Lippen einzelne rote Tropfen

zu zeigen, denen ein Strom hellen Blutes folgte. Alle Versuche, die furchtbare Blutung zu stillen, waren vergebens, und als sie endlich von selbst aufhörte, glich Anitas stilles, blasses Antlitz mehr einem schönen Wachsbilde als einem lebenden Menschengesicht. Vor dem Sofa, auf das man die Unglückliche gebettet hatte, lag Albert auf den Knieen, mit ängstlicher Spannung jeder Bewegung des Arztes folgend, der seine langen, bangen Fragen kurz und ausweichend beantwortete.

Endlich öffnete Anita die Augen, sie sah sich verständnislos um, und erst, als ihr Blick auf John fiel, der am Fußende ihres Lagers stand, schien sie sich des Vorgefallenen zu erinnern. Ihr Auge suchte Albert, und als sie ihn gefunden, versuchte sie ihm mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand zu reichen. „Es ist am besten so, darling," flüsterten die blassen Lippen, „ich paßte nicht zu dir, ich gehörte zu meinem Volke, und hier wär' ich doch jetzt geblieben. Aber Alice, meine süße, kleine Alice, wache über sie, sie soll nicht leiden wie ich. Laß nie das Gauklerblut in ihr sich regen, sonst stirbt sie daran wie ich. Wir können nun einmal nur in der Freiheit leben, bei euch ersticken wir. Leb' wohl, mein Liebling, Dank für deine Liebe, sie war mein bester Trost. — John, komm her," sagte sie später.

Verzweifelt sank er neben ihr nieder.

„Ich bin schuld, ich allein; ich überredete dich!" stöhnte er.

„Nein, nein, ich mußte doch sterben, der Husten — die Brust — ich wußte es längst — es wäre doch bald vorbei gewesen. Ich habe euch doch noch einmal gesehen, ich sterbe doch bei euch, bei den Meinen."

Erschöpft schloß sie die Augen und lag von nun ab ganz still; nur ab und zu glitten die weißen Hände über Alberts tiefgebeugtes Haupt. Gegen Morgen erneute sich die Blutung, und als die graue Dämmerung den Anbruch des Tages verkündete, da hatte sie ausgelitten, die arme kleine Anita.





Der Gruß und seine Formen im Wandel der Zeiten.

Von Dr. **Rudolf Kleinpaul.**

(Nachdruck verboten.)

Als der Prinz Tschun am 4. September vorigen Jahres nach Potsdam kam, um den schnöden, an dem deutschen Gesandten in Peking begangenen Mord zu sühnen, handelte es sich bekanntlich darum, ob das himmlische Kind in dem schwarzseidenen Käppchen mit den lang nachwehenden weißen und roten Bändern und mit dem die kaiserliche Hoheit markierenden gelben Streifen vor dem Kaiser den „Kotau" machen sollte. Das heißt, ob er vor dem Kaiser zu Kreuze kriechen, auf den Knieen rutschen, sich neunmal verbeugen und die Erde küssen sollte. Damit hätte der Sühneprinz ungefähr das gethan, was der Sage nach der Herzog Ernst an einem Weihnachtsfeiertage in der Kirche zu Nürnberg ausführte; er trat nach dem Verlesen des Evangeliums vor den Kaiser, seinen Vater, der in der Kirche auf seinem Stuhle saß, fiel vor ihm auf seine Kniee nieder, neigte sein Haupt dreimal gegen ihn und sprach: „Allergnädigster Herr und Kaiser, ich bitte Eure Majestät, daß Ihr einem Sünder verzeihen wollet, der vor langer Zeit sich wider Euch vergangen hat; aber Gott weiß doch wohl, daß er in der Hauptsache unschuldig ist!"

Schon in den ältesten Urkunden, wie den heiligen Schriften, haben wir mehrfache Zeugnisse für das Sichniederwerfen als die älteste und ursprünglichste Form des Grußes.

Wie Abraham im Haine Mamre vor der Thür seiner Hütte saß und ihm der Herr, begleitet von zwei Engeln in Menschengestalt, erschien, lief er den drei Männern entgegen und bückte sich nieder auf die Erde, das heißt, er fiel auf seine Kniee und neigte dann seinen Körper tiefer und tiefer, bis er mit der Stirn den Boden berührte und die Erde vor ihnen küßte; mit dieser Gebärde, die von den Malern häufig, z. B. von Raffael, dargestellt worden ist, empfing er seine Gäste und bewies ihnen seine Hochachtung. Sie ist so stehend, daß in den arabischen Märchen sogar der Esel vor dem Löwen und die Schildkröte vor dem Rebhuhn die Erde küßt. Und noch heute wird dieselbe Ceremonie, unter ausdrücklicher Beziehung auf den Erzvater Abraham, in den Trappistenklöstern wiederholt, wenn diese Besuch erhalten; dann werfen sich zwei Mönche der Länge lang vor ihrem Gaste auf den Boden und küssen vor ihm die Erde, eine alttestamentliche Begrüßung, die mir seinerzeit selbst in der Großen Trappe, einem der berühmtesten Klöster in Frankreich, zu teil geworden ist. Hierauf begleiten sie den Ankömmling in die Kirche, um für ihn zu beten.

Es war natürlich, daß man allmählich dazu überging, nicht bloß die Erde, sondern auch die Füße des Gewaltigen und den Saum seines Gewandes mit den Lippen zu berühren und seine Kniee zu umfassen. Der Fußkuß ist bekanntlich im Vatikan bei päpstlichen Audienzen obligat und in Spanien eine Artigkeit, die man den Frauen gegenüber wenigstens noch beständig im Munde führt. Einen Brief an eine Dame schließt der Spanier nie anders als mit der Formel: Q. B. S. P., eine Abkürzung der Worte: Que Besa Sus Piés, zu deutsch: welcher Ihre Füße küßt.

Bei uns in Europa hat man freilich schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters damit angefangen, die Ceremonie des Grußes etwas bequemer zu machen und ihr den großen Charakter zu benehmen. Man schaffte sie nicht ab, man brauchte sie noch, aber man gelangte hier allmählich zu dem Kompromiß, daß man die Niederwerfung nur für den Verkehr mit der Gottheit als Adoration oder Anbetung beibehielt, Menschen jedoch bloß grüßte, das heißt, mit einer Andeutung jener demütigen Gebärde abfand, indem man sich verbeugte, den Hut abnahm, die

Arme friedlich kreuzte (wie heute noch in der Türkei) und das machte, was man in Deutschland ein Kompliment zu nennen pflegt. Wenn der heutige Kulturmensch bei der Begrüßung seine „korrekte“ Verbeugung macht, so wird er sich in den seltensten Fällen dessen bewußt sein, daß er damit die letzte, fast bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffene Form des ursprünglichen Sichniederwerfens vollzieht, daher auch heute noch die Tiefe der Verbeugung der Wertschätzung des zu Begrüßenden entspricht.

Der Fußfall war noch bis in das spätere Mittelalter gebräuchlich, wenn es sich um eine außerordentliche Huldigung handelte. Es mag eine Sage sein oder nicht, daß der Kaiser Friedrich Barbarossa vor dem Herzog Heinrich dem Löwen einen Fußfall that, um ihn um seine Unterstützung gegen die Lombarden anzuflehen — „Lieber Herr, steht auf, gedenkt dieser Erniedrigung, sowie Gott ihrer gedenke!“, so soll die Kaiserin erschrocken ausgerufen haben, als sie diese Demütigung ihres Gemahls mitansehen mußte. Auch heute noch kommt der Fußfall in Augenblicken höchster Erregung und Leidenschaft vor, wo der Mensch unbewußt zur Natur zurückkehrt.

Den Griechen fiel die Niederwerfung, die sogenannte Proskynese, zu deutsch Anbetung, hauptsächlich am persischen Hofe auf, wo sie bei den großherrlichen Audienzen zur Etikette gehörte, und es ist interessant, daß bereits in der alten Welt, vor mehr als zwei Jahrtausenden, ein Fall vorgekommen ist, der mit der Ermordung des Freiherrn von Ketteler und der chinesischen Sühnegesandtschaft die größte Aehnlichkeit besitzt. Fünf Jahrhunderte vor Christus waren die Gesandten des Perserkönigs Darius in Sparta im alten Griechenland ermordet worden; um diese Verletzung des Völkerrechts zu sühnen, begaben sich zwei edle Spartaner, namens Sperthias und Bulis, im Jahre 485 nach Susa, der Winterresidenz der persischen Könige, wo sie von Xerxes, dem Sohn und Nachfolger des Darius, empfangen werden sollten. Genau nun wie die Chinesen in Potsdam, weigerten sich die Spartaner in Susa, den Kotau zu machen. Die Garden wollten sie zwingen, sich vor dem Großkönige in den Staub zu werfen, aber die beiden Spartaner blieben fest und erklärten, es sei wider ihr Gewissen,

einen Menschen anzubeten. Als dann Alexander der Große das Persische Reich erobert hatte, verlangte er auch den Kotau, stieß aber bei seinen Makedoniern auf heftigen Widerstand. Den Philosophen Kallisthenes hat der Mut, womit er diese Ceremonie als eine freier Männer unwürdige zu kritisieren wagte, das Leben gekostet.

Daß dieser Männerstolz im Abendlande mit der Zeit verloren ging, haben wir den römischen Kaisern zu danken, die den Fußfall vom Morgenlande her übernahmen und diese Huldigung bei Hofe einführten. Von diesen ging die Sitte einerseits auf die deutschen Kaiser, andererseits auf die römischen Päpste über, welche letztere ihn nun aber als Zeichen der Unterwerfung der weltlichen unter die geistliche Macht von den deutschen Kaisern einst selber forderten.

Orientalischen Ursprungs ist auch die Form des Steigbügelhaltens. Die Cour beim Sultan wird in der Kanzleisprache kurzweg die Ceremonie am Steigbügel genannt, und Steigbügelhalter, Rikab-dar, ist die Bezeichnung der Palastoffiziere, welche neben dem Sultan hergehen. Vor vierzehn Jahren (im Jahre 1888) mußte Slatin Pascha, als Gefangener des Mahdi, den Vorläufer desselben machen. Barfuß und halb nackt, nur mit kurzen Beinkleidern und einem grünen Umschlagetuch bekleidet, hatte er — ein Christ, früherer Gouverneur, und Pascha — Lanze und Fähnchen tragend, vor dem Pferde des Mahdi herzulaufen und ihm beim Auf- und Absteigen die Steigbügel zu halten.

Den Steigbügel zu halten, ziemt einem Diener wohl; aber noch viel mehr wert ist es, wenn er seinem Herrn Treu und Glauben hält: der Mensch hat doch nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu' erzeigen und Freundschaft halten kann. Das ist die „Handtreue" oder die „handgebende Treue", wie man früher sagte, denn darauf wird die Hand gegeben, und darauf beruht die ebenfalls uralte Sitte, die schon bei den homerischen Helden bestanden hat, sich beim Kommen und Gehen die rechte Hand zu drücken. „Wann einst fromme Herzen deutsch sich finden, ohne Eide, mit dem Händedruck werden sie hier Treue binden!" — heißt es in Arndts Gedichten. Der Händedruck oder der Handschlag, mit dem wir den Freund begrüßen, ist keine leere Form, er ist eine Art von

Treueid, ein Versprechen an Eidesstatt, das nun auch am Schlusse von Briefen ebenso fingiert werden kann wie vorhin in Spanien der Fußkuß, indem man schreibt: „Mit herzlichem Gruß und deutschem Handschlag.“ Diese Formel ist in Frankreich und Italien fast noch mehr beliebt als in Deutschland. Zwei verschlungene Hände waren bereits bei den alten Römern sprechende Symbole des Verlöbnisses und der Freundschaft, schon damals hat das Heinesche Wort gegolten: Wenn zwei von einander scheiden, so geben sie sich die Händ'. Ursprünglich aber ist die Vereinigung der Hände nicht sowohl ein Zeichen der Freundschaft, als vielmehr ein juristischer Akt gewesen: sie gaben sich nicht gegenseitig die Hände, sondern der eine Teil, z. B. die Braut, legte die Hand in die Hand des anderen und ging damit in den Besitz, in die Gewalt des Mannes über. So hat auch dieser schöne deutsche Gruß, so sehr er auch im Laufe der Zeit verherzlicht und vergeistigt worden ist, wenigstens seine Wurzel in einer Art Dienst- oder Abhängigkeitsverhältnis. Darf uns dies Wunder nehmen? Die Begrüßung ist von Anfang an ein Akt der Höflichkeit, eine Etikettenfrage, eine Ceremonie gewesen, die nur für Herren und Diener, aber nicht für die Liebe paßt: eine Mutter, die ihr Kind wiedersieht, wird es nicht begrüßen, sondern herzen und küssen, wie sie das ihr Leben lang gethan hat. Der Kuß auf den Mund ist gar keine Begrüßung, weil er keine Ehrenbezeigung ist wie der Fußkuß oder allenfalls auch der Handkuß. Freilich können die konventionellen Zeichen der Hochachtung des guten Tones wegen auch unter guten Freunden angewendet werden, es wird das sogar mit der zunehmenden Kultur zur Regel; aber es geschieht doch nur, weil sich der Gebrauch der Welt so glatt selbst zwischen Feinde legt.

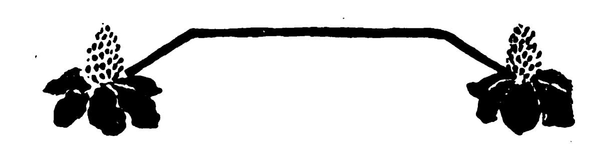
Je nach der Verschiedenheit der Nationalität wechselt auch die Form der Begrüßung bei Begegnungen. Bei allen civilisierten Völkern ist es Brauch, zum Zeichen des Grußes den Hut abzunehmen, eine Sitte, die erst im 16. oder 17. Jahrhundert allgemein in Aufnahme kam. Für den europäischen Geschmack oft höchst komische Grußformen herrschen bei den weniger civilisierten Völkern, zum Beispiel bei den Kalmücken im südlichen Rußland, sowie bei den Bewohnern der Südseeinseln, die sich gegenseitig „beschnüffeln“ und ihre Begrüßung

durch Aneinanderlegen und Reiben der Nasen ausdrücken. Auf den Schifferinseln thun dies nur Gleichgestellte, während der Untergebene nur seine eigene Nase reibt. Wohl die originellste Begrüßung haben die Bewohner von Tibet, die mit denselben Mitteln, deren sich ungezogene Kinder bei uns bedienen, ihre Hochachtung anderen gegenüber Ausdruck geben, indem sie die Zähne fletschen, die Zunge herausstrecken und sich in den Ohren kratzen.

Die Worte, die zu allen diesen Pantomimen gesprochen werden und die den Gruß perfekt machen, sind ja auch nichts weiter als Huldigungen eines Dieners, der seinem Herrn begegnet. Man kann sie in drei Klassen einteilen. Der mündliche Gruß ist entweder nur eine Wiederholung der stehenden Gebärde und eine ausdrückliche Versicherung der Unterthänigkeit, indem man mit dem Kopfe einen Diener macht und dazu „Gehorsamster Diener!“ sagt. In Oesterreich heißt es Servus, was so viel wie Sklave ist. Die Chinesen haben diese unterwürfige Art zu reden bis zu einem Grade ausgebildet, der geradezu abschreckend ist, sie sprechen von sich und ihren Kindern nicht anders als von Dummköpfen oder von Schweinen. — Oder aber der Gruß ist ein guter Wunsch, ein Wunsch des Wohlergehens, des Heils und der Gesundheit, der dem anderen, und zwar wiederum zunächst dem Herrn vom Diener zugerufen wird, wobei man beachten wolle, daß dem Wunsch in alten Zeiten eine gewisse Zauberkraft innewohnte, derselbe also ebenfalls wie ein Tribut erschien, den man einem Mächtigeren zollte und den dieser oft belohnte. Die Griechen riefen beim Kommen, Begegnen und Scheiden einander zu: „Freue dich!“ Die Römer sagten beim Kommen: „Ave!“ (Sei gegrüßt!), beim Abschied: „Vale!“ (Bleibe gesund!). — Oder endlich: der Gruß ist ein Segen und eine Art Friedensvertrag, wie das „Salem Aleikum“ der Araber, das von Haus aus keine religiöse Bedeutung hat, sondern das dem Kreuzen der Hände auf der Brust entspricht; diese Hände wollen dem Fremden kein Leid zufügen, sie sind wertlos gemacht, indem sie sich über der Brust kreuzen. Einen Segenswunsch drückt auch der heute oft gebräuchliche Abschiedsgruß: „Gott befohlen!“ aus, französisch „Adieu!“

„Gruß kommt von Hofe," sagt ein altes Sprichwort. Das will nicht etwa andeuten, daß das Grüßen ein Zeichen von feiner Bildung sei und daß auch der Höhere den Niederen grüßen solle; sondern damit ist nur der Ursprung dieser kleinen Kulturpflanze verraten, die wie die Höflichkeit selbst am Hofe gewachsen ist. Schon das Wort „Höflichkeit" weist auf die sprachliche Ableitung von „Hof" hin. Am Hofe, wo sich alles um die Person des Herrschers dreht, den jedermann grüßen muß und wo es zuerst ein Hoch und ein Niedrig gegeben hat. Der Gruß hat nur eine Form, die durch den Rangunterschied bedingt wird; und er hat sich im Laufe der Zeiten kaum geändert, weil die Unterschiede in der menschlichen Gesellschaft immer dieselben geblieben sind. Den „Hof" macht man auch den Frauen; und so könnte man auch sagen: der Gruß kommt von den Frauen. Sie glauben auch, sagt der alte Römer von den Deutschen, daß den Frauen etwas Heiliges und Zukunftvoraussehendes innewohne, darum verschmähen sie niemals ihren Rat und fügen sich ihren Bescheiden. Darum grüßen die deutschen Männer auch die Frauen. In England und Amerika, wo die Frauen zuerst grüßen, ist die verkehrte Welt.





Die Frau in der Politik.

Eine Skizze von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Von den graueſten Vorzeiten an bis heute haben die Frauen in der Politik eine außerordentlich große Rolle geſpielt, und man behauptet nicht zu viel, wenn man ſagt: die Schickſale der Völker, ja der ganzen Menſchheit ſind direkt und indirekt von Frauen beeinflußt, wenn nicht gelenkt worden. Für die Politik beſitzt jede Frau ein aus- geſprochenes Talent, nämlich das für die Intrigue. Es ſoll damit ganz und gar nicht den Frauen ein Vorwurf gemacht werden. Die jahrtauſendelange Abhängigkeit, in der der Mann das weibliche Geſchlecht gehalten hat, zwangen die Frauen, zu einer Waffe zu greifen, die ſie wirkſam der Kraft des Mannes entgegenſetzen konnten, und dieſe Waffe war die Intrigue. Die Geſchichtswerke aller Nationen und aller Zeiten belehren uns darüber, wie die geliebten Gemahlinnen der Herrſcher oft einen derartigen Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte gewannen, daß der Wille des Mannes vollſtändig zur Nebenſache wurde.

Dieſe politiſch einflußreichen Frauen, welche indirekt Herrſche- rinnen und Regentinnen waren, ſind in manchen Fällen das Unglück des betreffenden Landes geworden; in vielen Fällen aber haben ſie ſich hochtalentiert für das Regieren gezeigt, haben ſie bewieſen, daß ſie im Regieren und in der inneren und äußeren Politik mindeſtens dasſelbe leiſten konnten, wie die Männer oder wie jene berühmten anerkannten Herrſcherinnen

auf dem Thron, von denen wir nur Maria Theresia von Oesterreich und Kaiserin Katharina von Rußland nennen wollen. Als unmittelbar nach dem Tode des Fürsten Bismarck seine „Erinnerungen“ erschienen, erfuhr man mit Erstaunen, daß auch auf Kaiser Wilhelm I. die verstorbene Kaiserin Augusta einen außerordentlich großen politischen Einfluß gehabt hat. Man wußte, daß Elisabeth, die Gattin Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, diesen in politischen Dingen vollständig beherrschte; man hatte den politischen Einfluß der Kaiserin Augusta aber bis dahin nicht gekannt. Von der jetzt regierenden Kaiserin Auguste Viktoria ist es bekannt, daß sie sich absolut nicht in die politischen Angelegenheiten mischt, während man wohl weiß, welchen politischen Einfluß die Kaiserin Friedrich auf ihren Gemahl ausübte.

Sehen wir uns in den Herrscherfamilien Europas um, so werden wir finden, daß die Frauen fast überall die Regenten politisch beeinflussen. Wenig bekannt aber ist es, welchen großen politischen Einfluß die Hofdamen auch in der Gegenwart noch besitzen. Eine Anzahl von englischen, französischen und deutschen Memoirenwerken, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind, haben darüber hochinteressante Aufklärung gebracht. Wir sehen aus diesen Memoirenwerken, wie die Hofdamen es verstehen, durch Korrespondenz, durch Beeinflussung von Politikern, angesehenen Journalisten, Ministern, Gesandten und Attachés Politik zu machen, die gewöhnlich die ihrer königlichen oder kaiserlichen Herrin ist, und die nur in seltenen Fällen eine Politik auf eigene Hand darstellt, um sich interessant, ja vielleicht um sich gefürchtet zu machen.

Außer diesen Hofdamen und fast allen Damen der Hofgesellschaft, die mehr oder minder sich mit kleineren oder größeren politischen Angelegenheiten beschäftigen, sind es noch die politischen Salons, die von Damen der verschiedensten Stände gehalten werden, in denen man außerordentlich stark „in Politik macht“. Wir brauchen nur an den politischen Salon der famosen Madame About in Paris zu denken, um uns daran zu erinnern, daß in diesem Salon Pläne geschmiedet worden sind, daß hier Intriguen angezettelt, ja Dokumente gefälscht wurden, welche einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland fast unvermeidlich gemacht haben. Die gefälschten Dokumente, die dem Zaren Alexander III.

von Rußland in die Hände gespielt wurden, und die ihm beweisen sollten, daß Deutschland, speziell Fürst Bismarck, der Todfeind Rußlands sei und eine höchst nichtswürdige Politik gegen Rußland treibe, waren durch die Helfershelfer der Madame About so glänzend gefälscht, daß der Zar monatelang an die Echtheit dieser Dokumente glaubte. Die Salons politischer Damen haben ja zu allen Zeiten in Frankreich eine große Rolle gespielt, sind noch heute dort Centren politischer Bewegungen, Sammelpunkte für die Unzufriedenen, die eine neue Regierung wünschen, und neben den öffentlichen politischen Salons, die von vornehmen Damen gehalten werden, existieren noch die geheimen der Napoleoniden, der Bourbonen, der Orleanisten. Die ganze Boulanger-Bewegung, die Frankreich in ungeheure Aufregung versetzte und die Gefahr eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland so nahe brachte, ging von dem Salon der Herzogin d'Uzès aus. Diese Dame opferte Millionen, um ihren Boulanger in den Vordergrund zu schieben. Sie dirigierte ihn, wie sich später ergab, wie eine Marionette, denn Boulanger war ein talentloser, feiger und eitler Mann, dem zum Staatsmanne nichts weniger als alles fehlte. Was er erreichte, verdankte er seiner Freundin, der Herzogin d'Uzès und deren politischen Helfershelfern, die sich in ihrem Salon versammelten.

Diese „politischen Salons" bilden den Uebergang zu denjenigen Frauen in der Politik, die sich direkt mit der Spionage befassen, und bei denen man dennoch zwei Kategorien unterscheiden muß. Es giebt Frauen, die Spionendienste für ihr Vaterland aus Patriotismus verrichten, und solche Damen findet man sehr häufig in der polnischen Aristokratie, auch unter Französinnen und Italienerinnen. Die zweite Kategorie der Spioninnen wird bezahlt, dient irgend einem Staate für Geld. In vielen Fällen aber dienen sie gegen Bezahlung sowohl dem Freunde als dem Feind, was indes in diplomatischen Kreisen keineswegs für ein Unglück gilt. Diese Damen errichten in den Hauptstädten fremder Staaten ihre Salons und werden mit bedeutenden Geldmitteln von der Regierung des Landes unterstützt, für das sie arbeiten. Auch die nötigen Einführungen in der guten Gesellschaft besorgen die Regierungen durch geeignete Leute. Sehr oft sind diese Damen Abkömmlinge verarmter vor-

nehmer Geschlechter, in vielen Fällen aber sind es Abenteurerinnen, welche außer einer verhältnismäßig geringen Bildung, aber großer gesellschaftlichen Routine, noch ein bedeutendes Talent für die Intrigue für ihre Zwecke aufwenden. Eine solche politische Agentin hat gewöhnlich zwei „Töchter“, junge, sehr schöne Damen, die in den meisten Fällen nicht ihre wirklichen Töchter, sondern ebenfalls bezahlte Spioninnen sind. Besonders die französische Regierung unterhält zahlreiche derartige Agentinnen in allen Hauptstädten Europas und soll ihnen glänzende und wertvolle Nachrichten über die politischen Verhältnisse aller andern Länder verdanken, wenn es den Regierungen der betreffenden Länder nicht gelingt, die Agentin zu täuschen.

Die Verwendung dieser vornehmen Agentinnen ist in allen Ländern eine gleichmäßige. Der Auftraggeber ist das Auswärtige Amt des Staates oder der Generalstab, wenn es sich darum handelt, militärische Geheimnisse auszuspionieren. Diese Behörden treten indes mit den Spioninnen niemals direkt in Verbindung. Sie wollen freie Hand behalten, um jederzeit diese Damen verleugnen zu können. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes oder des Generalstabs vermittelt vielmehr die politische Polizei des Landes den Verkehr mit den Spioninnen. Besondere Beamte der politischen Polizei vermitteln diesen Spioninnen die Befehle, zahlen ihnen die Gelder und überwachen sie auch natürlich, um zu sehen, ob sie nicht Verräterinnen sind. Etabliert eine solche Dame einen Salon in einem fremden Staate, so wird natürlich die politische Polizei des betreffenden Landes ebenfalls darauf aufmerksam und stellt den Salon dieser Dame unter sorgfältige geheime Aufsicht. Das Thun und Treiben der Saloninhaberin und ihrer Angehörigen, insbesondere der „Töchter“, wird genau überwacht. Man kontrolliert sorgfältig, wer in dem Hause ein- und ausgeht, und versucht, meist mit Erfolg, die Agentinnen zu täuschen, indem man ihnen unauffällig Leute in den Weg stellt, die sich willfährig zeigen, um ihnen bewußt oder unbewußt wichtige Nachrichten zu geben. Diese wichtigen Nachrichten, die von der Geheimpolizei des betreffenden Landes kommen, sind natürlich falsch und darauf berechnet, die Agentinnen und ihre Hintermänner zu täuschen. Es verkehren in den Salons der vornehmen Spionsdamen sehr viele ehrliche, hochanständige und vor-

nehme Leute. Der Salon hat immer irgend etwas Anziehendes; bald ist es das geistvolle Geplauder der schönen Spionin, bald der Liebreiz der „Töchter“, bald die Musik, die in dem Hause getrieben wird, in manchen Fällen auch das Spiel, dem man in den Salons huldigt. Selbst junge Diplomaten drängen sich in diese Salons, obgleich sie genau wissen, daß die Herrin eine Spionin ist. Man kommt nämlich dort mit so verschiedenen Leuten zusammen, man kann, wenn man Achtung giebt, aus leicht hingeworfenen, unvorsichtigen Redensarten ehrlicher und unehrlicher Leute so viel Interessantes erfahren, Kleinigkeiten vernehmen, die man kombiniert, so daß man sich ganz wunderbar über ein Dutzend im Gange befindlicher politischer Intriguen, über großartige Pläne, die von andern Regierungen in Scene gesetzt werden sollen, orientieren kann.

Einzelne dieser Spioninnen, besonders russische Damen, die im französischen Solde stehen, und in Wien und Berlin „arbeiteten“, haben sogar noch ein kleines Nebengeschäft neben der Spionage betrieben, nämlich das Heiratsvermitteln, welches natürlich nur wieder Mittel zum Zweck war, um Kavaliere in das Haus zu ziehen, von denen man direkt oder indirekt irgendwelche Geheimnisse erfahren konnte. Handelt es sich um besonders wichtige Dinge, dann wird die Inhaberin eines solchen Spionagesalons mitsamt ihren „Töchtern“ auch nicht vor einer kleinen Gewaltthätigkeit zurückschrecken. Es ist in einer nordeuropäischen Hauptstadt vorgekommen, daß eine französische Spionin sich dort aufhielt, um das Geheimnis einer neuen Granate zu entdecken, die in dem betreffenden Lande für die Artillerie eingeführt werden sollte und deren Konstruktion Geheimnis war. Die Granate sollte nur für den Fall eines Feldzuges verwendet werden. Die Agentin, die nach der Hauptstadt geschickt wurde, ermittelte einen Artillerieoffizier, welcher der Erfinder und Verbesserer der Granate war. Sie wußte diesen Artillerieoffizier in ihr Haus zu ziehen; eine ihrer „Töchter“ verstand denselben derartig zu umgarnen, daß er sich sterblich in sie verliebte, und während die schöne „Tochter“ ihm ein Rendezvous in Züchten und Ehren an einem dritten Orte gab, drang die Spionin mit ihrer zweiten „Tochter“ in die Wohnung des Offiziers ein, erbrach den Schreibtisch und stahl alle sekreten Zeichnungen und selbst ein Modell der Granate.

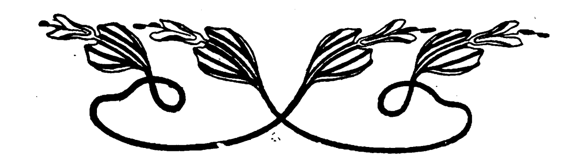
Nach solchen Gewaltstreichen müssen natürlich die Spioninnen schleunigst das Land verlassen und in manchen Fällen werden sie auch bei solchen Diebstählen oder Unterschlagungen abgefaßt, weil die Polizei sie schon lange im Geheimen beobachten läßt. Glückt aber ein Coup, dann kann natürlich die Spionin auf eine glänzende Bezahlung bei ihren Auftraggebern und auf baldige Wiederverwendung an anderer Stelle rechnen.

Eine andere Kategorie der Spioninnen arbeitet mit Chloroform. Sie versucht, Depeschen zu stehlen, und zwar den Feldjägern und Courieren, die den Verkehr zwischen den Botschaften und der Regierung eines Landes vermitteln. Wichtige Dokumente und Informationen schickt man heutzutage, trotzdem es keine schwarzen Kabinette bei der Post mehr geben soll, doch durch eigene sichere Boten. So fährt z. B. wöchentlich von Berlin aus je ein Feldjägeroffizier in Civil nach Paris, nach Rom, nach St. Petersburg, nach Wien, um den dortigen Gesandten Instruktionen und Dokumente zu überbringen, und um auf dem Rückwege die Berichte und Informationen der Gesandten für das Auswärtige Amt mit sich zu nehmen. In dieser Weise verkehren in allen Staaten die Ministerien des Auswärtigen oder die Monarchen selbst mit ihren Gesandten im Auslande. Diese Couriere sind allerlei Fährlichkeiten ausgesetzt. Es kommt vor, daß ein solcher Courier, der stets erster Klasse fährt, mit ein paar angenehmen Damen im Coupé zusammentrifft, die so vornehm und reserviert auftreten, daß selbst der welterfahrene Courier glauben muß, Damen der besten Gesellschaft vor sich zu haben. Während der langen Fahrt und bei der außerordentlichen Liebenswürdigkeit der Damen wird man vertrauter, und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß man einen solchen Courier chloroformiert oder in tiefem Schlaf im Coupé liegend fand, weil ihm in einem liebenswürdig offerierten Gläschen Likör oder selbst in einer unschuldig aussehenden präparierten Frucht ein Betäubungsmittel beigebracht wurde, um ihm seine Depeschen zu stehlen.

Eine dritte Kategorie von Spioninnen, und zwar eine sehr gefährliche, sind diejenigen, meist junge Damen, die sich in den Häusern politischer Persönlichkeiten eine Stellung als Gouvernante, Erzieherin, Stütze der Hausfrau, ja selbst als Kammerzofe oder

Stubenmädchen zu verschaffen wissen. Bei der Besorgung dieser Stellen wird ihnen natürlich von ihren Hintermännern, von den Beauftragten des Staates, für den sie arbeiten, aller mögliche Vorschub geleistet. Eine solche harmlose Gouvernante oder Kammerzofe, die bei einem Minister, bei einem höheren Beamten, bei einem Gesandten oder höheren Offizier in Stellung gebracht wird, weiß sehr geschickt zu operieren. Sie besorgt sich Nachschlüssel zum Schreibtisch, selbst zu den geheimsten Fächern desselben, zu den Mappen, in denen Akten zu dem Hausherrn gebracht werden, und wenn die Herrschaft im Theater oder auf Festlichkeiten ist, sitzt die geschickte Kammerzofe oder Gouvernante nachts über auf, um die wichtigsten Schriftstücke sorgfältig zu kopieren, um alle Geheimnisse zu durchstöbern und ihren Auftraggebern die wertvollsten Nachrichten zu übermitteln. Natürlich bedarf eine solche Spionin sehr großer schauspielerischer Routine und muß über sehr ausgebreitete Sprachkenntnisse verfügen. Wird sie erwischt, so läßt man sie in neun unter zehn Fällen straffrei laufen, weil man jeden Skandal vermeiden will.

Die letzte, niedrigste Kategorie der politischen Spionin heißt im Pariser Polizeijargon „Geschirrabwäscherin“. Sie dienen dazu, politische Spionage im eigenen Lande bei den Politikern der Opposition, bei den Anarchisten, bei den Sozialisten, bei den Nationalisten 2c. zu treiben. Die Kandidatinnen dieser Art Spionage rekrutieren sich „aus dem Volke“. Sie sind sehr oft Dienstmädchen, Stubenmädchen der Hotels, Angestellte in Geschäften, Kellnerinnen in Weinstuben, und es soll allein in Paris achthundert derartige Spioninnen geben, welche von den geheimen Privatbureaus der Polizei aus dirigiert und bezahlt werden. Es sollen in jeder Pariser Zeitung, in jedem Verein unter der Maske von Mitarbeiterinnen, Mitgliedern oder Angestellten derartige Spioninnen sitzen, die in Wirklichkeit nichts anderes sind, als Polizeispitzel. Daß sie Hervorragendes leisten, ist unzweifelhaft; denn, um es noch einmal zu sagen: die Frau besitzt ein angeborenes Talent zur Intrigue, daß sich im Laufe der Jahrhunderte zu außerordentlicher Fertigkeit entwickelt hat, und das sie befähigt, die Politik der ganzen Welt direkt oder indirekt mehr zu beeinflussen, als die meisten weisen Männer sich das überhaupt träumen lassen.



Gesprengte Fesseln.

Historische Plauderei von **Konrad Budde.**

(Mit 4 Abbildungen).

(Nachdruck verboten.)

Kaum etwas wohl nimmt in der Geschichte unser Interesse so sehr in Anspruch, als die Berichte über Fluchtversuche und Verfolgungen. Einmal giebt ein solcher Stoff, auch wenn er streng historisch ist, der Phantasie meist ebensoviel Spielraum als ein gedichteter Roman, und zweitens besitzt die Persönlichkeit der Helden nicht selten unsere volle Sympathie.

Alle Länder und Zeiten wissen über interessante Fälle, in denen Gefangene ihre Ketten zerbrochen und die Freiheit wieder gewannen, zu berichten. Heutigen Tages hören wir gelegentlich einmal von einem entsprungenen Zuchthäusler, mit dem wir indessen schwerlich Mitleid fühlen. Aber in älteren Zeiten, als das Gefängniswesen weniger gut geordnet war, füllte die mangelhafte Rechtspflege die Gefängnisse oft mit hervorragenden Personen, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie die Machthaber zu Feinden hatten. Die Gefangenen sowohl, wie ihre Freunde und Anhänger waren deshalb damals auch leichter, als heutigen Tages dazu bereit, der oft zweifelhaften Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen.

Namentlich die französische Geschichte weist eine große Anzahl dramatischer Fluchtversuche, teils gelungener, teils miß-

lungener, auf, von denen wir einige der berühmtesten hier erwähnen möchten.

Der erste handelt, genau genommen, von keiner wirklichen Flucht, paßt aber in gewissem Sinne doch in diesen Rahmen. In der Bartholomäusnacht des Jahres 1572, als Katharina von Medici plötzlich tausende von Protestanten auf der Straße oder in ihren Betten meuchlings ermorden ließ, fiel auch eine adlige Familie de la Forse dem Fanatismus der Fürstin zum Opfer. Der junge Caumont de la Forse sah seinen Vater und seine älteren Brüder tot an seiner Seite niedersinken, als er plötzlich den glücklichen Gedanken faßte, dem er sein Leben verdankte. Mit dem Ausruf: „Ich sterbe!“ warf er sich, ohne verletzt zu sein, auf die Erde und wurde hier ebenso wie die Leichen seiner Angehörigen von den rohen Soldaten, die ihn für tot hielten, und in ihrer Habsucht nicht merkten, daß er lebte, ausgeplündert und bis auf die Haut entkleidet. So blieb er denn bei den Toten liegen, bis er sich einem vorbeigehenden, ihm bekannten Bürger zu erkennen gab. Dieser nahm ihn mit sich in sein Haus und verbarg ihn dort so lange, bis er eine günstige Gelegenheit zur Flucht fand.

Aeußerst verwegen ging Latude zu Werk, der sich derzeit durch die Art seines Verbrechens, wie durch die Kühnheit seiner Flucht einen Namen machte. Er war ein Erzgauner, der auch heutigen Tages dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgangen wäre.

Um sein Glück zu machen, sandte er der Geliebten Ludwigs des Fünfzehnten, der Madame Pompadour, eine Schachtel mit einem ganz unschädlichen Pulver und ließ ihr gleichzeitig auf einem andern Wege einen Brief zugehen, in dem er ihr mitteilte, daß das Pulver ein sehr gefährliches Gift enthalte, das dazu bestimmt sei, sie zu töten. Er hoffte dadurch eine große Belohnung, vielleicht auch eine Stellung bei Hofe zu erreichen.

Unglücklicherweise war er wenig federgewandt, denn die Graphologen fanden schnell heraus, daß die Aufschrift auf der Schachtel von derselben Hand stammte, die den Brief geschrieben hatte. Die Folge davon war, daß Monsieur Latude in die Bastille spazieren mußte.

Die Bastille — das berühmte Gefängnis, das viele der besten Männer Frankreichs, unter anderen keinen geringeren

als Voltaire beherbergt hat und das die aufgebrachte Menge in wilder Raserei gleich beim Beginn der großen Revolution der Erde gleich machte, wurde mit seinen meterdicken Mauern und seiner starken militärischen Besatzung für vollständig sicher gehalten.



Rettung des jungen Caumont de la Forse in der Bartholomäusnacht.

Aber Latude wußte doch alle Hindernisse zu überwinden, und seine Energie bei diesem Unternehmen flößt uns mehr Achtung ein, als sein etwas gewaltsamer Betrugsversuch.

Im Verein mit seinem Mitgefangenen, d'Allègre, legte er fünf Jahre alles zu seiner Flucht zurecht. d'Allègre hatte

glücklicherweise eine große Anzahl Hemden mit in die Gefangenschaft nehmen dürfen, und aus ihnen verfertigten sie zwei kürzere und zwei längere Leitern, indem sie aus dem ihnen gelieferten Brennholz Sprossen schnitten. Die kurzen Strickleitern wollten sie benutzen, um durch die Kaminöffnung die Turmspitze zu erreichen, von wo die langen, neunzig Meter messenden Stricke sie zur Erde hinunter führen sollten. Außerdem machten sie sich ein Messer aus dem Beschlag ihres Tisches, eine Säge aus dem Leuchter, und auf dieselbe Weise verfertigten sie das übrige Werkzeug, das sie zur Flucht gebrauchten. Alle diese Geräte verbargen sie unter einer Fliese im Fußboden.

Am schwierigsten war die Entfernung der eisernen Stangen, die den Schornstein kreuz und quer sperrten. Sie mußten förmlich ausgebohrt werden, aber um die Kalkmasse weich zu machen, mußten die Gefangenen mit dem Mund voll Wasser hinauf klettern, und das Wasser beim Bohren auf den Kalk spritzen.

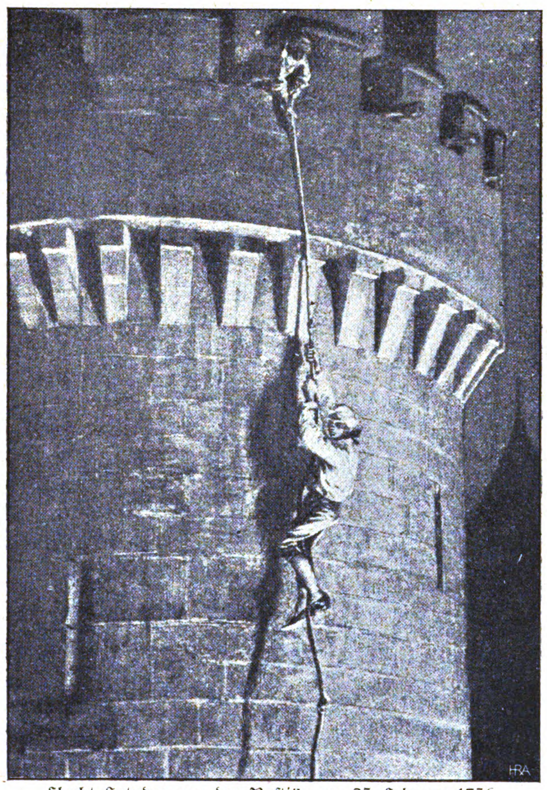
Nach Verlauf von fünf Jahren war alles genügend vorbereitet, und am 25. Februar 1756 wurde die Flucht ins Werk gesetzt. Sie verlief über Erwarten gut. Durch den Schornstein stiegen die Gefangenen auf die Dachzinne und gelangten von dort ungehindert auf die Erde und über den Wallgraben. Lange genoß Latude seine Freiheit aber nicht. Vier Monate später wurde er in Amsterdam ergriffen und nach der Bastille zurückgebracht, aus der er nie wieder herausgekommen ist.

Viele Jahre später wurde der Graf de Lavalette durch die Kühnheit seiner Gemahlin gerettet. Er war Generalpostdirektor unter dem Kaiserreich und wurde bei der Wiedereinsetzung der Bourboner zum Tode verurteilt. Vergebens flehte die Gräfin den König Ludwig den Achtzehnten um Gnade an. Der Tag der Hinrichtung war bereits festgesetzt.

Am Tage vorher empfing der Graf im Gefängnis den Besuch seiner Gattin und Tochter. Er vertauschte seine Kleider mit denen der Gräfin und schritt am Arm der Tochter aus dem Gefängnis. Die Grenadiere standen nur wenige Schritte von ihm. „Frau Gräfin begeben sich ja heute so früh nach Hause!" sagte der Haushofmeister. Lavalette antwortete nicht.

Als er bei der Sänfte anlangte, war der eine Träger verschwunden, und es dauerte einige Minuten, bis ein Ersatz

gefunden war. Während der ganzen Zeit saß der Flüchtling wortlos, in Todesangst vor der Entdeckung, in seiner Sänfte, fortwährend den Blicken der Soldaten ausgesetzt. Aber niemand von ihnen schöpfte Verdacht. Er entwischte glücklich und hielt



Flucht Latudes aus der Bastille am 25. Februar 1756.

sich einige Zeit im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versteckt, bis es ihm gelang, ins Ausland zu flüchten.

Die treue Gattin wurde auf freien Fuß gesetzt. Aber die Gemütsbewegungen hatten ihr den Verstand geraubt, und sie erlangte ihn nie wieder.

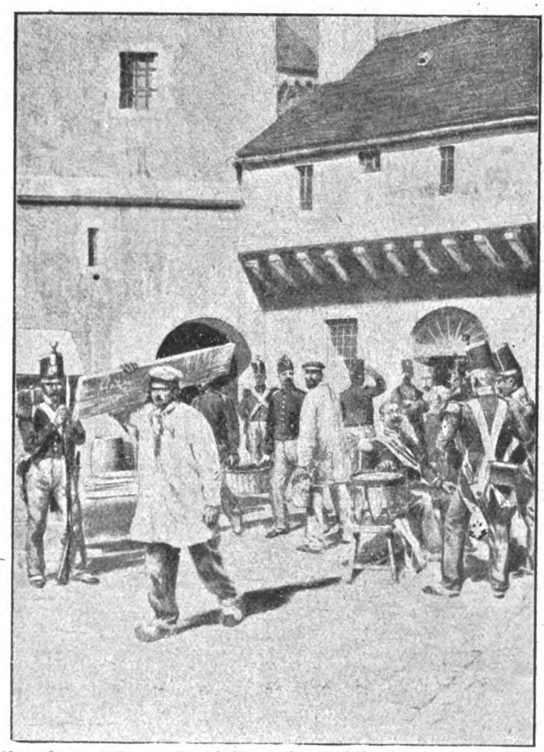
Schließlich dürfen wir den großen politischen Flüchtling Prinz Napoleon nicht vergessen, der von 1840 bis 1846 französischer Strafgefangener auf der Festung Ham in der Nähe



Graf de Lavalette flieht in den Kleidern seiner Gemahlin aus dem Gefängnis.

von Saint Quentin war. Als im Mai 1846 große bauliche Veränderungen auf der Festung stattfanden, beschloß der Prinz, diese Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Sein Diener Thélin, der frei aus- und eingehen durfte, verschaffte ihm ein Maurer-

kostüm, und mit Hilfe dieses, sowie von etwas Schminke und einer schwarzen Perücke machte er sich einigermaßen unkenntlich. Er nahm ein Brett auf die Schulter, um sein Profil zu verdecken und spazierte ruhig aus dem Festungsthor. Draußen

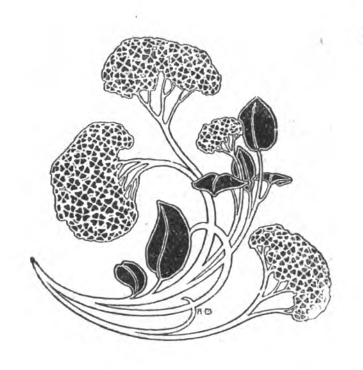


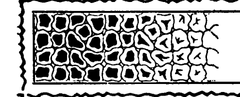
Flucht Napoleons III. aus der Festung Ham. Als Maurer verkleidet, verläßt Napoleon das Gefängnis.

wäre es ihm fast schlecht ergangen. Zwei Arbeiter sahen ihn und unterhielten sich darüber, wer er wohl sein möge. Schnell legte er das Brett auf die andere Schulter, die ihnen zugekehrt war, und hörte nun, daß einer von ihnen sagte: „Ach, das wird wohl der Berthot sein.“

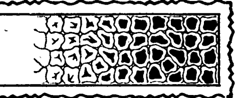
In einiger Entfernung von der Festung hielt der Diener mit einem Wagen, der ihn nach dem Bahnhof brachte, und wenige Stunden später war er in Brüssel.

Später (1874) hat Rochefort eine höchst romantische Flucht aus Cayenne unternommen, wohin er auf Lebenszeit deportiert war. Er wurde auf einem amerikanischen Schiffe fortgebracht, dessen Kapitän von seinen Freunden gekauft war.





Allerlei.



Balzacs Rache. Die Werke des am 18. August 1850 zu Paris verstorbenen französischen Romanschriftstellers Balzac wurden seinerzeit nicht allein in Deutschland viel und eifrig gelesen, sondern auch in allen andern Ländern Europas fanden sie einen großen Leserkreis. Die besten Geschäfte dabei machte aber die belgische Buchdruckerfirma Meline, welche die Romane Balzacs ohne Erlaubnis nachdruckte und sie sodann nach allen Himmelsgegenden versandte. Und da die Ausgaben dieser Firma weit billiger waren als die französischen Original-Ausgaben, so war es selbstverständlich, daß letztere weit weniger gekauft wurden, und Meline mit dem Hauptverdienst davon ging. Das verdroß Balzac, dessen Einnahmen sich verzehnfacht haben würden ohne den belgischen Nachdruck, sehr, und er hatte daher einen bitteren Haß auf diesen und alle, welche ihn förderten, geworfen.

Eines Tages, als er durch eine der Gallerien des Palais Royal ging, bemerkte er in dem Ladenfenster einer Buchhandlung unter andern Büchern auch einen Nachdruck seiner Romane. In seiner Wut nahm er die geballte Faust und schlug damit gegen die Glasscheibe, daß sie in tausend Stücke zersplitterte.

Sofort stürzte auch schon der Buchhändler aus seinem Laden und rief ihm zu:

„Mein Herr, Sie haben mein Fenster eingeschlagen!“

„Ich leugne es nicht.“

„Sie wollen noch meiner spotten?“ rief der Buchhändler erbost.

„Sehe ich denn so spaßhaft aus?“ entgegnete Balzac.

„Kurz und gut, Sie werden mir den Schaden ersetzen.“

„Nur wenn ich dazu gezwungen werde — —“

„Wenn es nichts weiter ist — —“

„Und wie werden Sie mich zwingen?“

„Ganz einfach durch den Polizeikommissar,“ erwiderte barsch der Buchhändler, „den ich sofort rufen lasse, wenn Sie nicht freiwillig zahlen.“

„Gut, lassen Sie ihn holen.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Mein vollkommener, ich schwöre es Ihnen.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden.“

Ein Bursche wurde auf der Stelle nach dem Polizeikommissar geschickt, und der in Harnisch geratene Kaufmann nahm eine Stellung ein, die eine etwaige Flucht Balzacs unmöglich machte. Letzterer bleibt ruhig lächelnd stehen und erwartet schweigend die Ankunft des gestrengen Herrn Polizeikommissars.

Vor dem Laden hatte sich inzwischen eine große Menge Menschen angesammelt, die immer mehr anwuchs und ihre Bemerkungen gerade nicht zu Gunsten des Schriftstellers machte, dessen wahre Absicht sie nicht erraten konnte.

Eine Bewegung unter den Neugierigen verkündigt endlich die Ankunft des Beamten der öffentlichen Sicherheit.

„Was giebt's hier?" ist die erste Frage des Polizeikommissars.

„Der Herr," ruft der Buchhändler heftig, „hat mir eine Fensterscheibe zerschlagen und will sie nicht bezahlen."

„Ich glaube nicht, daß ich das gesagt habe," entgegnete ruhig Balzac, „ich wollte nur dazu gezwungen sein."

„Nun, dann werden Sie wohl jetzt befriedigt sein, denke ich," schnauzte ihn der Beamte an.

„Gewiß, und ich füge mich auch. Wie teuer ist die Scheibe?"

„Sechs Francs."

„Da sind sie!" sagte Balzac und zog seine Geldbörse.

„Mein Herr," ruft aber jetzt der gestrenge Polizeikommissar, „wenn Sie geglaubt haben, sich über mich lustig machen zu können, so werde ich Ihnen beweisen, daß dies auf keinen Fall ungestraft geschehen ist."

„Hören Sie mich an, Herr," erwiderte Balzac, „wenn mir Ihre Gegenwart nicht unbedingt notwendig gewesen wäre, so würde ich gewiß ohne Ihre Dazwischenkunft den von mir verursachten Schaden ersetzt haben, denn nicht aus Ungeschick oder Versehen habe ich das Fenster zerschlagen, sondern absichtlich und mit Vorbedacht. Ich werde Ihnen gleich deutlicher werden. Sie sehen das Buch da? Es ist ein Roman von Balzac, dessen Verlagsrecht ausschließlich Wordat hat. Lesen Sie aber den Titel, so finden Sie statt dieses Verlegers den Namen Meline als Herausgeber. Herr Meline ist ein belgischer Nachdrucker. Der Herr, dem ich das Fenster zerbrach, ist also selbst in Strafe verfallen, weil er einen Nachdruck zum Verkauf ausbietet. Die Gerichte werden darüber ihr Urteil fällen: da es aber dazu notwendig ist, schlagende Beweise in Händen zu haben, nahm ich mir die Freiheit, Sie herbei rufen zu lassen. Mein Name ist Honoré de Balzac."

Nach diesen Worten wandte sich der berühmte Schriftsteller und durchschritt ernst die lautlos zuhörende Menge. Der überraschte Buchhändler war bei dieser unerwarteten Wendung seines Streites starr vor Schrecken geworden und verzog keine Miene, als man Anstalt traf, die Nachdruckexemplare der Balzacschen Werke mit Beschlag zu belegen.

Beim Vogelarzt. (Mit einer Illustration.) Ziervögel werden als Luxusartikel von Jahr zu Jahr allgemeiner. Der Kanarienvogel, der selbst die ärmlichste Stube mit seinem Gesang erfreut und dem Einsamen und Kranken Gesellschaft leistet, ist nicht mehr der allein auserkorene gefiederte Freund des menschlichen Heims. In reichen Häusern hält man so prachtvolle und seltene tropische Vögel, deren Preis bis in die Tausende geht.

Es ist unter diesen Umständen für die Tierärzte eine lohnende Aufgabe, sich dieser gefiederten Haustiere im Falle einer Erkrankung anzunehmen, umsomehr, als den meisten, namentlich den exotischen Vögeln, die Gefangenschaft und das ungewohnte Klima selten gut bekommen.

Namentlich haben sie in der Brusttuberkulose einen gefährlichen Feind. Von den Papageien, die aus den Tropen nach Europa kommen,

werden 90 Prozent von dieser heimtückischen Krankheit angegriffen, und schon ein einziger Patient kann einen ganzen Bestand anstecken — ein englischer Vogelhändler, in dessen Geschäft sich die Tuberkulose eingeschlichen hatte, verlor im Laufe weniger Monate für 1500 Mark Vögel. Kein Wunder, daß die Kunst des Tierarztes geschätzt und hoch bezahlt wird.

Auch die Kanarienvögel neigen zur Bronchitis, Asthma und anderen Brustkrankheiten.

Der kranke Mensch findet sich geduldig in eine Kur oder Operation. Er weiß, was sie bezweckt, und rechnet auf ihren glücklichen Ausgang. Anders ein armer Vogel; er begreift nicht, weshalb man ihm mit Gewalt eine Pille in seinen Hals stopft oder das Messer an den einen oder andern Körperteil setzt. Man darf sich nicht darüber wundern, daß er sich dagegen sträubt und mit allen Leibeskräften verteidigt, namentlich wenn er seine Herrin zuschauen und vor Gram und Schmerz vergehen sieht, eine Scene, die in einer Vogelklinik nichts Seltenes ist.



Jüngst sahen wir einen Tukan (Pfefferfresser), dem man Arsenik geben wollte. Der Arzt that die Pille in eine Beere, der Vogel verspeiste die Beere, doch erst, nachdem er die Pille ganz gewissenhaft herausgeschält und beiseite gelegt hatte. Dies wiederholte sich einmal nach dem andern, und der Arzt sah ein, daß mit Güte nichts zu machen war. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Vogel die Pille mit Gewalt in den Schlund zu schieben.

Die Papageien sind oft recht unliebenswürdige Patienten, ungeduldig, beißend und kratzend nnd den wohlmeinenden Arzt mit Schimpfworten überhäufend. So kannten wir einen wundervollen, buntgefiederten Papagei, der auf der Ueberfahrt seine Erziehung von den Matrosen eines großen Fünfmasters bekommen hatte. Er sprach denn auch ein köstliches Matrosendeutsch. Als der Arzt mit seiner

Messer erschien, um ihm einen Polypen aus der Nase zu ziehen, protestierte er in ausgesuchten Sprachwendungen, und als dies nicht half, überschüttete er seinen Wohlthäter mit so unparlamentarischen Grobheiten, daß diesem schließlich nichts übrig blieb, als den unliebenswürdigen Patienten zu chloroformieren. „Alter Schw........!" war das erste Wort, das der Vogel ausrief, als er nach beendeter Operation aus der Narkose erwachte.

Eine äußerst schwierige Sache ist es, das gebrochene Bein eines Kanarienvogels zu behandeln. Es dreht sich darum, eine Schiene, ganz wie bei einem Menschen, anzulegen. Ein Londoner Tierarzt, E. W. Little, soll durch eine eigenartige Verbindungsart, die es dem Patienten unmöglich macht, den Verband abzuzupfen, Millionär geworden sein. Er berechnet aber auch 100 Mark für eine derartige Behandlung, und das ist viel für so einen kleinen Kanarienvogel. Und doch ist es begreiflich, daß der Tierfreund für die Erhaltung eines ihm lieb gewordenen Gesellschafters Opfer bringt. Unverständlich erscheint uns aber die Schenkung einer Dame in Kentucky an die Kirche ihres Heimatsorts, an die sie die Bedingung knüpfte, daß der Prediger von der Kanzel aus für ihren erkrankten Hofhahn beten sollte. Der Geistliche, der im Interesse seiner Gemeinde zwar nur zögernd darauf einging, hat sein Gewissen damit beruhigt, daß er in seinem Gebet an das Wort der Heiligen Schrift „Es wird kein Sperling vom Dache fallen ohne den Willen eures himmlischen Vaters" anknüpfte.

So etwas ist aber auch nur in Amerika möglich!

Wie man ehemals Steuern einzog. Eine ebenso einfache als originelle Art der Steuererhebung war diejenige, welche die Herzöge von Lothringen in der guten alten Zeit des väterlichen Absolutismus zur Beglückung ihrer Unterthanen eingeführt hatten. Ohne Steuerboten und ohne Exekutor, ohne Bedrückung und ohne Defizit trieben sie die für den Staats- und Hofhaushalt erforderlichen Summen schnell, pünktlich und — was das Wichtigste ist — kostenfrei ein. Sie machten es nämlich folgendermaßen: Wenn in der Staatskasse Ebbe war, so ging der Herzog Sonntags in die Kathedrale zu Nancy und wartete, bis die Predigt vorüber war. Alsdann erhob er sich, stieg auf eine Bank und schwenkte seinen Hut zum Zeichen, daß er reden wolle. Kurz und bündig erklärte er nun seinen Unterthanen, wie das Heil des Landes es erfordere, daß sie zu diesem oder jenem Zweck die und die Summe aufbrächten. Die Versammelten erwiderten diese Mitteilung gewöhnlich mit einem begeisterten Hoch auf ihren braven Fürsten und eilten sodann, um ein jeder nach seinem Vermögen zur Füllung der herzoglichen Kasse beizutragen. Dabei ereignete es sich dann nicht selten, daß ein Bauersmann, welcher im Augenblick kein Geld besaß, heimlich seiner Frau das schönste Stück Linnen oder irgend ein anderes Stück aus der Wirtschaft fortnahm und verkaufte Bei dieser Art Steuererhebung war der Herzog so gewissenhaft, nur die vorher bestimmte Summe anzunehmen, jeglicher Ueberschuß wurde stets zurückerstattet.

Geräucherte Schinken als Preis für junge Eheleute. Unter der Regierung des Königs Eduard III. von England lebte ein

gewisser Philipp Somervilla, der in seinem Testamente dem Grafen von Lancaster das Gut Whihnour unter der Bedingung vermachte, daß derselbe jederzeit mit Ausnahme an Fastentagen bereit sei, jedwedem Ehepaar, welches mit dem Schwur vor ihn trete, es sei nunmehr ein Jahr lang verheiratet, habe nie über die Heirat Reue empfunden und würde, wenn noch ledig, unbedenklich dieselbe Wahl treffen, einen geräucherten Schinken zu verehren. Der Eid, der vor Zeugen abgelegt werden mußte, hatte nachstehenden Wortlaut: „Ich N. N. habe gestern vor einem Jahre diese Frau (diesen Mann) genommen und ich habe seitdem niemals einen Wunsch gehabt, weder im Schlafen noch im Wachen, daß es eine andere (ein anderer) sein möchte, und wäre ich noch ledig und sie (er) desgleichen, so würde ich sie (ihn) mir zur Ehe wählen, vor allen Frauen (Männern) der Welt, wie beschaffen auch immer, schön oder häßlich, reich oder arm, gut oder schlecht; so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen!" Wie viele Schinken der Graf auf diese Weise los geworden ist, darüber schweigt die Chronik.

Strafe für Butterfälscher. Schon in alten Zeiten ist es vorgekommen, daß Verkäufer von Butter ihre Kunden in jeder möglichen Weise an Gewicht und Güte ihrer Waren zu schädigen und zu betrügen versuchten, und sehr drastisch sind zum Teil die Strafen, mit welchen das hintergangene Publikum und die über dessen Wohlfahrt wachende Gerechtigkeit den in dieser Beziehung begangenen Frevel zu ahnden wußten. So hatte man in Cambrai (Frankreich) eine Art von Stuhl, der auf offenem Markte stand und auf welchen man die auf frischer That ertappten betrügerischen Butterverkäufer sich niederzusetzen zwang. Hierauf wurden ihnen die Hände gefesselt, dann legte man ihnen das Halseisen um und häufte auf ihr schuldiges Haupt alle diejenigen Stücken Butter, welche zu leicht befunden worden waren, oder in denen man Surrogate von Kartoffeln usw. entdeckt hatte. Die heiße Mittagssonne that das Uebrige. Die flüssig gewordene Butter lief den Ausgelachten über Gesicht und Hals hinab, was um so peinlicher war, als sie keine Hand frei hatten, den unwillkommenen Guß abzuwischen und außerdem noch den Hohn und Spott, wohl auch einen gelegentlichen Steinwurf des Pöbels und der lieben Straßenjugend mit in den Kauf nehmen mußten. — Uebrigens waren unsere Vorfahren in ihren Strafen keineswegs so monoton wie die Jetztzeit: sie bildeten einen Teil der Volksbelustigung und mußten in Anbetracht dessen auch mit den nötigen Abwechselungen in Scene gesetzt werden. So wurde am 27. April 1521, wie eine alte Chronik berichtet, eine Butterhändlerin, die betrogen hatte, in einem Korbe über ein Wasserbassin aufgehängt und ihr die Wahl gelassen, dort hängen zu bleiben, oder den Strick zu zerschneiden und mit dem Korbe ins Wasser zu stürzen. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, um dem Schauspiele zuzusehen; der Tumult war sehr arg und dies benutzte die Bestrafte, zerschnitt den Strick, stürzte ins Wasser und erreichte, ohne daß die Menge handgreiflich wurde, das Ufer.

Ueber singende Schlangen in Brasilien macht der französische Ingenieur Frot einige interessante Mitteilungen. In den

Wäldern von Brasilien und besonders in der Provinz Bahia giebt es außerordentlich viele Schlangen, darunter auch einige sehr giftige. Unter den letzteren befindet sich der Surukuku, der während der heißen und trockenen Nachmittage sein Loch verläßt, um zu jagen. Wenn er sich um acht bis neun Uhr abends zu seinem Lager zurückbegiebt, so verfehlt er nicht, durch ein sanftes und langes Pfeifen das Weibchen zu rufen, das ihm mit einer Musik derselben Art, aber in einem etwas schärferen Ton, antwortet. Eines Abends ahmte Frot, der sich Sicherheit darüber verschaffen wollte, ob dieses Pfeifen wirklich von diesen Schlangen herrührte, es ziemlich genau nach, um ein paar an die Feuer seines Biwaks zu locken. Aber da eine der Schlangen beinahe einen seiner Leute gebissen hätte, mußte man die gefährlichen Gäste schleunigst beseitigen. In der Familie der Boas, die nicht giftig sind, erreicht der Sukurin oder Boa anaconda Längen von zehn bis zwölf Meter und darüber. Diese ungeheure Schlange, die einen großen Ochsen verschlingen kann, nachdem sie ihn in ihren gigantischen Ringen erstickt hat, lebt auf dem Grunde der Flüsse und der Seen. Indem sie den Schwanz in eine feste Wurzel schlingt oder sich an einem Fels stützt, stürzt sie sich auf die Tiere, die zur Tränke kommen. Diese Schlange hält sich mit den anderen Sukurins in Verbindung durch ein dumpfes Brüllen. Frot lernte dieses Brüllen durch die Aymoreindianer, die ihn begleiteten, kennen; um sich vor der schrecklichen Boa zu schützen, ahmten sie, bevor sie einen Fluß schwimmend überschritten, ihren Schrei nach, indem sie in einer bestimmten Art ein breites Blatt auf das Wasser des Flusses schlugen. Wenn Sukurins in der Nähe waren, so antworteten sie sofort, und die Indianer waren so unterrichtet, daß sie an diesem Ort den Fluß nicht überschreiten durften. In einigen Teilen der Wälder, die Frot erforscht hat, im Süden von Bahia, beobachtete er eine Art grauer Eidechsen von 20 bis 30 Centimeter Länge und der Dicke von etwa zwei Fingern, mit einem großen, flachen und viereckigen Kopf, die sich von Insekten nährt und gewöhnlich auf „gravatas" (Bromeliaceen) wohnt. Diese Eidechse singt Tag und Nacht, sie ist sicher der unermüdlichste Künstler in den Wäldern Brasiliens. Ihr Gesang setzt sich aus einer Reihe kleiner Schreie zusammen, die mit einer sehr tiefen Note enden. Frot glaubt sie nicht besser vergleichen zu können, als indem er an das Lachen einer jungen Frau erinnert. Zuerst glaubte er, daß die eigenartigen Schreie von einem Vogel herrührten, und er forderte seine Indianer auf, einen solchen zu töten, die ihm aber zu seiner großen Ueberraschung eine Eidechse brachten. Da er glaubte, daß sie sich einen Spaß mit ihm erlauben wollten, versuchte er den Vogel bei Gelegenheit zu fangen. Jedesmal, wenn er das charakteristische Lachen hörte, eilte er in die betreffende Richtung, aber er sah niemals einen Vogel davonfliegen. Endlich hatte er eines Tages, als er unter seinem Zelte ruhte, vor sich einen großen Baumstumpf, auf dem eine mächtige „Gravata"-Wurzel gefaßt hatte; da bemerkte er den Kopf einer Eidechse, die sich auf dem Rande eines der Blätter schaukelte. Plötzlich sah er den Kopf der Eidechse sich heben und sich senken, und zwar in einer sehr schnellen Bewegung, dann ertönte daher das wohlbekannte

„Hahahaha“ wie ein ironischer Lachausbruch. „Ich könnte,“ schließt Frot, „noch andere Schlangen oder Eidechsen anführen, die singen, pfeifen oder schreien, aber ich will nur von dem sprechen, was ich selbst gesehen habe.“

Ueber ein Erdbeben in Tschifu und über die Art, wie selbst gebildete Chinesen sich das Zustandekommen von Erdbeben erklären, berichtet man uns folgende Einzelheiten: „Vor kurzem wurden wir in der Nacht durch einen heftigen Stoß beinahe aus dem Bette geschleudert, und hätte sich der Stoß wiederholt, so wäre das alte Beach-Hotel wahrscheinlich zusammengeklappt. Dem Stoße folgte eine laute Detonation und ein einmaliges wildes Aufbrausen des Meeres. Am anderen Tage erhielt ich von einem angesehenen chinesischen Kaufmann eine ergötzliche Erklärung über Erdbeben: ‚Es giebt zwei Arten von Erdbeben, nämlich solche von oben und solche von unten. Wenn ein Donner folgt, dann hat man es mit einem Erdbeben von oben zu thun. Durch ein solches Erdbeben suchen die Donnergötter ihr Mißfallen auszudrücken. Es ist also als Strafe zu betrachten. Die anderen Erdbeben werden durch den chinesischen Drachen hervorgerufen, der sich unter der Oberfläche aufhält und sich durch ganz China erstreckt. Sobald der Drache seine Lage verändert, muß natürlich eine Erschütterung der auf ihm lastenden Erdoberfläche die Folge sein.‘ Auf meinen Einwurf, daß doch schließlich auch ein so großes Geschöpf wie der Drachen, wenn es wach werde und gähne, ein donnerähnliches Geräusch hervorbringen könne, wurde ich mit mitleidigem Lächeln belehrt, daß „weise Leute“ schon von altersher die Ursachen der Erdbeben unwiderleglich festgestellt hätten. Natürlich versicherte ich, daß ich die Forschungen der Weisen nicht anzweifle und zu meiner Frage nur durch meine vollständige Drachenunkenntnis veranlaßt worden sei. Daraufhin sah sich mein Lehrer zu einem längeren Vortrag über den Drachen veranlaßt. Dieser chinesische Drache bewegt sich also nur — wie jeder vernünftige Drache — weil es ihm lästig ist, immer still zu liegen. Nun kommt es aber vor, daß Leute durch ihre Unvorsichtigkeit den Schlafenden stören und dadurch zu einer unwilligen Bewegung veranlassen. Diese unwilligen Bewegungen sind aber heftiger als die anderen, und deshalb muß jeder Mensch, der etwas von Drachologie versteht, dafür Sorge tragen, daß der Drache nicht gestört wird. So kam ein Chinese auf die entsetzliche Idee, in Tschifu eine Mühle mit Dampfbetrieb zu errichten. Die Mühle wurde gebaut, als aber die Dampfmaschine aufgestellt werden sollte, da wurde dem leichtsinnigen Besitzer klar gemacht, daß er sich eines schweren Verbrechens schuldig mache. Das Geräusch werde genügen, um die Drachenruhe zu stören, und wenn sich das gewaltige Tier dann unter der Erde fortbewege, so sei Tschifu verloren. Ob der Müller klug genug war, dies einzusehen, oder ob er fürchtete, daß man ihm bei Durchführung seines Vorsatzes das Haus über dem Kopf anzünden werde, das weiß ich nicht. Jedenfalls steht die Mühle noch heute unbenutzt und als deutliches Warnungszeichen für solche Leute da, die zur frevelhaften Drachenbeleidigung neigen.“

Eine merkwürdige Erinnerung an den ersten internationalen Aerztekongreß wird von der Pariser „Gazette medi-

cale" erneuert. Sie knüpft sich an die Person des berühmten Begründers der allgemeinen Anatomie des menschlichen Körpers, Marie François Bichat, der im Jahre 1802 im Alter von noch nicht 31 Jahren starb. Während des ersten Aerztekongresses in Paris wurde der Antrag gestellt, die Reste des Leichnams von dem in der Aufhebung begriffenen Friedhofe St. Catherine in feierlichem Zuge nach dem Père-Lachaise überzuführen und dort zu bestatten. Selbstverständlich wurde der Antrag einstimmig angenommen und demgemäß das Grab geöffnet. In dem über das Ergebnis aufgesetzten Protokoll findet sich die Angabe, daß der Kopf des Leichnams fehlte. Vergebens durchsuchte man die Erde in der Tiefe und der nächsten Umgebung, der wichtigste Teil der Reste war nicht aufzufinden. Da meldete sich Doktor Roux, ein Lieblingsschüler von Bichat, und teilte mit, daß er drei Jahre nach dem Tode seines Lehrers und Freundes dessen Kopf in seinen Besitz gebracht hätte und bereit wäre, ihn jetzt den übrigen Resten beizufügen. Nachdem es geschehen, wurden diese in einem kostbaren, von Lorbeer bedeckten Sarge von einem Gefolge von 4000 Aerzten nach ihrer neuen Ruhestätte geleitet. Man wird erstaunt fragen, wie denn der Kopf des Verstorbenen drei Jahre darauf in den Besitz jenes Doktor Roux hatte kommen können. Die Erklärung ist noch merkwürdiger als die Thatsache. Jedenfalls mußte es der Schüler als einen besonderen Ausdruck der Verehrung gegen den verstorbenen Meister betrachtet haben, wenn er seinen Kopf in anatomischer Präparierung aufbewahrte — eine Aeußerung freundschaftlicher Gesinnung, die interessant genug für eine psychologische Untersuchung wäre. Es muß eine Art von Mode in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in Paris gewesen sein, mit den Köpfen von Verstorbenen einen besonderen Kultus zu treiben, wenigstens wird erzählt, daß der Kopf von Cuvier in dem Sarge auf eine besonders kunstvolle Art befestigt wurde, damit er nicht gestohlen würde. Uebrigens hat sich Doktor Roux damals geweigert, dem Aerztekongreß eine Aufklärung darüber zu geben, wie er in den Besitz des Kopfes gelangt sei. Der Wert, der heutigen Tages mit Recht auf die Untersuchung des Gehirns großer Denker gelegt wird, kann mit jenem merkwürdigen Kultus kaum verglichen werden, der mehr an die barbarischen Gewohnheiten der sogenannten Kopfjäger unter den malayischen Völkern erinnert, die sich eine Kopfsammlung, zwar nicht von ihren Freunden, sondern von ihren Feinden anlegen, um ihre Wohnungen damit zu verzieren.

Zur Geschichte des Geldes. Der bekannte Großfinanzier und Sozialpolitiker Lord Avebury hielt vor kurzem in London einen interessanten Vortrag über die Vorgeschichte und Entwickelung des Geldwesens, und machte unter anderem folgende Ausführungen: Es ist beinahe unbegreiflich, daß die Völker, die assyrische Tempel, Sphinxe und Pyramiden bauten, kein Geld besaßen. Das Wort „Geld" in der Genesis und der Septuaginta sollte eigentlich mit „Silber" übersetzt sein. Das „Stück Silber" bezog sich daher auch auf das Gewicht des Silbers. Der altjüdische „Sekel" bedeutete ursprünglich „Gewicht", wie heute das englische Wort „Pfund". Die frühesten wirklichen Prägungen sind wahrscheinlich die lydischen, wie Herodot berichtet. Von altenglischen Münzen

zeigt eine aus der Zeit Heinrichs VII. zuerst das Bildnis eines englischen Königs. Die ersten angelsächsischen Münzen waren kleine Silber- und Goldstückchen, und ihre Bezeichnung, die sich noch in manchen englischen Ausdrücken erhalten hat, bedeutete „Schatz". Lange Zeit war es Brauch, an Zahlungsstatt kleine Stücke von Ringen oder Armbändern abzubrechen, man nannte sie „Skillings", wovon heute noch das Wort Schilling stammt. Einen merkwürdigen Uebergang vom Tauschhandel zum Gebrauch des Geldes bildete die Sitte, Tuch und Messer gewissermaßen als Wertmaße zu gebrauchen. So trugen auch die ältesten chinesischen Münzzeichen die Form von Messern oder Stücken Stoff, und es gab zwei Hauptarten von gewissen Geldstücken, die „Pus", die in roher Ausführung ein Hemd darstellten, und die „Taos", die die Form eines Messers hatten. Diese merkwürdigen Münzen reichen 4100 Jahre zurück und stammen aus dem Jahre 2250 vor Christi. Säbelförmige Geldstücke waren in Persien im Gebrauch, doch wurde nach und nach die unbequeme Form verändert; die Klinge wurde kürzer gemacht, während das Ende des Handgriffes, durch das man ein Loch stieß, um es auf eine Schnur aufreihen zu können, immer größer wurde. Endlich verschwand die Klinge ganz und es blieb nur das runde Ende mit dem Loch in der Mitte. Diese Form behielten sich die Chinesen für ihr Kupfergeld, den „Cash", bis heute bei. Das Geld — so heißt es bei ihnen — hat die Bestimmung, rund um die Erde zu rollen, darum soll es selbst rund sein.

Heiratsgesuch vom Jahre 1812. Eine der ersten Spuren der jetzt zur Tageslitteratur gewordenen Heiratsgesuche kommt in Leipzig zum Vorschein. Am 9. Mai des Jahres 1812 war in dem dort erscheinenden „Intelligenzblatt" nachstehende Anzeige zu lesen: „Vier honette, sehr schöne 18- bis 24jährige Mädchen guter Erziehung vom Lande, wovon jedes sogleich 3000 Gulden als Heiratsgut erhält, wünschen in einer größeren Stadt Versorgung zu finden. Sie schmeicheln sich, gute Hauswirtinnen zu werden, jeder Wirtschaft gewachsen und nur wegen Abgelegenheit ihres Vaterortes von anständigen Heiratslustigen ungesucht zu sein, denn sie sehen mehr auf Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit, als auf Vermögen. Um das Nähere können nicht über 40 Jahre alte und mit keinen leiblichen Gebrechen behaftete Subjekte sich schriftlich erkundigen mit der Aufschrift: „Suchet, so werdet ihr finden". Abzugeben im Verlagskontor des „Intelligenzblattes", Petersburgerstraße Nr. 33. Daß dabei strengstes Stillschweigen beobachtet werden wird, versteht sich von selbsten." — Auf diese Anzeige und Aufforderung zum heiligen Ehestand liefen über zwanzig Schreiben ein, darunter Briefe, in welchen die Heiratslustigen zehnmal sorgfältiger und genauer beschrieben waren, als die Spitzbuben in den Steckbriefen. Eine der heiratslustigen Damen erschien persönlich im Intelligenzkontor, um die eingegangenen Schreiben in Empfang zu nehmen. Ob die vier Engel unter die Haube gekommen sind, wird nicht erwähnt.

Der preußische Pfiff. Friedrich der Große war ein Herrscher, der seine Augen und Ohren überall hatte und seine Nase in mancherlei Dinge steckte. Des öfteren hüllte er sich in einen alten Soldatenmantel

und ging dann in die Wirtshäuser, um hier das Treiben seiner Soldaten zu beobachten. So traf er auch einmal einen Soldaten an, der weidlich zechte und ihn zum Mittrinken aufforderte. Nach einigem Sträuben willigte der alte Fritz endlich ein und frug ihn zugleich, wo er denn das Geld zu solcher Zeche hernähme, denn der Sold reiche doch dazu nicht hin?

„Ja," meinte der Soldat, „das ist eben der preußische Pfiff!"

„Was ist das, der preußische Pfiff?" entgegnete der König.

„Das kann ich dir nicht sagen," erwiderte der Soldat, „du könntest mich verraten."

Diese Antwort machte den alten Fritz gewaltig neugierig und er drang in dem Soldaten, bis dieser ihm das Geheimnis bekannte.

„So höre denn," begann er, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden — was brauche ich z. B. eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst du?" und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem Könige eine hölzerne Klinge. Dieser that befriedigt und ging weiter. Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach einiger Zeit kam der Befehl, das und das Regiment solle vor dem Könige zur Parade antreten. Der König erscheint, reitet einige Male auf und ab, und als er den bewußten Kameraden herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann, vorzutreten. Darauf sagte er zu dem Kameraden mit dem preußischen Pfiff: „Ziehe deinen Säbel und haue deinem Nebenmanne den Kopf ab!"

Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl thun? Mein Kamerad Nebenmann hat mir ja nichts zu Leide gethan!"

„Zieh'," ruft der König, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen!"

Da bleibt dem Manne mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Klinge Holz wird!"

Und siehe da, wie er den Säbel herausgezogen hat, ist die Klinge von Holz.

Der alte Fritz aber lachte herzlich und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff!"

Der englische Satyriker Jonathan Swift hielt sich als Inhaber einer ansehnlichen kirchlichen Pfründe in herkömmlicher Weise einen Vikar, der für ihn predigte, war aber verpflichtet, einmal im Jahre und zwar an demjenigen Sonntage, an welchem für die Armen das Sprechgeld kollektiert wurde, in persona das Wort Gottes zu verkündigen. Er betrat die Kanzel, las die Textworte der Schrift, Sprüche Salomonis 19, 17 vor: „Wer sich des Armen erbarmt, der leihet dem Herrn" und fügte folgende Worte hinzu: „Liebe Leute, wenn Euch diese Bürgschaft genügt, so gebt ruhig Euer Geld her." — Sprach's und verließ die Kanzel. Eine kürzere Predigt ist wohl von keinem Geistlichen weder vorher noch später gehalten worden.

Verfügung wider das Morden unschuldiger Kinder. Im achtzehnten Jahrhundert kam es in Schleswig-Holstein nicht selten vor, daß unschuldige Kinder, zuweilen auch erwachsene Menschen ermordet wurden, bloß in der Absicht, sich dadurch das Leben zu verwirken. Der König Christian VII. von Dänemark sah sich daher veranlaßt, am 21. Dezember 1768 eine hierauf bezügliche Verfügung zu erlassen. In derselben heißt es: „Nachdem wir, bei Gelegenheit der vielen Mordthaten, die seit einiger Zeit gemeiniglich an unschuldigen Kindern vorsätzlich verübt worden, mißfällig bemerkt haben, wie auch die härtesten Lebensstrafen solchen Mordthaten, die nicht aus Groll, Feindschaft, Gewinnsucht oder andern dergleichen Ursachen, noch aus Jähzorn oder irgend einem andern plötzlichen Affekte, sondern aus Mißmut und daher entstehendem Ueberdruß des Lebens, auch wohl aus einer Art von fanatischem Wahne begangen werden, Einhalt zu thun, nicht hinreichen, setzen und verordnen wir hiermit folgendes:

1. Soll der Verbrecher zur Staupe geschlagen und an der Stirn gebrandmarkt und nachhero, in Eisen geschmiedet, auf Lebenszeit eingesperret, und nicht allein zu der strengsten und härtesten, sondern auch zu der schimpflichsten und verächtlichsten Arbeit angehalten werden.

2. Sollen dergleichen Verbrecher zu desto größerem Eindruck bei denen, die etwa auf gleiche geraten könnten, alle Jahr einmal an einem Markttage aus dem Gefängnisse oder Zuchthause in scheußlichem Anzuge, mit entblößtem Haupte, fliegenden Haaren und einem Strick um den Hals, mit gebundenen Händen, in Eisen geschmiedeten Füße und einem Brette vor der Brust, mit der Aufschrift ‚Mörder oder Mörderin an einem unschuldigen Kinde oder Menschen‘, auf der Schindkarre durch die Stadt nach dem gewöhnlichen Richtplatze hingeführt, und nachdem sie daselbst eine halbe Stunde lang zur Schau gestellt worden, nach dem Gefängnisse wieder zurückgeführet werden.

3. Wenn ein solcher Missethäter mit dem Tode abgehet, soll dessen Körper durch die Henkersknechte nach dem Richtplatze des Orts gebracht und daselbst der Kopf und die rechte Hand abgehauen und der Körper aufs Rad geflochten, der Kopf und die Hand auf einen Pfahl gesteckt und angenagelt werden.“

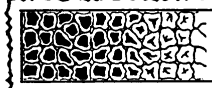
Fürstliche Grobheiten. Als Christian IV., König von Dänemark und Norwegen, Vorwände zu erneutem Streit mit dem Hause Wasa suchte, erhielt er von dem Schwedenkönig Karl IX., obschon dieser durch einen Schlaganfall im Sprechen gehindert war, nachstehenden Brief: „Wir Karl IX., König von Schweden usw., lassen Dich wissen, daß Du nicht als ein christlicher und ehrlicher König gehandelt hast. Stelle Dich nach der alten Gewohnheit der Gothen wider uns im freien Felde zum Kampfe ein, mit zwei Deiner Kriegsleute. Wir werden Dir in ledernem Koller, ohne Helm und Harnisch, bloß mit dem Degen in der Faust, begegnen. Wofern Du Dich nicht einstellst, so halten Wir Dich für keinen ehrliebenden König, viel weniger für einen Soldaten.“ Die Antwort des Dänenkönigs auf dieses Schreiben lautet: „Wir lassen Dich wissen, daß Uns Dein grober Brief durch einen Trompeter überliefert worden ist. Wir merken daraus, daß die Hundstage noch nicht

vorbei sind, und daß sie mit aller Macht auf Dein Gehirn wirken. Wir haben daher beschlossen, Uns nach dem alten Sprichwort zu richten: Wie man in den Wald schreit, so hallt es wieder. — Was den Zweikampf betrifft, so kommt Uns Dein Verlangen höchst lächerlich vor, weil Wir wissen, daß Du nötiger hättest, hinter dem warmen Ofen zu sitzen. Weit gesunder wäre Dir ein guter Arzt, der Dein Gehirn zurechtbrächte, als ein Zweikampf mit Uns. Du solltest Dich schämen, alter Narr, einen ehrliebenden Herrn anzugreifen. Du hast wahrscheinlich solches Gewäsch von alten Weibern gelernt. Nimm Dich in Acht, daß Du nichts anderes thust, als was Du sollst." König Karl IX. war mit solchen Grobheiten voll vertraut und ließ eine ebenso plumpe Dublik seinem ersten Schreiben schreiben.

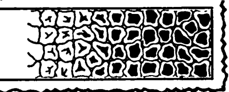
Teure Passionen. Katharina I., Kaiserin von Rußland, die gefährlichste Feindin Friedrichs des Großen, hinterließ bei ihrem Ableben im Jahre 1740 nicht weniger als 30000 kostbare Kleider. Sie trug in der Regel kein Kleid öfter als einmal. Wie die Kaiserin eine wahre Leidenschaft für schöne Kleider hatte, so ihr Zeitgenosse Friedrich für schöne Dosen. Die billigste kostete 2000 Thaler, viele galten 10000 Thaler und darüber. Bei des großen Königs Tode fanden sich 130 Dosen, die ein Kapital von 1300000 Thalern repräsentierten.

Ein interessantes Buch. Am Hofe Friedrich Wilhelms III. war es Sitte, am Weihnachtsabend allen der königlichen Familie näher Stehenden einen „Tisch" zu decken. Einstmals war auch ein hochberühmter General, der das Spiel leidenschaftlich liebte und deshalb bedeutende Schulden hatte, zur Christfeier geladen, und bei dieser Gelegenheit fand er auf seinem Teller ein — Buch! Er schlug es auf und fand darin auf jeder Seite einen — Hundertthalerschein! Das Buch war fünfzig Seiten stark. Schweigend steckte es der General in die Tasche und war zwar in der Unterhaltung äußerst zuvorkommend, erwähnte aber mit keinem Worte des Geschenkes. Dem Könige schien dies nicht zu gefallen. Nach einigen Tagen fragte er in seiner kurzen Weise den General auf der Parade: „Nun? Buch gefallen?" — „Ein äußerst interessantes Werk, Majestät!" erwiderte der General mit stark militärischem Gruß, „ich bin sehr neugierig — auf die Fortsetzung!" Der König entgegnete nichts. Als der General nach Beendigung der Parade und nach aufgehobener Tafel nach Hause kam, brachte ihm sein Diener ein Paket vom Könige. Er öffnete es, fand ein ganz ebensolches Buch wie das erste, mit demselben Geldinhalt, doch auf dem Titelblatt standen, von der Hand des Königs geschrieben, die Worte: „Zweiter Teil. Schluß!"

Wenig schmeichelhaft. Der berühmte Verfasser von „Tristram Shandy", Sterne, wurde einst gefragt, ob er denn keinen originellen Charakter auf seiner Reise durch Frankreich gefunden habe, den er für seine Arbeiten hätte benutzen können. „Nein," erwiderte er, „die Franzosen gleichen dem Gelde, dessen Gepräge durch vieles Reiben verwischt ist!"



Rätsel-Ecke.



Arithmogryph.

7	1	**4**	8	6	9	1	10
8	**2**	5	**11**	2	10	10	1
12	2	13	13	**1**	20	2	13
2	**10**	9	14	15	**16**	4	13
2	17	**16**	4	12	3	**11**	1
9	1	11	**1**	12	4	1	**8**
18	2	19	2	**13**	8	**2**	10
17	8	14	18	3	**5**	13	9

Werden die Ziffern durch die richtigen Buchstaben ersetzt, so entstehen in den wagerechten Reihen bekannte Wörter von folgender Bedeutung:

1. Ein Sinnbild der Bescheidenheit.
2. Eine Stadt in der Schweiz.
3. Eine Meerenge Europas.
4. Ein Mineral.
5. Eine Südfrucht.
6. Ein Prophet des alten Testaments.
7. Ein Hafen in Mexiko.
8. Ein Kriegshafen Englands.

Die für die fettgedruckten Ziffern eingesetzten Buchstaben nennen eine Stadt in der bayerischen Rheinpfalz.

Silbenrätsel.

berg bo e er eu gen kan läs lem li li na ne nes neu o pa pe por stadt ti ti to.

1. Als Land im fernen Orient kennt ihr mich,
2. Ein edler Ritter und ein Prinz war ich,
3. Es giebt manch deutsche Stadt mit meinem Namen,
4. Sucht als Prinzessin mich in Schillers Dramen,
5. Ich bin als Stadt in Oesterreich bekannt,
6. Ich lieg' in Portugal am Meeresstrand,
7. Ich bin ein Vogel, stamm' aus fernem Land,
8. Wie ich wird manche Maid und Frau genannt.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben gelesen, je einen aus der griechischen Sage bekannten Frauennamen.

	·			·	
·	E	·	·	E	·
	·			·	
·	U	·	·	U	·
	·			·	
·	A	·	·	A	·
	·			·	
·	O	·	·	O	·
	·			·	

Füllrätsel.

Die Punktfelder sind mit Buchstaben auszufüllen, so daß die zwei Reihen, von oben nach unten gelesen, die Bezeichnung für einen Zeitmesser ergeben. — Die wagerechten Reihen bedeuten:

1. Etwas Rundes.
2. Stadt in Pommern.
3. Gemeinde in Ober-Bayern.
4. Englischer General.

Zahlenrätsel.

1—5 . . . . Durch edlen Wettstreit wird es dein.
2—5 . . . . Fern wächst's, es liebt den Sonnenschein.
3—5 . . . . Die Kälte schafft's, es blitzt und blinkt.
6—9 . . . . Es ist ein Strom im deutschen Land.
2—6 . . . . Vollbringst du's, viel Genuß dir winkt.
3, 5, 6, 7 . Ein Tier, oft fühlt's des Menschen Hand.
8—12 . . . Als Frucht zeigt sich's, bald weich, bald hart.
1—12 . . . Vom vorigen besondre Art.

Palindrom.

Um mich entbrennt oft heißer Streit. —
Stell' die zwei letzten Zeichen mir voran
Und lies von rückwärts mich sodann:
Im Sturme biet' ich Sicherheit.

Auflösungen aus Band VIII.

Hexenringe: Stamm, Malta, Atlas.

Ziffernrätsel: Am 420. Tage.

Ring-Metamorphose: Gast, Bast, Bart, hart, Hast, Last.

Streich- und Ergänzungsaufgabe: Wiege, Orgel, Lanze, Friede, Riga, Amberg, Meister, Vater, Orden, Nordlicht, Emma, Schweden, China, Hafer, Erbe, Newton, Bauer, Auge, Ceder, Hammer.



Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima Sicilianische Rothweine

vorzügl. Qualität, besser als Bordeaux, verzollt ab Konstanz zu **70 Pf. per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen franco gegen Einsend. v. Mk. **2.50.**
1 Probekiste — 10 ganze Flaschen ab hier **Mk. 10.—.**

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flaschen in 10 auserles. Sorten, incl. Verpackung **M. 15.**

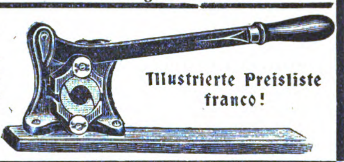
Samos-Süss-Weine

vorzügl. Kranken- und Dessertweine verzollt ab Konstanz zu **1 M.** per Liter.
1 Postkistchen m. 2 Flasch. fr. **2.80 M.**
Garantie f. Naturreinheit. Preisliste frco.

Ziegler & Gross,
Konstanz 56, Baden, und Kreuzlingen, Schweiz.

Mehrfach prämiert. Goldene Medaille etc.

Neueste Hand-Flaschen-Verkapsel-Maschine „Monopol" D. R. G. M. **Unübertroffenes System.** Zum eleganten zweifaltigen Anlegen von Kapseln bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung v. M. **12.50** oder gegen Nachn. v. **12.75.**
Ziegler & Gross, Konstanz 56.



Illustrierte Preisliste franco!

Hervorragendster Roman der Gegenwart.

Berenice.

Historischer Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

Stimmen der Presse:

Kölnische Zeitung: . . . Durch Biegsamkeit und Wärme des sprachlichen Ausdruckes weiss er den Leser fortzureissen, ja geradezu zu berauschen.

Hamburger Correspondent: . . . Das Liebesidyll gehört zu den gewaltigsten Stellen des ganzen Romans. Ein blosser Professor könnte das nicht, und darin steht Schumacher über dem berühmten Ebers.

Preis in modernem Geschenkband Mk. 7.—

Für Abonnenten der „Illustrierten Haus-Bibliothek" zum Vorzugspreise

von nur Mk. 4.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung.

Berlin N 4, Chausseestr. 39. **W. Vobach & Co.** **Leipzig-R.,** Breitkopfstr. 9.



für 25 Pf. überall zu haben

direkt 4 Tuben franko, gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. **Otto Ring & Co.**

+ Magerkeit +

Schöne, **volle Körperformen** durch unser orientalisches Kraftpulver, **preisgekrönt goldene Medaille Paris 1900, Hygiene-Ausstellung**; in 6—8 Wochen schon bis 30 Pfd. Zunahme garantiert. **Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreiben.** Preis: Karton 2 Mk. Postanweisung oder Nachnahme mit Gebrauchsanweisung.

Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co., Berlin H,

Königgrätzer Strasse 69.

Für Frauen und Mädchen
aller Stände
von grösstem
Interesse:

Leitfaden der Haushaltungslehre
von M. von Witzleben
in Frage und Antwort.

Gegen Einsendung von 40 Pfg.
vom Verlage: **W. Vobach & Co., Leipzig.**

Dr. Oetker's Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Kufeke's
Beste Nahrung für gesunde & darmkranke Kinder.
Bester Zusatz zur Milch.
von tausenden Aerzten empfohlen.
Kindermehl.

„Victoria" feinster Naturbutter-Zwieback der Welt. Fürsten und Könige führen ihn auf ihrer Kaffeetafel. Grosser, elegant lackierter Blechkasten mit 260 St. 4 M. franko ohne alle weiteren Unkosten.
Trüller-Zwieback
Harry Trüller
Celle 93.
Grösst. Zwiebackfabrik Europas. 12 mal präm.

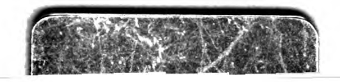
Backe & Esklony's
Taunus-Seife
Stück 50 Pf. * Stück 50 Pf
erhält die Haut jugendfrisch und schön. Zu beziehen durch alle besseren Parfümerien, Drogerien u. Apotheken oder direkt durch
Backe & Esklony, Wiesbaden.
Vers. v. 6 Stck. an portofr. f. 2.50 Mk.

52 Sonntagsgedanken
von Margarete von Hochfeld.
250 Seiten 8° in feinster, würdigster Ausstattung.
Preis: elegant gebunden mit Goldschnitt Mk. 4.—.

Es giebt wohl kaum ein zu Geschenken geeigneteres Werk, als diese gesammelten Sonntagsgedanken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, wo eine solche nicht am Orte ist, sende man die Bestellung an den Verlag

Berlin N 4, Chausseestr. 39. W. Vobach & Co., Leipzig-R., Breitkopfstr. 9.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 921 C

WILSON
ANNEX